DQ 52
.9
.T7 V6
Copy 1

THE LIBRARY OF CONGRESS
1800

Class II Q 5e
9

Book .T4V6

Egidius Tschudi

als

Staatsmann und Geschichtschreiber.

Lith. Orell Füssli & Cie.

Gilg schudj von Glarus

Egidius Tschudi

als

Staatsmann und Geschichtschreiber.

Ein Beitrag

zur Schweizergeschichte des sechszehnten Jahrhunderts

von

Jakob Vogel.

Mit dem lithogr. Bildniß Eg. Tschudi's.

Zürich.
Verlag von Orell, Füßli und Comp.
1856.

Vorrede.

Der berühmte Geschichtschreiber, dessen Leben und Wirken in dieser Schrift dargestellt ist, hätte es schon längst verdient, einen Biographen zu finden, welcher mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen auf dem Gebiet der vaterländischen Geschichte das Bild des großen Mannes wahr und treu wiederzugeben versucht. Denn die Lebensbeschreibung Tschudis, welche im Jahr 1805 von Ildephons Fuchs verfaßt und herausgegeben wurde, kann schon deßhalb dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft nicht mehr entsprechen, weil seit dem Erscheinen jener Schrift eine bedeutende Anzahl Materialien, namentlich Briefe, aufgefunden und veröffentlicht wurden, welche zur Kenntniß von Tschudis Lebensverhältnissen wichtige und interessante Beiträge enthalten. Ueberdieß ist das Werk von Fuchs, obgleich auf ziemlich gründlichen Quellenstudien beruhend, von einem einseitig-katholischen Standpunkt aus geschrieben, ein bloßer Panegyrikus und die Arbeit eines Dilettanten, welchem jede tiefere Auffassung historischer Persönlichkeiten und Verhältnisse abgeht. Was aber am meisten eine neue Darstellung von Tschudis politischer und wissenschaftlicher Thätigkeit nothwendig machte, das sind die Angriffe, welche die Autorität des großen Geschichtschreibers durch die moderne

Kritik und Geschichtsforschung erlitten hat. Die Geschichte der eidgenössischen Bünde, wie sie Tschudi und nach dessen Vorbild Johannes Müller uns überliefert haben, ist in der neuesten Zeit durch sorgfältige und scharfsinnige Untersuchungen näher beleuchtet worden. Die erste Anregung hiezu gaben die urkundlichen Forschungen von Kopp, welcher die Unschuld und die Berechtigung unserer ältesten Bünde in Frage zu stellen versucht hat. Die von dem Kritiker ausgesprochene Ansicht über die Entstehung der Eidgenossenschaft rief, wie bereits angedeutet wurde, eine Reihe gründlicher Untersuchungen hervor, welche Tschudis und Müllers Ueberlieferung im Ganzen bestätigten. Dessenungeachtet kann die entstandene Streitfrage keineswegs als gelöst betrachtet werden, indem noch zu viele nicht unwichtige Einzelnheiten einer genaueren Prüfung bedürfen. In dieser Arbeit nun hat sich der Verfasser bemüht, einen, wie er glaubt, nothwendigen Beitrag zur Lösung jener Streitfrage zu liefern, indem er mit gewissenhafter Benutzung aller ihm zugänglichen Quellen nicht allein die äußeren Lebensverhältnisse Tschudis, sondern auch dessen Thätigkeit als Geschichtschreiber zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht hat. Durch die einseitige Kritik von Kopp, welcher an die Geschichtschreiber früherer Jahrhunderte dieselben Anforderungen stellt, wie an diejenigen der Gegenwart, ist nicht bloß die Glaubwürdigkeit, sondern auch der rechtliche Charakter Tschudis angegriffen und verdächtigt worden, weßhalb es nothwendig war, das historische Verfahren und die Werke unseres Geschichtschreibers einer sorgfältigen Betrachtung zu unterwerfen.

Denn nur auf diesem Wege dürfte es möglich sein, einem richtigen Urtheil über Tschudi Bahn zu brechen, und die Verunglimpfungen, welche derselbe erlitten hat, ein für alle Mal zurückzuweisen. Dieß sind aber mehr die äußeren Ursachen, welchen die nachfolgende Biographie Tschudis ihr Dasein verdankt. Schon seit mehreren Jahren hat sich der Verfasser mit der Geschichte der Reformation beschäftigt, in der Absicht, dereinst fortuna favente ein größeres Werk über jene denkwürdige Periode der vaterländischen Geschichte auszuarbeiten. Die meisten Historiker haben nämlich die Reformation mehr nach ihrer Außenseite dargestellt, den Zusammenhang derselben mit den politischen Ereignissen nachzuweisen gesucht. Die Reformation muß aber als eine mächtige Revolution in der Entwicklung des Menschengeistes betrachtet werden, als ein Jahrhunderte hindurch sich vorbereitender Umsturz der mittelalterlichen Weltanschauungen und Institutionen. Die Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts ist deßhalb nicht ausschließlich das Werk der Reformatoren im engeren Sinne des Wortes, sondern das Resultat des geistigen Fortschrittes der Menschheit überhaupt. Darum beschränkte sich die reformatorische Umwälzung nicht allein auf das religiöse Gebiet; in allen Verhältnissen des Lebens, im Staat, in der Wissenschaft, in der Kunst zeigt sich während der Uebergangsperiode aus dem Mittelalter in die Neuzeit das Streben nach neuen freieren Formen des Daseins, und die Kämpfe der Gegenwart sind nichts anderes als die Fortsetzung der geistigen Bewegung des 15. und 16. Jahrhunderts, der Reformationsperiode im weiteren

Sinn. — Obgleich der Verfasser an einen Fortschritt in der Geschichte und in der Entwicklung des Menschengeistes glaubt, so gehört er dessenungeachtet nicht zu denjenigen, welche an dem materiellen Treiben und Drängen der Gegenwart Gefallen finden, weßhalb er, mit besonderer Vorliebe der Vergangenheit zugewandt, vorzüglich in der poesiereichen Geschichte seines Volkes Erholung und geistige Anregung sucht und findet. In der ganzen Schweizergeschichte bietet aber kein Jahrhundert so viel allgemeines Interesse, als gerade das Zeitalter der Reformation. Auch für unser Vaterland war die reformatorische Bewegung ein epochemachendes Ereigniß, weil durch dieselbe die Eidgenossenschaft von dem politischen Schauplatz abgelenkt und in veränderte Verhältnisse hineingedrängt wurde. Jene Periode unserer vaterländischen Geschichte zeigt mehr als irgend eine Andere, daß die politischen Ereignisse nur als die Außenseite, die geistige Entwicklung eines Volkes dagegen als der eigentliche Kern von dessen Geschichte betrachtet werden muß. Uebereinstimmend mit dieser unserer Anschauungsweise der Geschichte sagt Schuler: „Die neueren Schweizerlandsgeschichten sind zwar angefüllt mit Erzählungen von Unruhen, Streit und Krieg, aber wie wenig enthalten sie von der innern Lebensgeschichte des Volkes und besonders seiner edeln Männer und was sie thaten und wirkten, vom religiös-sittlichen, vom bürgerlichen und häuslichen Leben? Um nur das Reformationsjahrhundert anzuführen, was erzählen sie z. B. von den Jugendbildnern, wie Glarean, Plater, den Kirchenlehrern, wie Bullinger, Borromäus, Valentin Tschudi, Castel-

berg, Johann von Travers, vom Geschichtschreiber Tschudi und dem Naturforscher Geßner, von Staatsmännern, wie Golder, Amberg, Lussi, Lavater, Steiger, Roset und so viel andern Weisen und Edeln jedes Standes?" Dem entsprechend haben die Fortsetzer von Müllers großem Geschichtswerk auch die geistige Entwicklung unseres Volkes mehr als ihr Vorgänger berücksichtigt und diejenigen Persönlichkeiten hervorgehoben, welche auf Jene einen besonderen Einfluß ausgeübt haben; allein für den gegenwärtigen Standpunkt der Geschichtschreibung genügt dieß nicht mehr, und für einen Historiker, welcher mit Sinn und Geist seinen Stoff zu behandeln versteht, ist noch viel Arbeit vorhanden, noch Manches nachzutragen, was allerdings nicht auf der Oberfläche liegt, sondern in der historischen Rüstkammer verlegen und verborgen ist. Durch die vorliegende Arbeit gedenkt der Verfasser einen Beitrag zu liefern zu der Geistesgeschichte des 16. Jahrhunderts, indem er zum Gegenstand seiner Darstellung das Leben eines Mannes gewählt hat, welcher, mitten in den Kämpfen seiner Zeit stehend, auf dem politischen wie auf dem wissenschaftlichen Gebiet sich einen ruhmvollen Namen erworben hat. Weil aber nach unserer Ansicht eine Biographie diesen Namen erst dann verdient, wenn der Verfasser die betreffende Persönlichkeit im Verhältniß zu ihrer Zeit aufzufassen versteht, so haben wir uns bemüht, das Bild unseres Tschudi möglichst anschaulich zu entwerfen, alle diejenigen Momente hervorzuheben, welche auf seinen Bildungsgang und auf seine religiösen und politischen Anschauungen eingewirkt haben. Inwiefern dieß dem Verfasser gelungen sei, darüber möge

eine billige Kritik entscheiden, zumal von Solchen, welche mit dem behandelten Gegenstand näher bekannt sind. Der Freund der Geschichte wird ohne Mühe herausfinden, daß wir die uns zugänglichen Quellen gewissenhaft und sorgfältig benutzt haben, er wird in unserer Darstellung manches Neue finden, was über Tschudis Leben und Werke interessante Aufschlüsse gewährt. Eine sehr reichhaltige Quelle waren für den Verfasser die Tschudischen Briefe, welche, bisher in verschiedenen Zeitschriften zerstreut, mit mehreren neu Aufgefundenen als Anhang dieser Arbeit beigefügt sind *). Den Freunden der vaterländischen Geschichte, welche sich für Tschudi interessiren, glaubten wir damit einen Dienst zu erweisen. Vielleicht wird diese Sammlung dazu Veranlassung geben, daß hie und da noch andere Tschudische Briefe aufgefunden und veröffentlicht werden. Was die übrigen Quellen betrifft, welche unserer Arbeit zu Grunde liegen, so ist hierüber in den Anmerkungen das Nöthige enthalten.

Am Schlusse dieses Vorworts glaubt der Verfasser denjenigen Freunden der Schweizergeschichte, welche ihn bei der Abfassung der vorliegenden Schrift mit Rath und That unterstützt haben, seinen Dank aussprechen zu müssen. Es gilt dieser Dank vor Allem aus dem ehrwürdigen Manne, welchem unsere Schrift gewidmet ist. Möge ihm dieselbe ein kleiner Beweis dafür sein, daß sein Vorbild und seine Lehren nicht ohne Erfolg geblieben sind.

Zürich, im Mai 1855. Der Verfasser.

---

*) Bisher ungedruckte Briefe sind: Nr. 2, 3, 6, 8, 10, 12, 25, 59, 60.

Nicht bloß die politischen Ereignisse, welche das staatliche Leben der Völker fortwährend verändern und umgestalten, nicht allein diese äußerlichen Thatsachen sind Gegenstand der Geschichte, sondern auch die Ideen, welche jenen zu Grunde liegen. Dieser innige Zusammenhang des geistigen Lebens mit den politischen Ereignissen, mit der Außenseite der Geschichte stellt sich besonders anschaulich dar in dem Zeitalter der Reformation, in der Uebergangsperiode aus dem Mittelalter in die Neuzeit. Die politische Bedeutung des Reformationszeitalters tritt geradezu in den Hintergrund vor der kulturhistorischen und allgemein menschlichen Bedeutung desselben. Um die Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts richtig aufzufassen, um das Wesen der Reformation genau kennen zu lernen, müssen wir uns vor Allem aus mit dem Leben und Wirken derjenigen Männer bekannt machen, welche jenen geistigen Aufschwung begründeten und jene großartige Bewegung ins Leben riefen, die ursprünglich nicht bloß die Reform der Kirche, sondern eine gänzliche Umgestaltung der politischen, kirchlichen und sozialen Verhältnisse anstrebte. Auch unser Vaterland nahm an jener geistigen Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts einen lebhaften und selbstständigen Antheil. Unmittelbar vor der Reformation hatte die Eidgenossenschaft den Gipfelpunkt politischer Größe und Macht erreicht. Nicht Frankreich, nicht der deutsche Kaiser entschieden damals über das Schicksal Italiens, sondern die Schweizer. Die kirchliche Trennung, welche durch die Reformation hervorgerufen wurde, lenkte die Schweiz von dem politischen Schauplatz ab. Damit war aber die geschichtliche

Bedeutung der Eidgenossenschaft und ihr Einfluß auf die Gestaltung der europäischen Verhältnisse keineswegs aufgehoben; in allen Gebieten geistiger Thätigkeit wetteiferte die Schweiz mit Deutschland, und neben Luther werden Zwingli und Calvin jederzeit als die Hauptbegründer der Reformation genannt werden. Die Begeisterung, mit welcher in unserem Vaterlande das Wiederaufleben der klassischen Studien begrüßt wurde, und die Menge ausgezeichneter Männer, welche in allen Zweigen der Wissenschaft auftraten, machte auf Erasmus [1]) einen solchen Eindruck, daß er glaubte, die Schweiz werde sich in der Literatur einen nicht minder glänzenden Namen erwerben, als ihr die Waffen erobert hatten. Selbst diejenigen Orte der Eidgenossenschaft, welche die kirchliche Reform von sich fern zu halten wußten, verspürten die Einwirkung des neuen Geistes. Wenn aus den Trümmern vergangener Jahrhunderte neues Leben emporkeimt, wenn eine mächtige Bewegung in der Geschichte sich Geltung zu verschaffen und auf allen Gebieten des Lebens die alten Formen zu stürzen sucht, so übt dieselbe auch auf diejenigen ihren Einfluß aus, welche sich den neuen Ideen feindselig entgegenstellen. In den katholischen Orten der Eidgenossenschaft traten während der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts eine Anzahl Männer auf, welche an den geistigen Bestrebungen desselben lebhaften Antheil nahmen, welche das Wiederaufleben der Wissenschaften als die Morgenröthe einer neuen Zeit freudig begrüßten. Einzelne aus ihnen bekannten sich in der Folge zur Reformation und verließen die Heimat, um bei ihren Glaubensgenossen einen neuen Wirkungskreis zu suchen. Andere blieben der katholischen Religion aus Ueberzeugung getreu, indem sie annahmen, daß alles Unglück,

---

1) Erasmus an Zwingli 1514; Vadian Vorrede zu Mela.

von welchem das Vaterland betroffen wurde, in der kirchlichen Trennung seinen Grund habe. Genau vertraut mit der Geschichte ihres Volkes erinnerten sie sich mit Wehmuth jener Zeit, da die Eidgenossen, durch keine innere Spaltung getrennt, die Bewunderung und den Neid ihrer Nachbarn erregt hatten. Der hervorragendste Vertreter dieser letzteren Richtung ist der Glarner Egidius Tschudi, dessen Bedeutung als Staatsmann und Geschichtschreiber in diesen Blättern dargestellt werden soll.

Aus der Familie der Tschudi sind während neun Jahrhunderten eine große Anzahl von Männern hervorgegangen, welche sich auf dem Felde der Politik und der Wissenschaft einen glänzenden Namen erworben haben. Der Ahnherr des Tschudischen Geschlechtes ist jener Johann, welcher im Jahr 906 durch die Verwendung des alamannischen Grafen Burkhard aus dem Stande eines Hörigen zum Gemeinfreien erhoben wurde [2]). Die Aebtissin von Seckingen belehnte ihn mit dem Meieramte zu Glarus, welches Amt die Verwaltung der Stiftsgüter und die Leitung der niederen Gerichtsbarkeit in sich begriff. Die Nachkommen Johanns besaßen dasselbe als ein Lehen der Aebtissin bis zum Jahr 1253, in welchem das Meieramt an die Edeln von Windegk überging. Jost Tschudi, der Urgroßvater unseres Geschichtschreibers, während dreißig Jahren Landammann, war im alten Zürichkrieg neben Ital Reding der heftigste Gegner der Zürcher; ihm vorzüglich verdankten die Eidgenossen den Sieg bei Ragatz und die Glarner ihre Gleichstellung als Bundesglieder. Sein Sohn Johannes erhielt auf dem Schlachtfelde bei Murten im Jahr 1476 die Ritterwürde. Dessen Sohn Ludwig, der Vater unseres Tschudi, zeichnete sich

2) Die Manumissionsurkunde, ausgestellt durch König Ludwig III., bei Guilliman Rer. Helv. Lib. II., 11. Goldast Rer. Alem. Tom. II. 37. Auch in der Vorrede Iselins zur Chronik und bei Fuchs I., 117.

im Schwabenkrieg aus, beim Schwaderloch besiegte er einen Anführer der Landsknechte im Zweikampf. Als im Jahr 1513, unmittelbar nach der Schlacht bei Novarra, die Hauptmacht der Eidgenossen, zur Verstärkung ihrer Landsleute herbeieilend, über den Ausgang des Kampfes eine Zeit lang im Ungewissen war, da bewirkte Ludwig Tschudi, daß die Anführer beschlossen, ihre bedrängten Brüder todt oder lebend zu suchen, und im ungünstigen Fall die Niederlage derselben zu rächen. Die Rede, welche der alte Tschudi vor der Kriegsgemeinde gehalten, das schönste Denkmal des Helden, ist uns durch seinen Sohn überliefert worden. Bei Marignano wurde Jener schwer verwundet, Fridolin Tschudi, sein ältester Sohn, fiel in der Schlacht. Beim Ausbruch des Kappelerkrieges trug Ludwig Tschudi mit Landammann Aebli sehr viel dazu bei, daß die Glarner neutral blieben. Von zwei Gattinnen hatte er elf Söhne und vier Töchter. Die Mutter des Egidius oder, wie er in der Sprache der damaligen Zeit genannt wurde, Gilg Schudi, hieß Margaretha in der Kilchmatt. Er selbst war der fünfte Sohn von Ludwig Tschudi und wurde geboren im Jahr 1505.

Tschudis Jugend fällt in jene Zeit, da die reformatorische Bewegung bereits begonnen hatte. In den mächtigen Schwingungen der Volkskraft gährte der Geist einer neuen Zeit. Die Befreiung der Wissenschaft von dem scholastischen Schulzwang, die Reform der Kirche, eine freie Entwicklung auf allen Gebieten des Lebens, dieß war das letzte Ziel, nach welchem das Ringen jener Zeit gerichtet war. Die Humanisten begründeten eine naturgemäßere Bildung der Jugend, indem sie das Studium der klassischen Literatur neu belebten und den geistlosen Formalismus des Mittelalters zu stürzen suchten. Die neue Wissenschaft des Humanismus fand auch in der Schweiz zahlreiche Jünger, deren Anstrengungen bald von solchem Erfolg gekrönt

waren, daß die Gelehrten in Frankreich, Italien und Deutschland die Eidgenossen nicht mehr als unwissende Barbaren verachteten, nur dazu tauglich von den Fürsten gekauft zu werden. Die Bekanntschaft mit den Geisteswerken der alten Griechen und Römer war die Grundlage, auf welcher sich Zwingli zu einer freieren Auffassung der religiösen und politischen Verhältnisse erhob [3]). Im Jahr 1506 war derselbe als Pfarrer nach Glarus berufen worden, und hatte daselbst eine höhere Lehranstalt begründet, welche durch den Staat unterhalten wurde und für alle Landeskinder offen stand. In dieser Schule erhielt Egidius Tschudi mit seinem Bruder Peter und seinem Vetter Valentin Tschudi den ersten Unterricht. Zwingli bemühte sich, nicht bloß den Verstand, sondern auch das Herz seiner Schüler zu bilden, indem er sie auf die idealen Gestalten des klassischen Alterthums als die ewigen Vorbilder schöner Menschlichkeit hinwies. Die Jünglinge, welche seine Schule besuchten, verehrten ihn als ihren Vater, und der Einfluß, welchen der Lehrer auf seine Schüler ausübte, machte sich in dem spätern Leben derselben bemerkbar. Zwinglis Anstalt wurde die Pflanzschule einer Anzahl ausgezeichneter Männer, welche später in der Geschichte ihres engeren Vaterlandes eine bedeutende Rolle gespielt haben. Fridolin Brunner, der nachherige Reformator von Glarus, Aebli, der Friedensstifter bei Kappel, Paul Schuler, Johannes Heer, alle diese sind aus Zwinglis Schule hervorgegangen. Wann die Jünglinge während mehrerer Jahre den Unterricht ihrers Lehrers genossen hatten, gingen die meisten von ihnen auf eine Hochschule, um sich noch weiter auszubilden. Fortwährend blieb Zwingli ihr väterlicher

3) Vergl. Schuler, Ulrich Zwingli, Geschichte seiner Bildung zum Reformator des Vaterlandes. Hottinger, Geschichte der Eidgenossenschaft, Bd. I. Schuler, Geschichte des Landes Glarus.

Freund und Rathgeber, auch nachdem er im Jahr 1516 von Glarus weggezogen war. Im Frühling des nämlichen Jahres ging Egidius Tschudi mit seinem Vetter Valentin nach Basel, um an der dortigen Universität seine Studien fortzusetzen; Peter, der ältere Bruder, befand sich seit Kurzem ebenfalls in Basel. Die Hochschule daselbst war einer der Brennpunkte, durch welche die wissenschaftliche Aufklärung jener Zeit vermittelt wurde. „Ich glaube" — schrieb Erasmus aus dieser Stadt — „unaufhörlich in dem angenehmsten Museum zu sein. Wie viele und in der That nicht gemeine Gelehrte habe ich in Basel kennen gelernt! Latein, Griechisch versteht Jedermann, die Meisten noch Hebräisch. Dieser zeichnet sich in der Geschichte aus, Jener in der Theologie; hier ist ein scharfsinniger Mathematiker, dort ein Kenner des Alterthums, dort einer der Rechte. Aber abgesehen auch von den wissenschaftlichen Vorzügen, welche Herzlichkeit waltet überall, welche Anmuth, welche Eintracht! Ein Geist scheint alle durchdrungen zu haben." Es ist einleuchtend, daß die Tschudi keinen geeigneteren Ort für ihre Studien auswählen konnten als gerade Basel. Ihr Lehrer daselbst war Heinrich Loriti von Mollis, gewöhnlich nach seinem Vaterlande Glarean genannt [4]). Dieser, ein Freund und Geistesverwandter des Erasmus, nimmt unter den schweizerischen Humanisten jener Zeit eine der ersten Stellen ein. Glareans ganzes Leben war dem Studium der klassischen Literatur gewidmet, in dem Kampfe gegen die Dunkelmänner war er ein begeisterter Anhänger Reuchlins. Seine kräftig-klare Auffassung des Alterthums und seine wissenschaftlichen Leistungen sind noch in neuester Zeit von Niebuhr rühmend

4) Glarean war geboren 1488 und starb 1563. Ueber ihn vergl. Schweiz. Museum von Füßli, 1790. Hottinger I., 307. Schreiber, Heinr. Glarean und seine Zeit, 1837.

anerkannt worden. Besonders verdient machte sich Glarean um die Jugend seiner Landsleute, da er unter ihr den Samen guter Sitten und gründlicher Gelehrsamkeit ausstreute, welcher mit der Zeit die segensreichsten Früchte bringen sollte. Bei der neuerwachten Thätigkeit auf allen Gebieten der Wissenschaft erwartete auch Glarean eine Reform der Kirche; aber nicht durch gewaltsamen Umsturz der bestehenden Verhältnisse, sondern durch den Einfluß ruhiger Belehrung wollte er eine solche Reform durchgeführt wissen. Mit Erasmus, Wimpheling und Anderen vertritt Glarean die konservative Richtung des Humanismus. Besonders war ihm die rohe Ausdrucksweise seines Zeitalters zuwider und die Frivolität, mit welcher nicht allein Mißbräuche, sondern auch manches Gute verspottet wurde. Der Grundcharakter Glareans ist strenge Sittlichkeit, und von diesem Standpunkte aus suchte er auf seine Schüler einzuwirken, unter welchen ihm die Tschudi, seine nahen Verwandten, vor Allen lieb waren. Ein schönes Zeugniß für den edeln Charakter Glareans sind die Lebensregeln, welche er Peter Tschudi ertheilt. In einer seiner Elegien redet der Lehrer den Zögling folgendermaßen an: „Habe vor allen Dingen Gott vor Augen, der dir, was du mit Weisheit wünschest, gewähren wird. Verehre die heilige Jungfrau, auf daß sie dein Herz rein und keusch bewahre. Auch die verklärten Schutzgeister deines Volkes sollst du um ihren Beistand anrufen, denn der Hülfe von Oben bedarf immer der Mensch, der hienieden im Schatten wohnt, und in diesem Dunkel oft nicht erblicken kann, was ihm schädlich ist; der nicht selten Alles schön, aber desto seltener etwas richtig sieht. Die Kunst zu leben ist eine nie auszulernende Wissenschaft, jede andere, gegen diese gehalten, nur Traum und Thorheit. Lerne die mancherlei Uebel in dieser Welt mit gelassenem Gemüth ertragen, und ereifere dich

nicht gegen die Schuster in allen Ständen, welche über ihren Leisten gehen. Keinen meiner Schüler lehrte ich, aber auch keinen liebte ich mehr als dich. Was indessen wahre Liebe sei, weißt du vielleicht noch nicht mein geliebter Jüngling. Aber wohl nur zu frühe wirst du es erfahren, wenn einst ein träger Murrkopf, der kaum die Zahlen kennt, dich Algebra lehren will." Sein ganzes Leben hindurch blieb Glarean den Ideen, welche er hier verkündigt, getreu.

Unter seiner Leitung studirte Egidius Tschudi außer den Humaniora vorzüglich Mathematik, Geschichte und Alterthumskunde; mit besonderer Vorliebe las er die alten Schriftsteller, die beste Vorschule für einen zukünftigen Staatsmann und Geschichtsschreiber. Mit inniger Zuneigung hing Tschudi an seinem Lehrer und bis zum letzten Athemzug blieb er der getreue Freund desselben. Fortwährend standen sie mit einander in Briefwechsel, und theilten sich alles dasjenige mit, was sie in Freude oder Schmerz bewegte. Ueber den Aufenthalt bei Glarean und den Unterricht, welchen derselbe seinen Zöglingen ertheilte, schrieb Valentin Tschudi an Zwingli: „Unser Lehrer Glarean, den ich ohne Bedenken eine Zierde des Vaterlandes nennen darf, hat für uns ein bequemes und geräumiges Haus gemiethet. Eine Anzahl studirender Jünglinge, meist Glarner, steuern Geld zusammen, und so leben wir gemeinsam, indem ein Jeder 15 oder 16 Dukaten für ein Jahr bezahlt. Auf diese Weise erhalten wir die günstige Gelegenheit, uns gegenseitig im Lateinsprechen zu üben. Auch weilt Glarean beständig unter uns, welcher außer den Büchern des Livius, eines ausgezeichneten Schriftstellers, auch die „**noctes Atticae**" des Aulus Gellius mit uns liest. Um im Griechischen ebenfalls Fortschritte zu machen, üben wir uns in den Elementen dieser Sprache, und übersetzen verschiedene griechische Aufsätze." Ihrem

früheren Lehrer Zwingli theilten die Tschudi Alles mit, was ihre Studien und anderweitigen Verhältnisse betraf. Waren sie in Geldverlegenheit, so machte Zwingli bei den Eltern den Fürsprecher, und immer war derselbe bereit zu helfen, wo er nur konnte. Als Zwingli den Tschudi seine Berufung nach Einsiedeln meldete, waren diese sehr betrübt, weil sie glaubten, nunmehr seiner väterlichen Fürsorge beraubt zu sein. Peter Tschudi schrieb deßhalb im Namen Aller an Zwingli: „Wir bitten dich, daß du uns deine Liebe und Freundschaft auch fernerhin bewahren mögest; denn Nichts ist köstlicher, Nichts fördert so sehr als der Umgang mit einem gelehrten und gebildeten Mann. Feuer und Wasser ist nicht nothwendiger als ein aufrichtiger Freund. Du aber bist der Einzige, der an uns Vaterstelle vertritt, so daß wir dich mit Recht unseren guten Genius nennen können." — Zu Anfang des Jahres 1517 begann in der westlichen Schweiz und in den angrenzenden Ländern ein heftiges Fieber zu wüthen, welches in Basel allein 2000 Menschen hinwegraffte. Heftige Kopfschmerzen, eine unerträgliche Hitze und die Abnahme aller Geistesfähigkeit waren die Symptome der schrecklichen Krankheit. Um derselben zu entfliehen, entschloß sich Glarean, mit Peter und Valentin Tschudi nach Paris zu gehen; der junge Egidius sollte noch einige Zeit in Basel verweilen, um dann nach Glarus zurückzukehren. Voll Betrübniß schrieb Jener an Zwingli: „Nun sollte ich hier in Basel bleiben, was recht gut wäre. Aber unser Glarean wird, wie ich höre, noch vor Ostern nach Frankreich gehen. So muß ich denn wieder nach Hause zurückkehren und Alles vergessen. Ach, wenn du mich doch zu dir nähmest! Bei Niemand in der Welt möchte ich lieber sein. Doch verzeihe, daß ich dir immer mit meinen ungelehrten Briefen beschwerlich falle, aber dießmal treibt mich die Noth

dazu." Zwingli scheint dem jungen Tschudi von seinem Vater die Erlaubniß verschafft zu haben, den Bruder nach Paris begleiten zu dürfen.

Die dortige Universität verhielt sich zu derjenigen in Basel, wie die alternde Mutter zur aufblühenden, in allen Reizen der Schönheit prangenden Tochter. Noch immer galt Paris als der Centralpunkt der Gelehrsamkeit; die vielen Hunderte der Studirenden, die große Anzahl ausgezeichneter Lehrer verschafften der Hochschule gerade in jener Zeit Macht und Ansehen [5]). Hier blühte die scholastische Wissenschaft noch in vollem Glanze, und es wurde für eine große Ehre geachtet, durch hervorragende Leistungen auf dem unfruchtbaren Gebiete der Logik und Dialektik den Doktorgrad daselbst erworben zu haben. Jene Disciplinen bildeten den Mittelpunkt aller philosophischen und theologischen Studien, und selbst Männer von tieferer Bildung bewunderten jenen spitzfindigen Wortkram, jene Verirrung der Wissenschaft, wie sie der ausgeartete Scholastizismus repräsentirte. Als die erklärten Gegner dieser Richtung traten auch an der Universität Paris eine Anzahl Männer auf, welche durch die Wiederbelebung der klassischen Studien jene abgestorbene Scholastik zu verdrängen suchten. Glarean und seine Schüler, welche schon in Basel das alte System verachtet hatten, schlossen sich auch in Paris den Freunden der neuen Richtung an. In mehreren Briefen an Zwingli geißelt Valentin Tschudi das verkehrte Treiben seiner Studiengenossen. „Ich sehe immer mehr", heißt es in einem jener Briefe, in welchen Thorheiten die französische Jugend erzogen wird. Gift und Pest ist diese Sophistik; sie macht thierisch, stumpft Sinne

5) Das Studienleben in Paris zu Anfang des 16. Jahrhunderts, von Dr. Fechter, in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel, Bd. 3.

und Verstand ab, raubt die Kraft zum Selbstdenken. Es bleibt diesen Leuten nichts Menschliches mehr; was sie noch haben, ist ein leeres Echo und eine mehr als weibische Geschwätzigkeit. Ganz anders sind die jungen Leute hier als zu Wien oder Basel. Den ganzen Tag, überall, beim Essen, beim Spazieren, wird von den Schülern sophistisirt; ich glaube, sie beten so und wollen Gott mit Syllogismen zwingen."

Außer den Tschudi befanden sich damals noch mehrere Schweizer in Paris, um daselbst unter der Leitung Glareans ihren Studien obzuliegen, Jakob Ammann von Zürich, Jakob Zurgilgen von Luzern, auch ein Sohn Albrechts von Stein und Andere mehr. Für diejenigen Studirenden, welche sich auf die eigentlichen Universitätsstudien vorbereiten wollten, gab es in Paris Kollegien oder Pensionate, an deren Spitze ein **magister paedagogus** stand. Dieser sorgte für den Unterhalt seiner Zöglinge, und führte die Aufsicht über deren Sitten und Fortschritte in den Wissenschaften. Wie in Basel, so hatte Glarean auch in Paris ein solches Kollegium gebildet, in welchem die Schüler in den alten Sprachen, in der Geschichte, Mathematik, Poesie und Musik unterrichtet wurden. Um das Selbstgefühl und den jugendlichen Ehrgeiz seiner Zöglinge anzuregen, ließ sie Glarean einen Senat bilden, in welchem jedes Mitglied je nach Kenntnissen und Charakter eine Stelle bekleidete. Glarean selbst war der Konsul in diesem Senat, und unter ihm leiteten die hervorragendsten seiner Schüler als Prätoren, Triumvirn und Aedile die Angelegenheiten des kleinen Staates. Mit großer Sorgfalt wachte Glarean über die Sitten seiner Zöglinge; den talentvollen, aber liederlichen Konrad Grebel von Zürich entfernte er aus seinem Hause. Dabei war er aber kein Pedant, sondern mit einem lebendigen Gefühl für Natur und Leben begabt. Auch die Tschudi, obgleich

dem sinnlichen Treiben vieler Studirenden abgeneigt, nahmen häufig Theil an den Vergnügungen, welche die bunten Sitten der damaligen Zeit mit sich brachten. Noch im späteren Alter erinnerte sich Egidius Tschudi mit Freuden jener Studienjahre, in welchen, wie er sich ausdrückt, gar viel Geld von ihm „verschweinekt" wurde. Sein Liebling unter den lateinischen Dichtern war Ovid, aus welchem er sich gerade diejenigen Stellen auszog, welche den feinen psychologischen Blick und den in seinem innersten Kern redlichen Charakter des Poeten verrathen[6]). Auf die Bildung der Tschudi übten außer Glarean auch dessen Freunde und Gesinnungsgenossen großen Einfluß aus, ein Faber Stapulensis, der Dichter Faustus Andrelinus, der Jurist und Theolog Budäus, welche Alle der neuen humanistischen Richtung angehörten.

Im Frühling des Jahres 1518 wurde Peter Tschudi von einem heftigen Fieber ergriffen, dessen Keime er wahrscheinlich bereits in Basel in sich getragen; doch erholte er sich bald wieder von demselben. Zu Anfang des nächsten Jahres brach in Paris eine Pest aus, welche nicht bloß in Frankreich, sondern auch in den Nachbarländern mit besonderer Heftigkeit wüthete. Eine Menge Menschen starb an der Krankheit, und selbst diejenigen, welche wieder genasen, verloren zum Theil das Gedächtniß und trugen noch lange die Spuren der Seuche an sich[7]). In Basel starben zwei frühere Studiengenossen und Freunde der Tschudi, Brunno Amerbach und Konrad Brunner, nach dreitägigem Krankenlager. Während des ganzen Sommers

---

6) Unter den Tschudischen Handschriften in St. Gallen befindet sich ein ganzer Band Excerpten, welche Tschudi aus allerlei Schriftstellern, vorzüglich Dichtern, ausgezogen hatte. Die Auszüge aus Ovid führen den gemeinschaftlichen Titel: „Carmina cristianissima."

7) Hottinger I., 12; Rhan 633; Bullinger XV.

wüthete die Krankheit in Paris und raffte mehr als 30,000 Menschen hinweg. Die Studirenden zerstreuten sich der Eine dahin, der Andere dorthin. Glarean blieb in Paris zurück und wurde von der Seuche nicht angegriffen. Die Tschudi gingen nach Melodunum (Melun), einer Stadt an der Seine, und nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte daselbst kehrten sie gegen Neujahr 1520, als die Seuche erloschen war, wieder nach Paris zurück. Im Frühling des nämlichen Jahres verließ Egidius Tschudi die Universität, während Peter und Valentin Tschudi noch ein volles Jahr in Paris verweilten.

Mit einem reichen Schatze von Kenntnissen ausgerüstet kehrte unser Tschudi in seine Heimat zurück. Um sich für eine politisch-literarische Laufbahn vorzubereiten, faßte er den Entschluß, sich vor Allem aus mit der älteren Geschichte seines Volkes bekannt zu machen. Schon in Paris war Tschudi von seinem Lehrer Glarean auf die Geschichte und die Alterthümer der Schweiz aufmerksam gemacht worden. Glarean selbst hatte im Jahr 1514 eine poetische Beschreibung Helvetiens veröffentlicht, von welcher Schrift sein Schüler Tschudi zwar mit etwelcher Uebertreibung rühmt, daß durch sie das fast schon erloschene Andenken an die Väter zuerst wieder erneuert worden sei. In jener Zeit übten die klassischen Studien wie auf alle andern Wissenschaften, so auch auf die Behandlung der Geschichte einen unverkennbaren Einfluß aus. In Form und Inhalt ahmte man die Meisterwerke der alten Griechen und Römer nach, und im Gegensatz zu der trockenen Annalistik des Mittelalters suchten die Geschichtschreiber der Reformationsperiode bei der Schilderung der Vergangenheit überall Beziehungen zur Gegenwart, zum wirklichen Leben. Ein oft sehr gründliches Quellenstudium, eine lebendige, natürliche Sprache und die Absicht, das Nationalgefühl zu beleben, verleiht jenen Ge-

schichtswerken des sechszehnten Jahrhunderts einen eigenthümlichen Reiz. Männer, welche auf dem Felde der Politik oder des Krieges sich einen Namen erworben hatten, pflegten im späteren Alter die Ereignisse ihres Lebens niederzuschreiben, und ihre Schilderungen haben um so größeren Werth, da sie von Zeitgenossen herrühren, welche an den erzählten Begebenheiten oft selbstständigen Antheil genommen hatten. Auch unsere vaterländische Geschichtsliteratur aus jener Zeit zeigt deutlich den Einfluß, welchen die klassischen Studien und deren Beförderer auf die Behandlung der Geschichte ausübten. In der Vorrede zu der „Alpischen Rhätia" erzählt uns Tschudi, daß er besonders durch das Vorbild eines Rhenan, Pirkheimer und Vadian zu seinen historisch-geographischen Studien angeregt worden sei. Indem er aus den lateinischen und griechischen Schriftstellern Alles, was auf die Alterthümer der Schweiz Bezug hatte, sammelte, beabsichtigte Tschudi, aus diesen Ueberlieferungen und seinen eigenen Forschungen ein Werk auszuarbeiten, welches die Geschichte und die Alterthümer Rhätiens behandeln sollte. Zu diesem Zwecke durchwanderte Tschudi die höchsten Gebirge seines Vaterlandes von Wallis bis nach Bündten, auch die zunächstliegenden Theile Italiens, um sich ein klares Bild der Gebirgszüge, der Wasserscheiden und der Flußgebiete zu erwerben. Ueberall bemüht, Materialien für seine Arbeit zu sammeln, forschte er mit besonderem Interesse nach den Ueberlieferungen von den ältesten Zuständen und Wanderungen der Alpenvölker. So entstand die Schrift „die uralt warhafftig alpisch Rhätia." — „Gemelts Büchli", sagt Tschudi, „hab ich zu müssiger, rüwiger Zit folligirt, als ich zevor der alten **Autores** vil gelesen und etliche Alpgebirg, namlich den hohen St. Bernhard, den Gletscher, die Furcken, da der Rhodan entspringt, den Gothart, da **Ticinus, Ursa** und der vorder Rhin

us fliessend, den Luckmanier, da der mitel Rhin, den Vogel, da der hinder Rhin entspringend, den Urschler (ouch der Splüger genampt), den Septmer und andere mer durchwandlet, ouch die biligenden Landschafften beidersits merteils erduret hatte."

Während Tschudi mit diesen geschichtlichen Arbeiten beschäftigt war, hatte die Reformation auch sein engeres Vaterland erreicht und angefangen, ihren Einfluß auf dasselbe auszuüben. Der Mann, bei welchem Tschudi seinen ersten Unterricht genossen, durch welchen er in das Studium der klassischen Literatur eingeführt worden war, Zwingli, der väterliche Freund seiner Jugend, wurde das Haupt und die Seele derjenigen Parthei, welche in der Eidgenossenschaft die Reform der Kirche durchzuführen suchte. Allein nicht bloß die Mißbräuche und Verirrungen, welche die reine Lehre Christi entstellten, auch die Gebrechen des Staates, vorzüglich das Unwesen des Söldnerdienstes hatte bei allen heller Denkenden die Ueberzeugung hervorgerufen, daß eine Reformation nothwendig sei. Freilich gab es auch äußerliche, sehr materielle Beweggründe, welche Manchen mit der neuen Richtung befreundeten, wie denn überhaupt das Interesse der erste und mächtigste Hebel beinahe aller menschlichen Handlungen ist. In desto hellerem Glanze strahlt das Bild des großen Reformators, welcher in seinem für Wissenschaft, Licht und Wahrheit glühenden Herzen nichts Höheres kannte als die sittliche Veredlung seines Volkes. Schon in Glarus hatte Zwingli auf jene Mißbräuche hingewiesen und sich dadurch den Haß aller derjenigen zugezogen, welche durch den auswärtigen Kriegsdienst und die Pensionen Reichthümer erwarben. Die Bessergesinnten, welche die Ehre und das Glück des Vaterlandes um materieller Vortheile willen nicht hintansetzen wollten, bezeugten dem kühnen Prediger ihren Beifall.

Als Zwingli später nach Zürich berufen wurde und daselbst die Reform der Kirche durchführte, fand sein Unternehmen auch in Glarus zahlreiche Anhänger, während die Bevölkerung der Waldstätte, dem Glauben und den Sitten der Väter treu bleibend, jeder Neuerung abgeneigt war. Glarus besaß damals eine Anzahl ausgezeichneter und gelehrter Männer, welche, zum Theil aus Zwinglis Schule hervorgegangen, mit ihm fortwährend in Verbindung standen. Die Meisten derselben erklärten sich für die Reformation, und durch ihre Bemühungen faßte dieselbe in Glarus allmälig immer festere Wurzeln. Im Jahr 1522 trat Valentin Tschudi, als Zwinglis Nachfolger, das Predigtamt in Glarus an, indem er den Altgläubigen Messe las, für die Reformirten aber Prediger des Evangeliums wurde. Obgleich dem reformirten Glauben aus Ueberzeugung zugethan, hatte sich Valentin Tschudi schon in Glareans Schule jenen Geist der Milde angeeignet, welcher einen gewaltsamen Umsturz der bestehenden Kirche verabscheute. Sein Streben ging vor Allem aus dahin, unter den entzweiten Gemüthern den heiligen Funken der Liebe wieder anzufachen und sie auf die Gemeinschaft im Geiste hinzuweisen, bei welcher die Verschiedenheit der äußeren Kirche verschwindet. Zu den Gesinnungsgenossen Valentin Tschudis gehörte auch Ludwig Tschudi, der Vater des Egidius. Als ihm Zwingli die Auslegung seiner Schlußreden übersandt hatte, dankte Jener dem Reformator für die Schrift und meldete ihm zugleich, daß die Tagsatzung in Bern beschlossen habe, ihn zu verhaften, wenn er auf dem Gebiete der Eidgenossenschaft ergriffen werden könnte; doch möge er ohne Sorge sein und im Fall einer Gefahr getrost nach Glarus kommen, wo er ein sicheres Asyl finden werde.

Während Ludwig Tschudi der Reformation nicht gerade abgeneigt war, blieb dagegen sein Sohn Egidius der katholischen

Kirche treu. Darin wurde er nicht bloß durch das Vorbild Glareans bestärkt, sondern seine ganze Geistesrichtung machte ihn zu einem eifrigen Anhänger des alten Glaubens. Tschudis Herz war empfänglich für alles Große und Schöne, an den Idealen seiner Jugend, an seinem geliebten Lehrer hing er mit aufrichtiger Begeisterung. Die republikanischen Tugenden der alten Griechen und Römer, mit deren Schriften er aufs genaueste vertraut war, erregten in ihm Bewunderung und die Sehnsucht, durch Verdienste um das Vaterland sich dereinst einen Namen zu erwerben. Von dem Wiederaufleben der klassischen Studien, von der neuerwachten Thätigkeit auf allen Gebieten des Wissens erwartete auch Tschudi eine Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse. Allein schon der Umstand mochte ihn der Reform abgeneigt machen, daß mehrere entschiedene Anhänger derselben, vor Allen Luther, die freie Wissenschaft des Humanismus zu einer Sklavin der Theologie herabwürdigten [8]. Daneben besaß Tschudi eine heilige Scheu vor den Formen und Satzungen, welche die Verehrung von Jahrhunderten geheiligt hatte; es erschien ihm als ein Frevel, wenn in den reformirten Orten die Bilder der Heiligen vernichtet wurden. Wie Glarean, so ärgerte sich auch Tschudi über das zügellose Wesen und die Kühnheit, mit welcher man alles Bestehende niederzureißen strebte, über die gegenseitigen Beschimpfungen, welche alle Bande der Liebe und der Eintracht vernichteten. Darum schrieb Tschudi im Jahr 1548 an Bullinger: „Man sieht leider so viel unziemliche Leichtfertigkeit und Laster

8) Ueber das Verhältniß der Humanisten zum Protestantismus vergl. Hagens Geschichte der literarischen Verhältnisse im Reformationszeitalter, Bd. III. Diese ganze Darstellung von Tschudis religiösem Standpunkt ist nicht das Phantasiegebilde des Verfassers, sondern sie beruht auf einem gründlichen Studium von Tschudis Schriften, vorzüglich seiner Briefe.

unter uns, daß nach meinem einfältigen Verstand es viel nothwendiger ist, dieselben auszureuten, als täglich sich über die verschiedenen Meinungen wegen der Religion zu streiten. Wie kann ein besser Tagwerk geschehen, als daß die Liebe und frommer züchtiger Wandel auf die Bahn gebracht wird? Das gemeine Volk ist von selbst auf Unrichtiges geneigt; wenn man sie aber darin bestärkt, so werden sie noch unruhiger und hören es ungern, wenn man sie wegen ihrer Laster schilt. So ein Predikant das Papstthum angreift, spitzen sie die Ohren, und freuen sich, daß der Gegenpartei Religion geschmäht wird. Wenn dagegen ein Meßpriester den zwinglischen Glauben schilt, und den Luther und Andere dem Teufel gibt, ein Solcher predigt dem unruhigen Pöbel nach Wohlgefallen. Dadurch wird die Liebe beiderseits ganz vernichtet, und die Gemüther trennen sich je länger je mehr von einander, während Laster und Leichtfertigkeit beiderseits überhand nehmen. Darin könnten wir einander wohl folgen, in der Religion dagegen können wir uns nicht vergleichen, denn es mangelt uns an Liebe und Einigkeit zum Guten. Darum entzieht uns Gott seine Gnade und die Erkenntniß der Wahrheit."

Was aber unseren Tschudi der Reformation am meisten abgeneigt machte, war die Trennung, welche dieselbe unter den Eidgenossen hervorrief. Durch gründliche Studien mit der Geschichte seines Volkes vertraut, kannte Tschudi nichts Höheres als den Ruhm und die Größe des Vaterlandes. Diesem sollte sein ganzes Leben gewidmet sein. Aber jetzt war durch Zwingli die Eidgenossenschaft in zwei feindselige Lager getrennt, und die gegenseitige Eifersucht hinderte deren Kraftentwicklung nach Außen wie nach Innen. Dabei war jedoch Tschudi hellsehend genug, um den verdorbenen Zustand der Kirche und das Unwesen des Söldnerdienstes anzuerkennen. Diese Uebel-

stände wollte er aber nur allmälig ohne gewaltsamen Umsturz beseitigt wissen. Niemals vergaß Tschudi über dem Katholiken den Eidgenossen, und wenn er Zwingli, dem Freunde seiner Jugend, später abgeneigt war, so geschah dieß, weil er in ihm Denjenigen erblickte, welcher das Vaterland „zertrennet" und die Söhne desselben, früher unter Einem Glauben vereinigt, zur Zwietracht verführt habe. Ehrwürdige Kirchenhistoriker früherer Jahrhunderte haben es Tschudi zum Vorwurf gemacht, daß er als ein klassisch Gebildeter an dem Katholicismus festgehalten. Unsere Zeit urtheilt milder und tadelt Tschudi deßhalb nicht, weil er dem katholischen Glauben treu geblieben; denn kein Religionsbekenntniß darf sich ja rühmen, die absolute Wahrheit in sich zu enthalten.

Die Verbreitung der Reformation hatte in Glarus heftige Parteikämpfe zur Folge, in welchen die Anhänger Zwingli's und der Reform zugleich als eine politische Partei, als die Gegner der Pensionäre und „Kronenfresser" auftraten. In diesen Kämpfen lassen sich vier Richtungen oder Parteien unterscheiden. Die exaltirten Katholiken und die extremen Reformirten verfolgten kein anderes Ziel als die Ueberwältigung der Gegner, sei es auch durch Waffengewalt. Die Führer der Ersteren waren Jost [9]) und Heinrich Tschudi, beide Landammänner, durch auswärtige Kriegsdienste reich und mächtig, die nahen Verwandten unseres Tschudi. Zwischen diesen zwei Parteien standen diejenigen Reformirten und Katholiken, welche zwar fest an ihrem Glauben hingen, aber doch gern den Frieden zwischen den beiden Religionsbekenntnissen erhalten hätten. Aebli, nachher Landammann, und Egidius Tschudi, Jener von

---

9) Dieser Jost Tschudi ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Bruder des Egidius, von welchem später die Rede sein wird.

den Reformirten, Dieser von den Katholiken, sind die hervorragendsten Vertreter der versöhnlichen Mittelpartei.

Als die Reformation in Glarus immer größere Fortschritte machte, schickten die sieben katholischen Orte im Jahr 1525 eine Gesandtschaft dahin, welche die Landsgemeinde bat, den Glauben der Vorfahren nicht zu verlassen, weil die neue Lehre unter den Eidgenossen bisher nur Zwietracht verursacht. Die Glarner versprachen mit Mehrheit, bei dem Glauben der Väter zu bleiben. Im Sommer des Jahres 1526 erhielt eine zweite Gesandtschaft aus den fünf Orten dasselbe Versprechen. An der nämlichen Landsgemeinde wurde Aebli, der Freund der Reform, zum Landammann gewählt und den Reisläufern verboten, in den Krieg zu ziehen. Um diesen letzteren Beschluß durchzusetzen, hatten sich die versöhnlichen Katholiken unter ihrem Führer Tschudi mit den Reformirten vereinigt. Als im folgenden Jahr die Pfarrer einiger Gemeinden gegen Messe und Bilder eiferten, erhob sich ein gewaltiger Streit im Lande. Jene Geistlichen hatten zwar einen großen Anhang unter dem Volke, aber dessenungeachtet wurden sie vom Rath ihrer Stellen entsetzt und mußten das Land verlassen. Nachdem Valentin Tschudi in seinem Tagebuch [10]) diese Vorfälle erzählt hat, fügt er bei: „Zu verhindern und zu vermeiden grössern schaden, so vil unzimlich gehäder von des gloubens wegen entstund, war geboten ein gemeiner friden der sachen halb im land. Es ward ouch geboten, das die priester an den kantzlen nit witers dan das Evangeli und Epistlen predigen sollen on alles zutun." — Im Jahr 1528 wurde in Bern die Reformation

10) Diese Schrift Valentin Tschudi's ist abgedruckt im 9. Bande des Archivs für Schweizergeschichte. Irrthümlich hielt Fuchs Egidius Tschudi für den Verfasser derselben.

durchgeführt, und dieß Ereigniß bewirkte, daß auch in Glarus die Anhänger der Zwingli'schen Lehre frischen Muth schöpften. An mehreren Orten wurden die Bilder wirklich beseitigt, was natürlich Unruhen zur Folge hatte. Am 15. März trat deßhalb die Landsgemeinde zusammen, und auch jetzt erschienen wieder Boten der fünf Orte, von Zürich und Bern. Die katholischen Gesandten boten Alles auf, um die Landsgemeinde zu bewegen, an dem früheren Beschlusse wegen des Glaubens festzuhalten. Mit einer Mehrheit von bloß 33 Stimmen versprachen die Glarner zum dritten Mal, „das si bi dem alten, waren, christlichen glouben, brüchen und ordnungen bliben welltind, bis die Eidgnoßschafft oder ein Concil Aenderungen treffe." Trotz dieses Beschlusses dauerten die Zwistigkeiten und Reibungen fort, so daß zuletzt die Gemäßigten die Vermittlung der Eidgenossen anriefen. Zu wiederholten Malen wurde Tschudi als Gesandter der katholischen Partei auf Tagsatzungen, nach Einsiedeln und Baden, geschickt, um an dem Vermittlungswerke zu arbeiten. Seine Glaubensgenossen hatten ihm die Instruktion ertheilt, „luter um Recht zu bitten, rüeffen und schrien, dann sie könnten und möchten niemal zur Ruhe kommen, wann si mit zween glouben husen müßten." — Die Versöhnung kam nicht zu Stande, und die Reform machte unterdessen neue Fortschritte, aber auch das Mißtrauen und die Uneinigkeit. Im Frühling des Jahres 1529 wurde endlich durch Landammann Aebli der Landsgemeinde folgender Vorschlag gemacht: Wo Messe und Bilder noch nicht beseitigt sind, sollen sie beibehalten werden, wenn nicht die Gemeinde deren Abschaffung einmüthig beschließt. Jeder kann zur Messe oder Predigt gehen nach Belieben; alle Prediger haben die Wahrheit zu lehren, und jede Schmähung ist verboten. Diese Vorschläge, von der Landsgemeinde zum Gesetz erhoben, sicher-

ten den Frieden zwischen den zwei Religionsbekenntnissen. An diesem Versöhnungswerke hatten neben Aebli die beiden Tschudi, Vater und Sohn, am eifrigsten gearbeitet. Beide Parteien, Katholiken und Reformirte, wählten deßhalb an der nämlichen Landsgemeinde den jungen Egidius Tschudi einstimmig zum Landvogt nach Sargans.

Unterdessen war zwischen den reformirten und katholischen Orten der Eidgenossenschaft der erste Kappeler Krieg ausgebrochen, 30,000 Mann standen gegen einander im Feld, und ein Sieg der Reformirten würde den Katholicismus auf die Länder beschränkt haben. Die Staatsmänner in Glarus, auch Tschudi, faßten mehr die politische Seite dieses Kampfes in's Auge und bedauerten vor Allem die Trennung und Spaltung der Eidgenossenschaft. In ihrem engeren Vaterland war keine Partei so mächtig, um den Kanton zum Anschluß an Katholiken oder Reformirte zu bewegen: naturgemäß erklärte sich daher Glarus neutral und beschloß, zwischen den Kriegführenden zu vermitteln. Durch diese Neutralität und die Folgen, welche sich daran knüpften, nahm Glarus in jener Zeit eine überaus einflußreiche und wichtige Stellung ein, welche es zum guten Theil der versöhnlichen Gesinnung eines Aebli und Tschudi verdankte.

Dieser trat sein Amt der Sitte gemäß um Mathiä des Jahres 1530 an. Die Landvogtei bestand aus dem obern, wo Sargans, und aus dem untern Theil, wo Wallenstatt der Hauptort war, und aus der Herrschaft Wartau. Die Bevölkerung, meist von Alpenwirthschaft und Viehzucht lebend, war ein kräftiger, leicht erregbarer Menschenschlag. Schon im Jahr 1523 hatte die neue Lehre durch wandernde Prediger in Sargans Eingang gefunden, und zählte bereits eine große Anzahl freilich meist heimlicher Anhänger. In den gemeinen Herrschaften fand

die Reformation schon deßhalb Anklang, weil die Bauern von derselben auch politische Freiheit erwarteten. Im Jahr 1525 hatten sich die benachbarten Werdenberger empört und wollten ihren Herren keine Abgaben mehr entrichten. Valentin Tschudi sagt in seinem bereits erwähnten Tagebuch ausdrücklich, daß sie hiezu durch das Vorbild der Bauern in Deutschland verleitet worden seien. Auch in Sargans wurden nächtliche Zusammenkünfte gehalten und heimliche Anschläge gegen den Landrath gemacht. Der abtretende Landvogt, Ulrich Staub von Zug, schrieb deßhalb in den ersten Tagen des Jahres 1530 an die Tagsatzung zu Luzern und forderte die sieben regierenden Orte auf, möglichst bald in Sargans eine Tagleistung abzuhalten, welche denn auch am ersten März daselbst stattfand.

Die Gemeinde Mels hatte die Reformation angenommen und weigerte sich, den zwei katholischen Priestern daselbst ihr Einkommen auch fernerhin zu bezahlen. Auf den Vorschlag des neuen Landvogtes Tschudi erkannten die Bevollmächtigten der sieben Orte, daß den Priestern ihr Einkommen nicht entzogen werden dürfe; dafür sollten sich dieselben aber auch nicht gegen die Gemeinde setzen. Ebenso mußten die Wallenstatter gewisse Einkünfte, welche sie der Abtei Pfäffers vorenthielten, verabfolgen lassen.

Kaum war Tschudi ein Paar Monate Landvogt, als in der Gemeinde Flums gefährliche Unruhen ausbrachen. Im vorigen Sommer hatten die Bewohner jenes Dorfes das Mehr aufgenommen, durch welches die Reformirten eine freilich geringe Majorität erhielten. Hierauf wurde ein gewisser Martin Manhart als Prediger berufen, dessen heftiges und streitsüchtiges Wesen die beiden Parteien in der Gemeinde vollends gegen einander erbitterte. Manhart gehörte zu denjenien Per-

sönlichkeiten, welchen nur die rohe Außenseite, nicht aber auch zugleich die Vorzüge ihres Zeitalters eigen waren. Solche Eigenschaften mußten Jenen bei Tschudi verhaßt machen, welchem an Katholiken und Reformirten die gegenseitigen Schmähungen unerträglich waren, weil dadurch alle Liebe zerstört und die Gemüther nur desto feindseliger gegen einander gestimmt wurden. Manhart [11]), insgeheim von Zürich aus aufgemuntert, versuchte Alles, um seinen Glaubensgenossen die Majorität zu erhalten. Mehrmals beklagte er sich bei Zwingli, mit dem er in Briefwechsel stand, in sehr heftigen Ausdrücken über den Landvogt. Weil der katholische Pfarrer in Flums fortwährend Messe las und Beichte hörte, so hatte sich Manhart an Tschudi gewandt, von welchem er den Bescheid erhielt, der Landvogt sei nicht allein Zürichs, sondern aller sieben Orte Beamter, und er habe sich in Allem an den Befehl der Mehrheit zu halten. Als Manhart hierauf gegen den katholischen Pfarrer predigte, wurde er von Tschudi bestraft. Deßhalb schrieb Jener an Zwingli: „Bitt, das Jr Sorg für mich tragend, will allezit volgen, wan dieser Tschudi ist ein Fuchs, trachtet mich mit gwalt ze vertriben." Die Befürchtung Manhart's ging wirklich in Erfüllung, indem ihn Tschudi, gestützt auf einen Befehl der Mehrheit der regierenden Orte, seines Amtes entsetzte und wegwies. Zugleich ließ Jener in den letzten Tagen des März bekannt machen, daß in der ersten Woche des April (1530) auf Geheiß der regierenden Stände das Mehr wegen des Glaubens nochmals sollte aufgenommen werden, damit die erhitzten Gemüther endlich einmal zur Ruhe kämen. Unterdessen sollte weder reformirter noch katholischer

---

11) Ueber diesen Handel Manhart's mit Tschudi vgl. die bisher ungedruckten Briefe im Anhang.

Gottesdienst stattfinden, bis entschieden wäre, an welches Bekenntniß die Bewohner von Flums sich zu halten hätten. Manhart hatte unterdessen von Zürich aus den Befehl erhalten, der Ausweisung ungeachtet noch in Flums zu bleiben. An den Landvogt erließ Zürich ein Schreiben, worin dieser aufgefordert wurde, die Abstimmung wegen des Glaubens bis auf weiteren Bescheid zu verschieben, und den Prediger Manhart ungehindert das göttliche Wort verkündigen zu lassen. In seinem Antwortschreiben an Zürich lehnte Tschudi dieß Begehren rundweg ab, indem er von der Ansicht ausging, daß ein solcher Befehl nur von der Mehrheit der regierenden Stände ausgehen dürfe. Am Schlusse seines Schreibens sagt Tschudi: „Es ist durchaus nicht meine Absicht, die wackeren Leute in meiner Herrschaft, welche den reformirten Glauben annehmen wollen, daran zu hindern. Auch in Ragatz haben sie vor wenigen Tagen das Mehr aufgenommen und die Reform eingeführt. Gern wollte ich, daß dieß auch zu Flums geschähe, und es wäre mir gleichgültig, was zu Mehr würde; denn ich weiß recht gut, daß, so lange dieß nicht geschieht, weder Ihr, meine gnädigen Herren, noch ich Ruhe haben. In jedem Fall wünschte ich Unglück und Verrath zu verhüten." — Unterdessen hatte Manhart, unbekümmert um das Verbot des Landvogtes, neuerdings gepredigt. Tschudi forderte ihn jetzt bei seinem Eide auf, dieß ein für alle Mal zu unterlassen. Weil Jener dem Wunsche Zürichs kein Genüge thun wollte, so erließ der Rath daselbst an die fünf katholischen Orte ein Schreiben zu Gunsten Manhart's und der Reformirten zu Flums. In diesem Schreiben berief sich Zürich auf das Mehr, das im letzten Sommer in Gegenwart Tschudi's abgehalten worden, und zu Gunsten der Evangelischen ausgefallen war. An Glarus erließ Zürich ein besonderes Schreiben,

in welchem der Landrath gebeten wurde, an die Stelle Manhart's den Fridolin Brunner als Prediger nach Flums zu schicken, dem Manhart dagegen die Stelle Brunner's zu geben. Darauf antwortete der Rath von Glarus (Mitte Juli), daß er dieser Bitte nachgekommen und den Brunner hinaufgeschickt. „Wiewol die," heißt es in dem Schreiben, „deren Predikant er bishar gsin, des gantz unwillig sind, habend wir Jn doch üwerem begern nach hinuff geschickt, gueter hoffnung, er werde die biderben lüt widerumb in einigkeit bringen, und das göttliche wort dermaßen verkünden, das si darab gfallens haben werden. Wie Jr aber vermeint, das di unsern Herrn Martin Manharten an des statt nemmen sölten, sind doch die unsern des willens, dwil er da oben nit können frid, ruw und einigkeit machen, sunder offt das widerspil gebrucht, das si sin ouch gar nit wöllen, sunders inen ein andren, der ouch wie ir Predikant geton, erkiesen." [12]) Diese aufrichtige Antwort der reformirten Glarner dürfte wohl am meisten geeignet sein, Tschudi's Handlungsweise zu rechtfertigen. Dieser hatte das Ansuchen Zürichs der Regierung von Schwyz mitgetheilt, welche ihn aufforderte, Unruhen zu verhindern und Neuerungen abzustellen. Das schwyzerische Antwortschreiben an Tschudi ist in sehr gemäßigten Ausdrücken abgefaßt, weil die reformirten Orte durch den Landfrieden von 1529 entschieden im Vortheil waren. Deßwegen traten auch in Sargans die Anhänger der Reform nur desto kühner auf, und sehr oft war es für Tschudi kein Leichtes, die Gemüther zu beruhigen und den Frieden zu erhalten. Weil die Macht der Reformirten durch den Landfrieden verstärkt worden war, so gelang es Zürich, sein Be-

12) Dieser Brief findet sich in einem Manuscriptenbande »Bullingeriana« (A, 65) auf der Stadtbibliothek in Zürich.

gehren wegen Flums durchzusetzen. Tschudi durfte die Abstimmung nicht vollziehen, und als ihn die Altgläubigen nochmals ersuchten, das Mehr ergehen zu lassen, so weigerte er sich, da Zürich ihm befohlen, bis auf Weiteres keinem solchen Verlangen zu entsprechen. Die übrigen sechs Stände billigten das Verfahren Zürichs, doch sollte den Katholiken zu Flums gestattet sein, aus den Kaplaneigütern einen Prediger zu unterhalten, gegen welche Bestimmung Zürich und Glarus, im Bewußtsein ihrer Macht, Protest einlegten. Zu Anfang des nächsten Jahres, als die Zürcher vernahmen, die Reformirten in Flums seien wieder in der Majorität, so erlaubten sie, daß eine Abstimmung stattfinden dürfte, und schrieben deßhalb an Tschudi, doch ohne Erfolg.

Nach dem Tode ihres katholischen Pfarrers hatten die Wallenstatter nach Inhalt des Landfriedens das Mehr aufgenommen, um darüber zu entscheiden, ob die katholische oder die reformirte Lehre bei ihnen die herrschende sein sollte. Bei der Abstimmung, welche mit Tschudi's Erlaubniß gehalten wurde, siegte die katholische Partei. Allein die Reformirten protestirten gegen das Resultat und die Art und Weise der Abstimmung. Sie wandten sich deßhalb an ihre Glaubensgenossen in Zürich und Glarus und verlangten, daß nicht allein die Bürger von Wallenstatt, sondern auch die Niedergelassenen und Kirchhörigen an der Abstimmung theilnehmen dürften, indem die Religion nicht als eine Angelegenheit der Bürger-, sondern der Kirchgemeinde zu betrachten sei. Um sich für jeden Fall einen Rückhalt zu sichern, berief Tschudi Abgeordnete der sieben regierenden Stände nach Wallenstatt. Diese bestätigten die Abstimmung und wiesen nach, daß auch bei früheren Anlässen derselbe Abstimmungsmodus beobachtet worden sei. Es ist natürlich, daß Zürich und Glarus diesen Entscheid nicht

anerkennen mochten. Die katholischen Wallenstatter wollten hierauf die Einwohner von Quinten nicht am Kirchenrecht theilnehmen lassen, indem sie behaupteten, daß dieselben nach Quarten kirchgenössig seien, welches Dorf auf dem südlichen Ufer des Wallenstatter Sees liegt. Für die von Quinten schrieben die Glarner an ihren Landsmann Tschudi und baten ihn, daß er sich derselben annehmen möchte. Falls die Wallenstatter auf ihrem Beschluß beharren würden, so sollten sie wenigstens die Gründe ihrer Weigerung dem Rathe zu Glarus mittheilen.

Diese kleineren Kämpfe und Reibungen in Tschudi's Landvogtei sind das Vorspiel eines größeren Kampfes, welcher in kurzer Zeit die Verhältnisse in der Eidgenossenschaft verändern sollte. Das Uebergewicht, welches die Reformirten durch den letzten Frieden erhalten hatten, ihre einseitige und verderbliche Politik waren die allgemeinen Ursachen, welche den zweiten Kappeler Krieg herbeiführten. Dieser Kampf hat nicht bloß eine religiöse, sondern auch eine politische Bedeutung, insofern die Religion nur Eines jener Momente war, welche den Ausbruch des Bürgerkrieges veranlaßten. Was Zwingli zu erreichen strebte, die Hegemonie der Reformirten, eine würdevollere Stellung der Schweiz gegenüber dem Auslande durch Beseitigung des Reislaufens und der fremden Kriegsdienste, dieses Ziel hat die Schweiz eigentlich erst in unserem Jahrhundert erreicht. Wären die Plane des großen Reformators nicht durch die Langsamkeit und — den Verrath seiner eigenen Partei vereitelt worden, vielleicht hätte sich unser Vaterland schon im sechszehnten Jahrhundert mehr konsolidirt, und es wäre dasselbe in ein neues Stadium der Entwicklung eingetreten. In jener Zeit war es, daß Valentin Tschudi an seinen Freund Zwingli schrieb: „Ich verehre Dich wie einen Vater, denke

aber in Manchem verschieden. Ich habe in dem großen Kampf immer Mäßigung beobachtet, und mir nicht Volksgunst durch Schmähen der anderen Partei zu erwerben gesucht, und bei dem Streit über die Gebräuche nach des heiligen Paulus Beispiel zur Liebe ermahnt. Ich habe nicht einsehen können, wie das neue Gebäude ohne Einigkeit des Geistes nur mit Hülfe des Wortes feststehen könne. Ich sehe, wie hartnäckig man über die Schale statt den Kern streitet, und daß dabei einreißen Nichtachtung Gottes, Verletzung des Rechtes, ein zügelloses Leben, von Haß erbitterte Gemüther, wo Billigkeit und Liebe untergeht." Durch den Ausgang des Kampfes und die Folgen, welche sich daran knüpften, wurden die Befürchtungen Valentin Tschudi's im vollsten Maße gerechtfertigt. Welche Stellung Egidius Tschudi in jenem Kampfe einnahm, und von was für einem Standpunkte aus er denselben beurtheilte, diese Fragen werden wir zunächst zu beantworten haben.

Weil die fünf Orte nicht alle Bedingungen des Friedens erfüllt hatten, beschloß Zürich gegen Zwingli's Rath, ihnen die Zufuhr der Lebensmittel zu sperren, um sie zu zwingen, den Frieden in allen Punkten zu halten. Auf das Ansuchen Zürichs verbot auch Glarus seinen Angehörigen, den fünf Orten Lebensmittel, welche nicht im Lande wuchsen, zukommen zu lassen, und Tschudi erhielt den Befehl, die Lebensmittel- und Salzfuhren, welche durch seine Landvogtei passirten und für die Länder bestimmt wären, anzuhalten. Weil Jener nicht bloß Glarus und Zürich, sondern die sieben Orte insgesammt als seine Obrigkeit betrachtete, so kehrte er sich nicht an den Befehl, sondern ließ den fünf Orten fortwährend Lebensmittel zukommen. Um dieselbe Zeit trat der Abt von Pfäffers, Jakob Russinger, ein naher Verwandter Tschudi's, zur Reformation über. Sofort ertheilte die Zürcherische Regierung ihrem

Landvogt in Grüningen den Auftrag, das Schloß zu Pfäffers mit einiger Mannschaft zu besetzen und den Abt unter seinen Schutz zu nehmen. Tschudi kam dem zuvor, legte eine kleine Besatzung in das Schloß und versicherte sich auch des Klosters im Namen der sieben Orte, welche die Schirmherren desselben waren. Ein Schreiben, welches Zürich zu Gunsten des mit ihm verburgrechteten Abtes an Tschudi und die Sarganser schickte, hatte keinen Erfolg.

Im Herbst des Jahres 1531 brach neuerdings der Bürgerkrieg unter den Eidgenossen aus; alle Versuche, den Frieden zwischen den reformirten und den katholischen Orten zu erhalten, blieben fruchtlos, und den 9. October erließen die Katholiken ihr Kriegsmanifest an die Gegner. In den ungewöhnlichen Zeichen der äußeren Natur hatte man schon längst die Vorboten eines allgemeinen Unglückes wahrzunehmen geglaubt, und selbst der freie Geist eines Zwingli wurde von düsteren Ahnungen verfolgt. Ihrer bisherigen Politik getreu, beschlossen die Glarner, neutral zu bleiben und die Landmarchen zu verwahren. Diesen Entschluß theilten sie Tschudi mit und forderten ihn auf, überall gute Wache zu halten und Alles, was ihm begegnen würde, ihnen sofort mitzutheilen. Die damalige Situation in Glarus wird in der angeblich von Tschudi verfaßten Geschichte des Kappeler Krieges folgendermaßen geschildert: „Die von Glarus schicktend Schidbotten, warent in irem Land selbs zwyspaltig und gar noch die zween Teil zwinglisch. Dieselbe parthy schlug den fünff Orten die proviant ab, nament us, Volch wider die fünff Ort zu zichen, über das, daß sie Schidbotten abgefertigt hatten. Da widerstundent inen ire Mitlandlüt, die Altglöubigen, so handlich, das sie es nit getun dörffen. Dieselbigen Altglöubigen, deren doch kum der dritheil im Land was, fürtend den fünff Orten Salz und andere

Proviant, was sie ankommen möcht, offenlich zu über das verbot der Nüwglöubigen, die es inen mit der hand nit weren dorfftend von wegen irer Handlichkeit, und was ein große Widerwärtigkeit im Land, wachtend selbs gegen einandern." Dann fährt Tschudi fort und sagt von sich selbst: „Sarganser land saß still durch ernstliches Anhalten ihres Landvogts, Gilg Schudi von Glarus, der den fünff Orten günstig war, und ouch der alten katholischen Religion, wiewol mer dan der dritheil des Landes den Zwinglischen Glouben angenommen hatten, und vil uffrührerisch Volch under inen was, die sich ouch gern des Kriegs ingelassen hettind." — Weil Tschudi allenthalben aus seiner Landvogtei den fünf Orten Lebensmittel und besonders Salz zukommen ließ, so beklagte sich Zürich bei ihm und machte ihn darauf aufmerksam, daß auch die Sarganser den Landsfrieden beschworen hätten, und dennoch komme allenthalben aus dem Sargans den fünf Orten Proviant zu; er möchte deßhalb Sorge tragen, daß Jenen Nichts mehr zugeführt werde. In der Chronik, in welcher Tschudi diese Ereignisse auch erzählt, fügt er selbst bei: „Uff weliches schriben gemelter Landvogt nit vil achtet."

Unterdessen hatten die katholischen Orte über ihre Gegner bei Kappel gesiegt, und Zwingli war als ein Opfer seiner Ueberzeugung gefallen. Mit was für Gefühlen unser Tschudi die Nachricht vom Tode seines ehemaligen Lehrers empfing, ist uns nicht überliefert, da die Briefe Tschudi's an Glarean, welchem Jener alle seine Gedanken mitzutheilen pflegte, nicht mehr vorhanden sind. Wir dürfen aber annehmen, daß Tschudi, obgleich Katholik, den Tod Zwingli's von Herzen bedauerte; denn auch für ihn waren ja die religiösen Streitigkeiten nur ein untergeordnetes Moment, über welchen er niemals sein Höchstes, das Wohl des Gesammtvaterlandes, aus den Augen

verlor. Die Nachricht von den Siegen der Katholiken bei Kappel und am Zugerberg gelangte durch Boten der fünf Orte sofort nach Glarus, und der Rath daselbst fand es angemessen, auch den Landvogt Tschudi von diesen Ereignissen zu benachrichtigen. Jener antwortete der Regierung von Glarus, daß er und die Sarganser als Vermittler zwischen den kriegführenden Parteien aufzutreten wünschen, und bat die Glarner um ihr Gutachten darüber. Diese waren gleichfalls geneigt, an der Wiederherstellung des Friedens zu arbeiten. Noch vor der Schlacht bei Kappel hatte sich der ehemalige Abt von Pfäffers, Jakob Russinger, allerlei ungebührliche Reden über die katholische Lehre erlaubt und war deßhalb von Tschudi um 6000 fl. gebüßt worden. Weil der Abt die Buße nicht sofort bezahlen konnte, mußten zwei Männer der Landschaft Bürgschaft leisten, daß der Abt auf Geheiß sich binnen 8 Tagen zum Recht stellen wolle. Russinger entzog sich aber den weiteren Folgen durch seine Flucht nach Chur. Den Gotteshausleuten schickte er ein entschuldigendes Schreiben, worin er ihnen anzeigte, er wolle bessere Zeiten zur Rückkehr abwarten, „wiewol ich warlich kein Recht fürcht, aber allein Gewalt, welchen mir der Landvogt, so er mag, zurüst, das Gott dem Allmächtigen geklagt sie. Sunst, so er nit wär, oder min Fründ wäri, besorgte ich nit miner Herren der 5 Orten, dann ich hoff und truwe, das ich nit gehandelt heig als ein unfrommer, sunder als ein trüwer Diener des Gotzhus, wiewol ich mich dem nüwen glouben glichförmig gemacht, hand fromm biderbe Lüt me thon. Gott weißt den Anfang und das End, denn ich bedenk noch gnad bi minen Herren der fünf Orten zu erlangen. Sölti ich aber bliben sin und als schwer mit mir sölti alsbald durch den Henker gehandlet werden, achte ich, Ihr frommen Gotzhuslüt hetens mir nit geraten, dan ich

wurd kleine Kurtzwil bi minem Fründ Landvogt Tschudi han." Nach der Niederlage der Reformirten schrieb Zürich in sehr demüthigem Ton an Tschudi und bat ihn, dem Abt für jetzt die Strafe zu erlassen, damit sie (die Zürcher) Tschudi's Bescheidenheit und guten Willen gegen sie spüren möchten [13]). Jener hatte unterdessen bei den fünf Orten angefragt, wie er sich wegen Pfäffers und des Abtes zu verhalten habe. Diese trugen ihm auf, zu den Gütern des Stiftes Sorge zu tragen, damit dasselbe bald wieder in bessern Stand gestellt werden könne. Zugleich theilten die Stände Tschudi den Inhalt des Landfriedens mit, welcher den 16. November 1531 geschlossen worden war. Derselbe war für die Reformirten entschieden ungünstig; Zürich und seine Angehörigen erhielten zwar Freiheit der Religion, aber in den gemeinen Herrschaften trat jetzt eine Restauration ein, durch welche die neue Lehre beschränkt und in ihrer weiteren Ausbreitung verhindert wurde.

Zu der Zeit, als der Landfriede geschlossen werden sollte, entstanden in Sargans neue Unruhen. Tschudi hielt deßhalb im Februar 1532 mit den Boten der sieben regierenden Orte eine Tagleistung und schlichtete die Streitigkeiten mit Hülfe derselben. Zugleich beklagte er sich bei den Abgeordneten über den Predikanten von Ragatz, weil derselbe nach geschlossenem Landfrieden auf der Kanzel sich Schmähungen gegen die katholische Religion erlaubt hatte. Der Predikant wurde abgesetzt, ebenso die Pfarrer zu Mels und zu Wartau. Der Pfarrer von Wartau hatte acht Tage nach Verlesung des Landfriedens gepredigt: „Alle die, so die Meß üffnend, und Iro gestand gebend, die sint nit Christenlüt, und wer in ein kilchen gat und Meß hört, der erlangt grad als vil ablaß, als gieng er

13) Das Schreiben, dat. 1. Novbr. 1531, bei Fuchs I, 137.

in ein hurenhus; dan die Meß ist eine abgöttische tüflische sach." In ähnlichem Tone hatte der Predikant zu Mels die katholische Lehre geschmäht und in einer Predigt seine Glaubensgenossen also angeredet: „Man wett uns gern nüwes uff den Hals pflanzen, aber gond des dings müßig, es ist itel gouglery, blibend standhaft, kerend üch nit daran, fallend nit wider ins kat wie die süw; es wär grad, als ob Jr us einer luteren Bruy in ein mistlachen fielend, blibend standhaft, gend um niemants trüwen noch zwang nüt, Jr müsset doch sunst sterben." Dergleichen Rohheiten fanden in Tschudi einen um so strengeren Richter, da er gerade in dieser derben Polemik den Grund der Entzweiung und des Hasses erblickte, wodurch die Gemüther gegen einander erbittert würden. Welcher Gegensatz zwischen jenen Sansculotten im geistlichen Gewande und der milden Gesinnung Tschudi's, welcher die Liebe und die Eintracht als das Wesen und die Grundlage der christlichen Religion betrachtete! Den letzten Mai des Jahres 1532 hielten die regierenden Stände wieder eine Tagsatzung in Sargans; Tschudi erstattete Bericht über seine ganze Amtsführung, welche ihm von den Abgeordneten bestens verdankt wurde. Das ganze Land, die Herrschaft Wartau ausgenommen, bekannte sich jetzt wieder zur katholischen Religion, welche Veränderung vorzüglich durch Tschudi's Einfluß und kluge Politik herbeigeführt worden war. Auch der Abt von Pfäffers hatte den reformirten Glauben wieder verlassen, und Tschudi verwandte sich jetzt für denselben bei der Tagsatzung. Auf seine Bitte wurde Jener bei der Abtei gelassen, mußte aber das Burgrecht mit Zürich aufgeben. In einem verbindlichen Schreiben [14]) dankte der Abt seinem Vetter Tschudi für dessen Be-

14) Vgl. Fuchs I, 147.

mühungen und versprach ihm, „als guter Christ und Eidgenosse zu ersterben."

Es war sehr natürlich, daß die Reaktion des Katholizismus auch auf Tschudis engeres Vaterland ihren Einfluß ausübte. Seit der Vermittlung durch Landammann Aebli hatten in Glarus Katholiken und Reformirte ruhig neben einander gelebt; die Friedenspartei besaß auf den Landsgemeinden entschieden das Uebergewicht, und die Fanatiker unter Katholiken und Reformirten durften neben Männern wie Aebli, Ludwig Tschudi und Andere, nicht wagen, den Frieden des Landes zu stören. Durch den Ausbruch des zweiten Kappelerkriegs wurden aber auch in Glarus die Gemüther neuerdings aufgeregt, und nur mit Mühe vermochten die einsichtsvollen Staatsmänner von beiden Religionsbekenntnissen ihre Glaubensgenossen zurückzuhalten, daß dieselben sich nicht den streitenden Parteien anschlossen. Mehr noch als diese Vorstellungen bewogen die Siege der Katholiken bei Kappel und am Zugerberg die Parteien in Glarus zum Frieden. Die fünf Orte beabsichtigten durch das Uebergewicht, welches sie über die Reformirten erlangt hatten, auch in Glarus die Wiederherstellung des alten Zustandes zu bewirken. Im Dezember 1532 erschien eine Gesandtschaft derselben an der Landsgemeinde und forderte die Glarner auf, daß sie zu dem alten Glauben zurückkehren möchten. Dieser Bitte fügten die Gesandten die Drohung bei, im Fall der Weigerung die Bundesbriefe zurückgeben zu wollen. Diese Drohung hatte zur Folge, daß wenigstens in Glarus, Näfels, Schwanden und Linthal die Messe wieder hergestellt wurde. Eine solche Restauration mußte aber den Parteihaß aufs Neue entzünden, und der Zorn der unterdrückten Majorität machte sich mehrmals in gewaltsamen Ausbrüchen Luft. Betrübten Herzens schrieb damals Valentin Tschudi an Vadian: „Der

Sieg hat unsere Katholiken übermüthig gemacht, und die Sieger (die fünf Orte) spornen sie an. Nichts Erfreuliches, aber Viel, was Kummer macht, geht jetzt vor; es ist keine Aussicht mehr auf Eintracht im Vaterland, welches, wenn nicht bald geholfen wird, zu Grunde gehen muß." Glücklicher Weise gingen die Befürchtungen Valentin Tschudis nicht in Erfüllung, indem die Mäßigung der Häupter von beiden Parteien während der nächsten zwanzig Jahre den Frieden erhielt. Valentin Tschudi war Priester beider Religionsparteien und predigte Allen die christliche Liebe als Muster des Glaubens. Auch Fridolin Brunner, der eigentliche Reformator von Glarus, besorgte eine Zeit lang den Gottesdienst der Katholiken zu Linthal. Egidius Tschudi, obgleich Katholik, war sein ganzes Leben hindurch der vertraute Freund und Gesinnungsgenosse jener Männer, mit welchen er durch die Liebe zu den Wissenschaften und durch eine höhere Auffassung des Christenthums verbunden war.

In die Zeit unmittelbar nach Abschluß des Landfriedens fällt die Entstehung der Tschudischen Schrift, welche den zweiten Kappelerkrieg beschreibt, wenn anders dieselbe wirklich von Tschudi herrührt [15]). Früher war der Verfasser dieses Werkes unbekannt, bis im Jahr 1760 der gelehrte Zurlauben unter dem Nachlaß des Ammann Iten in Aegeri eine Handschrift entdeckte, in welcher am Ende ausdrücklich bemerkt war: Durch weiland Egidium Tschudi von Glarus gestellt und usgangen im Jahr 1533. Haller bemerkt darüber, daß Zurlauben den wahren Verfasser dieser Schrift um so leichter und sicherer habe bezeichnen können, als nicht nur Tschudis Sprache, Geist und

15) Abgedruckt im 2. Bande der Helvetia von Balthasar. Den langen geschmacklosen Titel, der sicher nicht von Tschudi herrührt, haben wir absichtlich nicht in den Text aufgenommen.

historische Kunst sogleich in die Augen springe, sondern auch dessen ungedruckte Fortsetzung der Schweizerchronik, worin unter dem Jahr 1531 mehrere Kapitel aus der Geschichte des Kappelerkrieges wörtlich vorkommen, nothwendig zu dieser Entdeckung habe führen müssen. In diesem Werke sind mit großer Ausführlichkeit die Verhandlungen und Friedensversuche beschrieben, welche gemacht wurden, um den Bürgerkrieg in der Eidgenossenschaft zu verhindern, die gegenseitigen Rüstungen, der Ausbruch und der Verlauf des Kampfes bis zum Abschluß des Landfriedens. Neben den Beschreibungen, welche Bullinger und Peter Füßli von jenem denkwürdigen Kriege hinterlassen haben, nimmt die Schrift, welche Tschudis Namen trägt, unbedingt die erste Stelle ein. Obgleich der katholische Standpunkt des Verfassers überall hervortritt, so sind dessenungeachtet die Ereignisse und die handelnden Persönlichkeiten mit großer Unparteilichkeit geschildert; auch an dem Gegner wird das Gute anerkannt, wo es sich findet. Nirgends erlaubt sich Tschudi Schmähungen gegen die Reformirten oder gar absichtliche Entstellungen, wie sein Zeitgenosse der Luzerner Salat, welcher gleichfalls die Geschichte dieses Krieges beschrieben hat. Zwingli wird von Tschudi vorzüglich deßwegen getadelt, weil er die Eidgenossenschaft in feindselige Parteien getrennt und zum Bürgerkriege verleitet habe. Was die zürcherischen Chronisten kaum anzudeuten wagen, das spricht Tschudi offen aus, daß in Zürich eine starke Partei Zwingli und seinem Anhang gegenüber gestanden, welche heimlich dem Katholizismus zugethan und mit des Reformators demokratischer Tendenz nicht einverstanden war. Lichtvolle und anschauliche Darstellung, naiver Ton und kräftige Sprache sind die Vorzüge, durch welche sich diese Schrift sehr vortheilhaft auszeichnet.

Nachdem wir diese Beschreibung des Kappelerkrieges allgemein charakterisirt haben, dürfte es am Platze sein, auch auf die Bedenken hinzuweisen, welche gegen Tschudis Autorschaft erhoben worden sind. Schon Hottinger hat es bezweifelt, daß Tschudi der wirkliche Verfasser jenes Werkes sei, indem er vorzüglich durch innere Gründe zu dieser Annahme bewogen wurde [16]). Wer die Schrift unbefangen liest und die Verhältnisse berücksichtigt, in welchen sich Tschudi zur Zeit der Abfassung derselben befand, wird den Zweifel Hottingers vollkommen gerechtfertigt finden. Für's Erste beweist die Entdeckung Zurlaubens keineswegs, daß Tschudi der Verfasser sei, weil jene Bemerkung in dem Zugermanuskript von einem späteren Abschreiber herrühren kann, was um so wahrscheinlicher ist, da Zurlauben, sonst ein gründlicher Kenner von Tschudis Schriften, nicht sagt, daß jene Handschrift das Original sei, und daß die betreffende Bemerkung am Schluß derselben von Tschudis eigener Hand herrühre. Auch die Angabe Hallers, daß mehrere Kapitel in der Geschichte des Kappelerkrieges wörtlich der ungedruckten Fortsetzung der Schweizerchronik entnommen seien, beweist Nichts für die Autorschaft Tschudis. Zu der Zeit, da die fragliche Schrift verfaßt sein soll, war Tschudi Landvogt in Rorschach und mit Geschäften so überhäuft, daß er schwerlich für größere historische Arbeiten Muße finden mochte. Auch ist es nicht die Gewohnheit Tschudis, in seinen geschichtlichen Werken sich selbst anzuführen, wie dieß in der Geschichte des Kappelerkrieges der Fall ist. Ueberdieß sind die erzählten Begebenheiten, namentlich die Schlachten bei Kappel und am Zugerberg, mit solcher Ortskenntniß dargestellt, daß sich dem

---

16) Geschichte der Eidgenossenschaft während der Kirchentrennung, Bd. 2, 389.

Leser die Ansicht aufdrängt, der Verfasser müsse ein Augenzeuge gewesen sein und den Krieg selbst mitgemacht haben. Dieses Letztere war der Fall mit einem Freunde Tschudis, dem Luzerner Jost von Meggen, welcher Jenem seine Schriften und Sammlungen durch Testament vermachte und nach unserer Vermuthung jene Geschichte des Kappelerkrieges verfaßt hat, welche späterhin in Tschudis Nachlaß befindlich für dessen eigenes Werk gehalten wurde. Freilich ist diese Ansicht so lange eine bloße Hypothese, als nicht urkundliche Beweise für dieselbe beigebracht werden können. Durch obige Auseinandersetzung dürfte aber zum Mindesten so viel dargethan sein, daß jene Schrift sehr wahrscheinlich nicht von Tschudi herrührt.

Im Jahr 1532 wurde Tschudi, nachdem er die Landvogtei über Sargans *) seinem Nachfolger abgetreten, von dem Fürstabt von St. Gallen, Diethelm Blarer, zum Obervogt des Rorschacheramtes gewählt. Diese Obervogtei Rorschach begriff die Aemter Reinach, Goldach, Mörschwyl und Rorschach. Der Statthalter, welcher von dem Fürstabt über dieses Gebiet gesetzt wurde, war zugleich Reichsvogt, d. h. Inhaber der höchsten richterlichen Gewalt. Das Einkommen desselben bestand in 50 Gulden, einem Faß Wein und zwei Fuder Heu. Daß

*) Während Tschudi die Landvogtei Sargans verwaltete, wurde ihm sein ältester Sohn geboren, dem daher die Taufnamen des väterlichen und mütterlichen Großvaters beigelegt wurden. Tschudi hat dieß Familienereigniß selbst auf einem Zettel aufnotirt, der sich in seinem Nachlaß gefunden. Die Notiz lautet wie folgt: Anno 1531 am Mentag, was der 27. Tag Novembris, im Zeichen des Kreps und ingenden Löwen zwüschen der sibenden und achtenden Stund Nachmittags, zu Sangans uff dem Schloß, ward mir geboren ein Sun, als der Mon darvor am 24. Tag desselben Monats 28 Minuten nach Mittag voll was worden. Und hieß der Sun Ludwig Werner, ward Götti Baltissar von Ramschwag, des Keisers Vogt uff Guotenberg, und Sigpert Keßler von Ragatz, Gotta Margret Zindlin und die Saxerin, beid zu Sangans.

der Abt unserem Tschudi eine so wichtige Verwaltung anvertraute, dazu wurde er ohne Zweifel durch dessen Anhänglichkeit an den alten Glauben bewogen. Für Tschudi war diese Stellung vorzüglich deßwegen von Bedeutung, weil sich ihm durch dieselbe die günstige Gelegenheit darbot, die reichhaltige berühmte Bibliothek des Stiftes St. Gallen, sowie das Archiv daselbst für seine geschichtlichen Studien zu benutzen. Darum ist denn auch in seiner Chronik die Geschichte des Stiftes so einläßlich und genau beschrieben.

Auch in dem Gebiete des Abtes trat nach dem Siege der fünf Orte die Reaktion gegen die Reform ein. Als Verbannter hatte Jener in dem Grundsatz Trost gefunden, daß die Kirche niemals verzweifeln dürfe, und nach seiner Rückkehr ließ der Abt kein Mittel unversucht, um seine reformirten Unterthanen zum alten Glauben zu bekehren. Der Abt sagte: „Die reformirten Städte und St. Gallen unter meinen eigenen Augen verweisen die Katholiken aus ihrem Gebiete. Warum sollte ich Ketzer bei mir dulden? Es liegt mir ebenso sehr daran als ihnen, getreue Unterthanen zu haben." Daß die Reformirten in den äbtischen Landschaften nicht ganz unterdrückt wurden, das hatten sie zum guten Theil der Vermittlung Tschudis zu verdanken, welcher nur durch Belehrung, nicht aber durch Gewalt die Anhänger der Reformation zu dem alten Glauben bekehren wollte. Im Juli 1532 kam zwischen dem Abt und seinen reformirten Unterthanen ein Vergleich zu Stande. Die Neugläubigen durften auf eigene Kosten Prediger anstellen; diese aber sollten sich nach Inhalt des Landfriedens betragen, keine Schmähungen ausstoßen und eine Garantie von 100 Pfd. hinterlegen zur Versicherung, daß sie nicht wider den Landfrieden predigen würden. Dieser Vertrag, welcher einstweilen nur für zwei Jahre gelten sollte, war durchaus zu Gunsten des

Abtes, aber er hatte wenigstens das Gute, daß für die nächste Zeit der Friede gesichert war. An dem Zustandekommen dieses Vertrages hatte Tschudi mit allem Eifer gearbeitet, und es war nicht seine Schuld, daß nach Verfluß jener zwei Jahre der herrschsüchtige Abt neue Versuche machte, um die Reformation gänzlich aus seinem Gebiete zu verbannen. Tschudis Ansehen, zumal bei den Katholiken, war schon jetzt sehr groß, sein Name hatte nicht nur in seinem engeren Vaterland, sondern in der ganzen Eidgenossenschaft und selbst im Ausland einen guten Klang. Ein Beweis hiefür ist der Brief des päpstlichen Legaten Ennius an Tschudi, welcher sich bei dem Legaten für einige Schweizeroffiziere verwandt hatte, denen die päpstliche Regierung Sold schuldig war. Der Legat erwiederte Tschudi, daß der heilige Vater in diesen schweren Zeiten seine Verpflichtungen nicht halten könne. „Ich wünschte" — heißt es in dem Antwortschreiben des Legaten — „ich könnte Euer Magnificenz, welche sich in Erhaltung des Glaubens so ritterlich hervorgethan hat, etwas Angenehmes erweisen. Sie werden gut thun, wenn sie dem Abt von St. Gallen dienen und ihm in diesen verwirrten Zeiten an die Hand gehen." [17])

Während neun Monaten bekleidete Tschudi die Stelle eines Obervogtes in Rorschach, vom Juni 1532 bis Ende Februar 1533. In diesem Jahr wurde er von der Landsgemeinde zu Glarus zum Landvogt nach Baden gewählt. Schon in St. Gallen hatte Tschudi die dortigen Archive durchforscht und reichen Stoff für seine geschichtlichen Studien gefunden. In Baden war hiefür nicht minder günstige Gelegenheit; hier fanden die meisten Tagsatzungen statt, hier war auch das Archiv der Eidgenossenschaft. Ueberdieß standen Tschudi als Katholiken

17) Das Schreiben bei Fuchs I, 148.

die Bibliotheken und Sammlungen der Klöster offen. Durch seine Geschäfte und seine öffentliche Stellung kam er mit den berühmtesten Staatsmännern der Schweiz in Berührung und erhielt so wie kaum ein Anderer die Mittel, sich mit den Quellen der Schweizergeschichte bekannt zu machen. Es finden sich wenige öffentliche Handlungen Tschudis während seiner Landvogtei in Baden. Es war damals überhaupt eine Zeit der Ruhe für die Eidgenossenschaft eingetreten, indem die beiden Religionsparteien sich fortwährend eifersüchtig beobachteten. Die Reform und der Söldnerdienst hatten die Schweiz in zwei feindselige Gemeinwesen getrennt, von welchen Jedes seine eigene Politik, seine eigene Tagsatzung hatte. Die gemischten Stände bildeten eine Art Mittelpartei, der es oftmals gelang, in wichtigen Fragen die beiden Extreme zu vereinigen. In dieser Zeit der Ruhe konnte Tschudi um so eifriger seinen Studien obliegen und aus der Geschichte Erholung und Trost schöpfen, den sie Jedem gewährt, welcher mit Sinn und Geist dieselbe zu behandeln weiß. Die römischen Alterthümer, welche in Baden und in dem benachbarten Windisch (Vindonissa) in großer Menge gefunden werden, waren für unseren Tschudi ein Gegenstand eifriger Nachforschung. Eine Säule mit einer Inschrift zu Ehren Trajans ließ er beim Schloßbrunnen aufstellen. Zahlreiche epigraphische Denkmäler wurden von Tschudi gesammelt, welche zum Theil in seinem Nachlaß noch jetzt erhalten sind. Während er Landvogt in Baden war, starb ihm seine erste Gemahlin, Anna Stucki, und bald darauf auch sein Vater, Ludwig Tschudi, welcher bis in sein 72. Jahr in seinem engeren Vaterlande für die Erhaltung des Friedens nach Kräften gewirkt hatte. Sein Sohn, Peter Tschudi, der ältere Bruder und Studiengenosse unseres Geschichtschreibers, ein eifriger Anhänger Zwinglis und der Reformation, starb

im nämlichen Jahr, um aus einer Welt der Gegensätze und des Kampfes in eine andere überzugehen, wo kein Unterschied des Glaubens statt findet, sondern alle diejenigen vereinigt sind, welche für die höheren Interessen der Menschheit gekämpft haben.

Im Jahr 1535 trat Tschudi in die Dienste des Königs von Frankreich und bekam eine eigene Kompagnie als Hauptmann. Als er 1536 mit Rekruten, welche er für seine Kompagnie angeworben, durch das Gebiet von Zürich zog, wurde er in der Nähe der Stadt angehalten und mußte einen Eid schwören, daß er sich nirgends im Kanton aufhalten wolle. Der Rath in Glarus beklagte sich deßwegen bei der Regierung von Zürich. Diese antwortete auf sehr freundschaftliche Weise und erinnerte die Glarnerbehörden, daß seit längerer Zeit im Gebiete von Zürich jede Werbung für ausländischen Kriegsdienst streng verboten sei, weil die fremden Kriegszüge der ganzen Eidgenossenschaft bei andern Völkern nicht geringen Schaden gebracht. Sie hätten also Tschudi gegenüber nur ihre Verordnung aufrecht erhalten, und möchten bloß wünschen, daß Jedermann so verfahre, denn alsdann würde es mit der Eidgenossenschaft besser stehen. Tschudi blieb nur während vier Monaten in Frankreich, und es ist uns nicht überliefert, daß er an irgend einem bedeutenden Kriegsereigniß Theil genommen. Was ihn in die Fremde trieb, war nicht wie bei vielen anderen die Begierde, ein glänzendes Auskommen zu finden und sich Reichthümer zu erwerben. Tschudi benutzte seinen Aufenthalt in Frankreich vielmehr dazu, den Kreis seines Wissens zu erweitern und neue Bekanntschaften anzuknüpfen, die ihm für seine Studien von Nutzen sein konnten. Ueberall, wo Tschudi hinkam, sammelte er Inschriften und anderweitige historische Denkmäler. Im Jahr 1536 besuchte

er die Trümmer von Aventikum und schrieb sich Alles dasjenge zusammen, was er von Antiquitäten dieser Stadt erforscht hatte. Auf seiner Reise nach Frankreich machte Tschudi auch die persönliche Bekanntschaft von Beatus Rhenanus und Niklaus Briefern, Dekan in Basel, mit welchen er in Briefwechsel trat. In einem Briefe [18]) an Rhenan, welcher noch erhalten ist, liefert uns Tschudi eine Probe seiner Kritik und Gelehrsamkeit. Er spricht sich darin weitläufig aus über die Abstammung und die Bedeutung des Wortes „Germanen". Nach dem Vorbild von Strabo führt Tschudi die Entstehung jenes Namens zurück auf die Gallier, welche die stamm- und sprachverwandten Deutschen Germanen, d. h. Brüder, genannt hätten, eine Ansicht, deren Richtigkeit dahingestellt sein mag. Tschudi rühmt an Strabo die Treue und Genauigkeit in der Ueberlieferung mancher Nachricht, die sich bei Cäsar und auch bei Tacitus nicht findet. Dann polemisirt Tschudi gegen die Annahme Aventins, daß **Augusta Vindelicorum** an der Isar und nicht am Lech gelegen, indem er nachweist, daß das Letztere das Richtige sei.

Nachdem Tschudi aus Frankreich nach Glarus zurückgekehrt war, wurde er in den Landrath gewählt und lebte nun längere Zeit einzig und allein seinen Studien. Im Sommer des Jahres 1538 kam Glarean, Tschudis Lehrer und Freund, nach Glarus und besuchte auch seinen ehemaligen Zögling, mit welchem Jener, wie wir gesehen haben, fortwährend im Briefwechsel stand. Als in Basel die Reformation eingeführt wurde, war Glarean nach Freiburg gegangen und hatte daselbst seine Vorlesungen über Geschichte und Dichtkunst fortgesetzt. Ob-

---

18) Goldast Epistolae philologicae, Leipzig 1674. Aus diesem Briefe Tschudis an Rhenan geht auch hervor, daß Jener bloß vier Monate, nicht acht Jahre, wie Fuchs schreibt, in Frankreich sich aufgehalten habe.

gleich ein Gegner der Reformation und entzweit mit seinen Jugendfreunden Zwingli und Mykonius, haßte er dessenungeachtet sein Leben lang die Obskuranten, welche die humanistischen Studien verketzerten. Mit Betrübniß nahm er wahr, wie allmälig in seinem Vaterland unter den Katholiken das Streben nach höherer Bildung verpönt und als Hinneigung zu dem ketzerischen Glauben der Reformirten betrachtet wurde. Schon 1530 schrieb Glarean an seinen Freund Pirkheimer: „Die Lehrer der Wissenschaften leben in einigen Orten der Schweiz elend und verachtet; von unwissenden Predigern werden sie auf der Kanzel vor dem Volke durchgezogen als solche, die, weil sie Griechisch und Latein studiren, das Heidenthum lehren. Diese Lärmer verschreien bei dem unwissenden Volk alle Studien, so daß bei ihnen das Nichtswissen fast ein Lob ist." Gerade deßwegen mußte es für Glarean eine Erholung sein, nach langen Jahren denjenigen von seinen Schülern wieder zu sehen, welcher des Lehrers Vorschriften im treuesten Herzen bewahrt und fortwährend der aufrichtige Freund desselben geblieben war. Damals hatte Tschudi seine Beschreibung der alpischen Rhätia wieder hervorgenommen, um sie nochmals umzuarbeiten und mit neuen Forschungen bereichert hernach zu veröffentlichen. Die Arbeit hatte auch für Glarean ein um so größeres Interesse, da er selbst seinen Schüler zu diesen geschichtlichen Studien angeregt hatte, und Tschudi beabsichtigte, die Schrift vor dem Druck Glarean zur Prüfung mitzutheilen. Was für einen Eindruck dieselbe auf ihn machte, erzählt Tschudi in seiner **Gallia comata** sehr ausführlich. „Der fromm Herr" — heißt es an jener Stelle — „als er blos ein Blat las, ward begirig, das Büchli gar ze durchlesen, bat mich, Im ze überantworten, besorgt, ich were hinlässig, und wurd die Emendirung lang verzichen. Er welts allein Im selbs

behalten und innert zweien Monaten mir von Friburg us Brisgöw, da er wonet, wider haruf gen Glarus senden. Ich beklagt mich, es were an vil orten irrig und gar ungebütlet; aber er wolts entlich haben, wie es ioch were; also gab ich Jms." Glarean nahm das Werk mit nach Freiburg und zeigte es seinem Freunde, dem Geschichtsforscher und Geographen Sebastian Münster, welcher durch inständige Bitten Jenen zu überreden wußte, daß er ihm das Manuscript für einige Tage anvertraute. Münster, welchem die Arbeit Tschudi's überaus wohl gefiel, ließ dieselbe in aller Eile drucken und übersetzte sie zugleich ins Lateinische. Die Uebersetzung und das Original erschienen beide in Basel, die deutsche Ausgabe unter dem Titel: „Die vralt warhafftig Alpisch Rhetia, sampt dem Tract der anderen Alpgebirgen, nach Plinii, Ptolemei, Strabonis, ouch anderen Welt vnd gschichtschrybern warer anzeygung, durch den Ehrnvesten vnd wysen Herren, Herr Gilg Tschudi von Glarus, ettwo in Sarganserland, darnach zu Baden im Ergöw gmeiner Eydgenossen Landvogt, in Tütsch sprach zusamen getragen, vnd yetz mit einer Geographischen tabel vßgangen. Basel 1538."

Als Tschudi von der Veröffentlichung seines Werkes Nachricht erhielt, war er anfänglich über das Benehmen Glareans heftig erzürnt und äußerte in einem Briefe an diesen sein Mißfallen über den treulosen Streich, den man ihm gespielt hatte. Glarean entschuldigte sich bei Tschudi damit, daß Münster ohne sein Vorwissen gehandelt. Als dieser durch Glarean Tschudis Unwillen erfuhr, ging er selbst nach Glarus und bat Tschudi, „das so er getan, nit in argem uffzenemmen, dann es im besten geschechen, habe vermeint, Tschudis Namen und Ruhm damit zu erhöchen." Zugleich beschenkte er den Ver-

fasser mit einer Anzahl Exemplare seines Werkes, welches unterdessen bei den Freunden der Geschichte eine sehr günstige Aufnahme gefunden hatte. Beatus Rhenanus, Dr. Spiegel, Vadian und Andere dankten Tschudi für seine treffliche Arbeit, welcher aber mit großer Bescheidenheit jenes Lob zurückwies, weil er selbst die Schrift für unreif und des Druckes noch nicht werth hielt. Tschudi hatte beabsichtigt, sein Werk noch vor dem Drucke dem gelehrten Johann von Travers mitzutheilen, welchen er auf seinen Reisen durch Rhätien kennen gelernt und von dem er manche Mittheilung für seine Arbeit zu erhalten hoffte. Die Veröffentlichung derselben hatte Tschudi so sehr erzürnt, daß er anfänglich beschloß, eine besondere Ausgabe mit einer Entschuldigung jener Ersten zu veröffentlichen. Er ließ sich aber durch Münsters Zureden beschwichtigen und äußerte sich später über dessen voreiliges Verfahren [19]): „Der gut Herr Münsterus hats im Besten geton, aber unzytig, dann ich etwas ze endern und ze bessern gesinnt was."

Tschudis alpische Rhätia hatte, wie der Verfasser selbst angibt, den Zweck, die Fabeln und erdichteten Historien über das Herkommen der Rhätier und der Alpenvölker überhaupt zu verdrängen. Tschudi hatte deßhalb aus den alten Geschichtschreibern und Geographen die betreffenden Stellen gesammelt und diese Ueberlieferung mit seinen eigenen Forschungen verglichen. Auf diesem Wege glaubte er zu bestimmten wissenschaftlichen Resultaten gelangen und statt mährchenhafter Sage beglaubigte Geschichte bieten zu können. Die Bedeutung und Abstammung der rhätischen Orts- und Geschlechtsnamen wird von Tschudi besonders einläßlich besprochen. Freilich dürfen wir nicht erwarten, daß Jener bei diesen sprachvergleichenden

19) Tschudi an Simler 1565. Nov.

Forschungen überall das Richtige getroffen; es genügt, daß Tschudi unbewußt ein Moment der Geschichtsforschung angeregt hat, welches erst in unseren Tagen zum Durchbruch und zu allgemeiner Bedeutung gelangt ist. Bescheiden deutet Tschudi in der Vorrede zu seiner Schrift darauf hin, daß seine Behandlungsweise der Geschichte von Glarean entlehnt sei. Diesen rühmt er als seinen Vorgänger und als denjenigen, welcher sich um die Erforschung der älteren Geschichte des Vaterlandes die größten Verdienste erworben habe. „By uns wirt billich das erst lob" — heißt es an jener Stelle — „dem hochgelerten Herren **Heinrico Glareano** Poeten, minem günstigen Herren Präceptor und verwandten, der hat bi uns von erst die alten nammen harfür gezogen, welchs domaln schier für unerhört geacht ward, uß lang verlegner ungewonheit. Uß solchem sinem anfang allen andern ein urhab und ursach geben ist worden, wyter zu ergründen." — In dem ersten Kapitel zählt Tschudi die Quellenschriftsteller auf, welche er bei seinen Untersuchungen benutzt hat. Wir theilen dieses Verzeichniß mit, weil dasselbe einigermaßen einen Begriff gibt, mit welcher Sorgfalt Tschudi seine Nachrichten sammelte. Dasselbe ist überschrieben: „gschicht und weltschryber, darus nachvolgende Historia Rhetie gezogen", und enthält folgende Schriftsteller: Polybius, Cäsar, Horaz, Livius, Strabo, Vellejus Paterkulus, Justin, Pomponius Mela, Julius Solinus, Plinius Sekundus, Tacitus, Sueton, Julius Capitolinus, Spartianus, Flavius Vopiscus, Eusebius, Ammianus Marcellinus, Eutropius, Antoninus, Augustus, Claudian, Sidonius Apollinaris, Agathias, Paulus Warnefried, Eginhart, Ratpert, Regino von Prüm, Notker von St. Gallen, Luitprand, Eckehard, Hermann Contraktus und den Abt von Ursperg. Nachdem Tschudi die Quellen angegeben, aus welchen er geschöpft hat,

erzählt er die Wanderung der etruskischen Rhätier aus Oberitalien in die Alpen. Dieser Stamm der Etrusker war durch die Gallier, welche zur Zeit des ältern Tarquinius über die Alpen hereinbrachen, aus den fruchtbaren Pogegenden vertrieben worden, und hatte sich in die Alpen zurückgezogen, während die Gallier sich in Oberitalien niederließen. „Die Thuscier" — sagt Tschudi — „sind durch beleitung irs houptmans, Rhetus genampt, in die Alpgebirg gezogen, dieselben bewonet, und mit iro houptmans namen das volck und land, jetz Rhetier genempt, erstifftet; sind demnach durch die ruchen gelegenheiten des lands so vast erwildet und ergrobet, das si nüt irer alten art an inen behalten, dann allein den ton der spraach und ouch dieselbe vast verböset und gebrochen. Es ist ein redlich volck, uffrecht und übel an unrechten Dingen, und one zwyfel ir harkommen von eerlichen herrlichen lüten entsprungen." In neuester Zeit hat man nachzuweisen versucht, daß Tschudis Ansicht, von einer eigentlichen Wanderung der etruskischen Rhätier oder Rasenner unrichtig und daß dieselben ursprünglich von Norden her in Italien eingewandert seien. Nach der Ansicht von Niebuhr und Ottfried Müller drängten die von Westen kommenden Gallier diejenigen Etrusker, welche sich ihnen nicht unterwerfen wollten, in die Gebirge zurück, wo sie sich an ihre alten Stammgenossen anschlossen. Richard Lepsius, berühmt als Geschichtsforscher und Sprachkenner, ist wieder zu Tschudis Ansicht zurückgekehrt [20]). Ueberhaupt haben die neuesten Forschungen dasjenige, was Tschudi von den Rhätiern und den ältesten Alpenbewohnern erzählt, in manchen Beziehungen überraschend bestätigt. Aber nicht bloß die

---

20) Niebuhr, Römische Geschichte, 4. Aufl., pag. 120. Ottfried Müller, die Etrusker I, 163. Lepsius, die tyrrhenischen Pelaszer in Etrurien, 1842.

Wanderungen der etruskischen Rhätier, auch die Ausdehnung ihrer Landesgränzen an den Bodensee, gegen Tyrol und Oberitalien, sowie die einzelnen Stämme der Rhätier beschreibt Tschudi, indem er fortwährend die schriftliche Ueberlieferung durch die Volkssage und seine eigenen Forschungen ergänzt und berichtigt. Der Titel der Tschudischen Schrift entspricht jedoch nicht genau dem Inhalt, insofern der Beschreibung Rhätiens mehrere Abschnitte beigefügt sind, in welchen sich der Verfasser auch noch über andere Alpenvölker, sowie über die Abstammung der Gallier und Germanen ausspricht. Irrthümlich hält Tschudi die Gallier für Germanen und ihre Sprache für einen germanischen Dialekt, eine Ansicht, welche zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ziemlich allgemein verbreitet war, weil es dem Patriotismus der deutschen Geschichtsforscher schmeichelte, die Franzosen als ursprüngliche Germanen zu betrachten, welche nur im Lauf der Zeit Sprache und Sitten verändert hätten. Von den sorgfältigen und gewissenhaften Studien Tschudis zeugt besonders der Abschnitt, welcher davon handelt, „mit was buchstaben vor zyten die Galli und Germani geschriben, ouch wann tütsch in bruch kommen ze schryben." Ueberhaupt ist die alpische Rhätia ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes Werk, welches noch jetzt seinen Werth hat und trotz mancher Irrthümer dem Alterthumsforscher reiche Belehrung bietet, da Tschudi an Ort und Stelle die Geschichte der Alpenvölker zu erforschen gesucht hat. Der Gegenstand ist nicht trocken behandelt, sondern die ganze Darstellung zeichnet sich aus durch Frische und Natürlichkeit. Diese Schrift erwarb Tschudi bei seinen Freunden [21]) und dem gelehrten Publikum

---

21) Glarean sagt in seiner Beschreibung des Schweizerlandes (Basel 1554) von der alpischen Rhätia Tschudis: „Totum revisi opus, quaedam

überhaupt einen bedeutenden Namen. Durch solchen Beifall ermuthigt, beschäftigte sich derselbe von jetzt an noch weit eifriger mit dem Studium der vaterländischen Geschichte, ohne jedoch über diesen Arbeiten die äußeren Ereignisse, die Politik, zu vergessen.

Zu jener Zeit geschah es noch sehr häufig, daß junge Leute aus den katholischen Orten, besonders katholische Glarner, nach Zürich gingen, um daselbst ihre Studien zu machen. Später hörte das freilich auf, als die Reaktion des Katholizismus auch in die Schweiz übergriff und Borromäus die Seele dieser Reaktion geworden war. Im Jahr 1547 waren einige katholische Studirende aus Glarus von ihren reformirten Mitschülern wegen des Glaubens verhöhnt worden. Aus Verdruß hierüber liefen jene nach Hause, wo sie sich über die ihnen widerfahrene Beleidigung beklagten. In Glarus wurden aber die jungen Brauseköpfe nicht gut empfangen, sondern sofort wieder nach Zürich zurückgeschickt. Unser Tschudi hatte ein Paar Verwandte unter ihnen, und empfahl dieselben zu gütiger Nachsicht und abermaliger Aufnahme an seinen Freund, den Professor Fries, mit welchem er in Briefwechsel stand. Tschudi schrieb demselben, er könne nicht glauben, daß die Beleidigung, welche die katholischen Glarner erlitten, dem Vorsteher der Schule bekannt seien, und er nehme an, daß dieser die jungen Leute zur Ordnung weisen werde.

---

etiam retexui, imo ad regulam D. Aegidii Tschudi, affinis nostri plurimum dilecti, plerosque locos emendavi, ex eo videlicet libro, quem ille de Rhaetia doctissime scripsit, quo intra mille annos vix melior in re topographica prodiit. In eo enim libro multiplex eruditio, judicium acutissimum, celticae linguae, qua hodie Helvetii utuntur, proprietatis egregie expressa, ut qui eum in latinam linguam vertere conati sunt, ridiculos se plane ostenderint."

Nicht lange nach diesem Vorfall wurde in Glarus ein reformirter Geistlicher, Laurentius Agrikola, von dem Meßpriester daselbst beschimpft. Jener wandte sich an die Regierung von Zürich und an den Antistes Bullinger, damit er für die Beleidigung Genugthuung erhielte. Bullinger rieth dem Predikanten, bei dem Rathe in Glarus keine Klage zu erheben, damit nicht der Friede zwischen Reformirten und Katholiken um einer unbedeutenden Sache willen gestört werde. Zu gleicher Zeit schrieb Bullinger an den mit ihm befreundeten Tschudi und bat denselben, er möchte durch seinen Einfluß darauf hinwirken, daß der Streit der beiden Prediger auf gütlichem Wege beigelegt werde. In seinem Briefe an Tschudi sagt Bullinger unter Anderem: „Dieweil ich dann durch vil stuck bericht bin, das ouch Jr ein Man des fridens und gar geneigt sind, alles das zu fürderen, das Ruw und einigkeit fürderet, nyd und haß verhinderet, so bitt ich üch, das Jr üwer Bestes zu diser Sach tügind, damit einigkeit und nit unruw pflanzt werde. Je bas wir aber in Eidgnossen besonders dieser gfaaren zit und in disen großen uffsätzen mit einandern früntlich und eins wärind, je besser uns allen were." Tschudi stellte alsobald den Meßpriester, einen Schwestersohn Glareans und seinen nahen Verwandten, zur Rede, und gebot ihm, sich in Zukunft aller Schmähungen zu enthalten. Aus der Vertheidigung des Meßpriesters ging hervor, daß auch Agrikola sich unnütze Reden erlaubt, welche den ganzen Zwist veranlaßt hatten. Tschudi und seine Freunde waren eifrig bemüht, die beiden Streitenden zum Frieden zu bringen, und Jener antwortete auf Bullingers Schreiben in einem Briefe, welcher Tschudis religiösen Standpunkt in wahrhaft idealem Lichte darstellt. Er verspricht seinem Freunde Bullinger, daß der beleidigte Prediger Genugthuung erhalten solle, indem der Rath

in Glarus unparteiisch an Reformirten und Katholiken ungeziemende Reden zu rügen pflege. Er selbst betrachte dergleichen Zank für den Untergang aller Liebe und Eintracht, worin doch das Wesen der Religion bestehen sollte. Am Schluß jenes Briefes heißt es: „Diß min einfaltig Schriben ist unnotig üch minem günstigen Herren fürzemalen, dann Ir mit Verstand und Wysheit begabt, sölchs und anders vil hochwichtiger zu ermässen. Bitt minem Unverstand ze verzichen, dann so ich üch allweg als ein schidlichen fridliebenden Man erkennt, der einer Eidgnoßschafft Einigkeit und Wolfart gern förderte, welchs ich ouch offtermals bi dem Gegenteil minen Herrn und guten Günnern von üch gerümpt, hab ich dest ee einfaltiger Meinung dis Mittel gemeldet als die fürnehmste Artzny und Hilff, dardurch Einigkeit und die Liebe wider uff die Ban gebracht möcht werden." Wir sehen, daß Tschudi und Bullinger, obgleich in ihrem Religionsbekenntniß von einander abweichend, in der Liebe zum Vaterlande und in jenem höheren Glauben übereinstimmten, welchem der Fanatismus in jeder Gestalt ein Greuel ist.

Im Jahr 1549 wurde Tschudi zum zweiten Mal von seinen Landsleuten zum Landvogt nach Baden gewählt, und er trat dieses Amt der Uebung gemäß den 25. Juni 1549 an. Als im Jahr 1550 der Bischof von Chur, Thomas von Planta, nach Rom berufen und daselbst durch die Intriguen einer Gegenpartei gefangen gehalten wurde, wandten sich die katholischen Bündtner an unseren Tschudi und baten ihn, er möchte sich beim Papst für ihren Bischof verwenden. Mit Einwilligung sämmtlicher katholischer Stände that dieß Tschudi, und seine Empfehlung hatte so viel Einfluß bei Pius III., daß der Bischof sofort freigelassen und sogar zum Legaten a latere ernannt wurde.

Während Tschudi Landvogt in Baden war, starb seine zweite Gemahlin, eine geborne Schorno von Schwyz. Um den Freund wegen dieses Verlustes zu trösten, schrieb Glarean an Tschudi: „Glaube mir, geliebter Egidius, daß ich bei der Nachricht von dem Tode deiner Gattin nicht wenig in Trauer versetzt wurde; denn sie war eine wackere Frau, mit männlichen Eigenschaften geziert. Doch das ist ja einmal das Schicksal dieses Lebens! Wie sehr du in Trauer versetzt bist, kann ich um so eher würdigen, da durch den Tod meiner Gattin ich dasselbe Leid erfahren. Aber es lebt ja eine Gottheit, welche uns im größten Unglück stärkt. **Durum sed levius fit patientia quidquid corrigere est nefas,** sagt Flaccus. Ich zweifle nicht, daß du mit christlichem Gleichmuth diesen und andere Unfälle ertragen werdest." Zum Andenken an seine verstorbene Gattin gründete Tschudi aus seinen eigenen Mitteln und Vergabungen ein Spital in Glarus, und beide Religionsparteien vereinigten sich, um diese wohlthätige Anstalt zu unterstützen. Auch Glarean, welcher in der Ferne sein Vaterland niemals vergaß, schickte einen Beitrag von 300 Pfd. Ein Jahr nach dem Tode seiner zweiten Gattin vermählte sich Tschudi mit einer Wittwe Püntiner aus Uri, welche ihn überlebte.

Im nächsten Jahr (1551) bat der Abt von Rheinau, dessen reformirte Unterthanen gegen sein Verbot zur Fastenzeit geschlachtet hatten, Tschudi um seinen Rath in dieser Angelegenheit. Tschudi schrieb dem Abt, er solle sich an die Tagsatzung wenden, welche gerade damals in Baden versammelt war; so würde er für jeden Fall einen sicheren Rückhalt haben. Tschudi's Rath hatte den besten Erfolg; denn die Tagsatzung, d. h. die katholischen Stände, unterstützten den Abt gegen dessen widerstrebende Unterthanen, so daß derselbe sein Verbot

durchführen konnte. Unter Tschudi's Mitwirkung beschlossen die fünf Orte: „Der Abt von Rynow soll die Täter strafen, so in sinem Fläcken zu Rynow in der Fasten gemetzget und Fleisch geessen uß mutwillen und nit uß notdurfft; und ob dan die gestrafften den Herrn Abt vor den siben Orten verklagen wurdind von wegen sölicher straf, und den Landtfrieden harfür züchen, so sollend unser der 5 Orten Botten in Künfftigen Herren Abt by sölicher straff ze belyben, rugken halten: dann die von Rynow dadurch nit vom Landtsfriden getrengt sind, der Inen zulaßt, by irem Glouben ze belyben, davon sy niemand nötet, ob sy schon nit in der Fasten metzgend und Fleysch essend, insonders Irem natürlichen Herren, dem Abt, des Lybeigen si sind, ze verachtung; dann alle Herrlichkeit, libeigenschaft, und gerichtszwang gedachts Herren Abts Eygentumb ist." — Tschudi's Landvogtei ging gegen Ende Juni 1551 zu Ende. Im Jahr 1552 wurde Tschudi in Angelegenheiten der Abtei Pfäffers von den regierenden Orten des Sarganser Landes an den zu Davos versammelten Bundestag der drei Bünde abgeordnet. Es handelte sich um gewisse Zehentrechte des Klosters zu Fläsch und Meyenfeld. Diese Sendung war von erwünschtem Erfolg begleitet. Kurz vorher hatte Tschudi sich vom Kloster Pfäffers durch ein Darleihen von 1000 fl. einen jährlichen Zins von 50 rhein. Goldgulden erkauft. Als Unterpfand hiefür wurden ihm des Gotteshauses eigene Güter auf dem nächstgelegenen St. Margarethenberg, sammt dem Kirchensatz und Zehenten zu Eschen, jenseits des Rheins verschrieben. Um jene Zeit war die klösterliche Zucht in Pfäffers sehr im Abnehmen, und Tschudi, welcher mit dem Stift in sehr enger Verbindung stand, ertheilte daher dem Abt Fridolin Tschudi, seinem Verwandten, folgende Verhaltungsmaßregeln: „Gnediger Herr, es ist min väterlich Bitt, ir

wellend üch erberlich und züchtiglich halten, nit mit lachen, unnützen reden, hochtragnen gebärden und stolzen worten üch erzeigen, und mengklichem rich und armen früntlichen beschеid geben, vor zorn und trunkenheit hüten, und gravitatem dignam Abbatis officii bewysen. So wirt üwer achtbarkeit bi frömbden und heimbschen lüchten, und ich alter Man und alle die üwern erfröwt. Hochtragenheit stat übel an einem Prälaten, desglich ze gmein undrem Pöbel sich mischen mit lichtfertigem geschwätz, macht ein prelaten verachtlich, das man nützit uf eim halt; beschämend üch nit je ze predigen, dan es ist ein fürnem stuck des Gotzdiensts und ziert den prelaten. Si werinds all schuldig ze tun, wann sie Jr pflicht betrachten welltind, u. s. w." Während der nächsten Jahre erscheint Tschudi mehrmals als Gesandter seines Standes bei der Tagsatzung, was ihn jedoch nicht hinderte, seine geschichtlichen Studien mit vermehrtem Eifer fortzusetzen. Eine besonders hervorragende Stellung nahm Tschudi in der Locarner Angelegenheit ein, durch welche der Frieden in der Eidgenossenschaft eine Zeit lang bedroht war.

In den italienischen Vogteien hatte die Reformation schon sehr früh einzelne Anhänger gefunden, welche zum Theil den vornehmsten und reichsten Geschlechtern der Einwohnerschaft angehörten [22]). Landvögte aus den reformirten Orten leisteten diesen ihren Glaubensgenossen insgeheim Vorschub und ermuthigten sie, auf der betretenen Bahn zu verharren. Das Elend und die Unwissenheit des Volkes, die schlechte Verwaltung der Landvögte und ihrer Untergebenen machte nicht bloß eine religiöse, sondern auch eine politische Reform nothwendig.

---

22) F. Meier: Die evangelische Gemeinde zu Lokarno. Vulliemin I, 422—455.

Oftmals beklagten sich Abgeordnete jener Landschaften bei der Tagsatzung über die Erpressungen und die Habsucht der eidgenössischen Beamten, ohne Abhülfe dieser Uebelstände zu erlangen. Mit Verwunderung sah die Bevölkerung, wie die Landvögte aus den evangelischen Kantonen unparteiisches Gericht hielten und für das Wohl des Landes aufrichtig besorgt waren, während die Vögte aus den katholischen Orten ihr Amt gewöhnlich nur dazu benutzten, um sich schnell zu bereichern. Im Jahr 1548 betrug die Zahl der Reformirten bloß in Lokarno zweihundert, und ihr Priester Beccaria war so kühn, ihnen öffentlich zu predigen. Bei einer Disputation, welche von dem katholischen Landvogt Wirz aus Unterwalden veranstaltet wurde, siegte Jener über die Gegner und erhöhte dadurch den Muth seiner Glaubensgenossen. Allein gerade dieser Erfolg bewirkte, daß sich von Nord und Süd ein Ungewitter über die neue Gemeinde zusammenzog, welches derselben den Untergang drohte. Dem Papste konnte es nicht gleichgültig sein, daß die neue Lehre in der nächsten Nähe Italiens einen Stützpunkt und ein Bollwerk gewinne, von welchem aus die Reform leicht größere Eroberungen machen konnte. Die katholischen Stände der Eidgenossenschaft sahen in den reformirten Lokarnern rebellische Unterthanen, und hielten an dem Artikel des Landfriedens fest, welcher bestimmte, daß, wer in den Vogteien den alten Glauben behalten, ihn nicht verlassen dürfe. Vergeblich protestirten die reformirten Orte gegen eine solche Auslegung des Landfriedens, vergeblich trat Zürich mit aller Energie zu Gunsten der bedrohten Lokarner auf. Es war nahe daran, daß ein neuer Religionskrieg ausbrach, dessen Erfolg um so bedenklicher sein mußte, da die übrigen reformirten Stände sich allmählig einschüchtern ließen, wodurch Zürich vereinzelt dastand. In diesem kritischen Mo-

ment vermochte der Einfluß der neutralen Kantone den Ausbruch des Bürgerkrieges zu verhindern. Auf einer stürmischen Tagsatzung des Jahres 1554 gelang es unserem Tschudi, den hartnäckigen Widerstand der Katholiken zu besiegen. „Unter Eidgenossen" — sprach er — „gilt ein Mehr für ein Mehr, und der Landfriede ist ein Gesetz. Abgeordnete der Städte, füget euch dem, was gerecht ist; und ihr, Gesandte der sieben Orte, gestehet, daß, als ihr eigenmächtig den Lokarnern das Versprechen abgenommen, beim alten Glauben zu bleiben, ihr die Rechte der Städte mißkannt habt." Den Bemühungen Tschudi's und des Gesandten von Appenzell gelang es, die Forderungen der Katholiken herabzustimmen. Die Glaubensfreiheit der Lokarner war gerettet, aber das Vaterland ging für sie verloren. Zürich allein weigerte sich, den Beschluß der Tagsatzung anzuerkennen, und behauptete fortwährend, daß der Landfriede nicht in jenem strengen Sinne dürfe ausgelegt werden. Das hatte zur Folge, daß mehrere katholische Orte sich zum Kriege rüsteten, den zu verhüten Tschudi allen seinen Einfluß aufgeboten hatte. Die Lokarner selbst schrieben nach Zürich, man möchte sie lieber ihrem Schicksal überlassen, als daß ein Bürgerkrieg unter den Eidgenossen entstünde. Im November 1554 versammelte sich die Tagsatzung nochmals, um über das Schicksal der Lokarner einen bestimmten Beschluß zu fassen. Zürich verwahrte von vorn herein seine Rechte, weil es nicht diejenige Religion verfolgen wollte, zu welcher es sich selbst bekannte. Die übrigen reformirten Städte waren bereit, sich der Mehrheit zu unterziehen. Nun trat wieder Tschudi auf und beschwor die Gesandten, sich um der Religion willen nicht zu entzweien; denn dieß wäre der Untergang der Eidgenossenschaft, und der Sieg der einen oder der anderen Partei würde nur den Feinden des Vaterlandes Vortheil

bringen. „Mögen auch" — so schloß er seine Rede — „viele Fürsten uns Schmeichelworte geben, wir können bei ihnen weder unsere Hülfe noch unseren Trost finden. Uns bleibt nichts übrig, als zusammenzuhalten und mit treuem Muthe, im Geiste guter Eidgenossen, bereit zu sein, mit Gottes Hülfe unser Vaterland zu vertheidigen." Tschudi's Worte machten auf Katholiken und Reformirte einen tiefen Eindruck, und er erhielt von den Ständen den Auftrag, mit dem Gesandten von Appenzell einen Schiedspruch zu thun, durch welchen die ganze Streitsache erledigt werden sollte. Tschudi's Entscheid lautete: „Derjenige Brief, in welchem die Bürger von Lokarno versprochen haben, bei dem alten Glauben zu bleiben, ist als nichtig erklärt; doch soll der Verfasser desselben ungestraft bleiben. Die Neugläubigen verlassen in einer Frist von drei Monaten das Land und ziehen in die reformirten Städte. Das Gebiet der sieben katholischen Orte oder der gemeinen Herrschaften zu betreten, ist ihnen untersagt; nachher soll ihnen nicht verwehrt sein, ihrer Geschäfte wegen nach Lokarno zu kommen." Dieser Spruch wurde gefällt im December 1554, und schon im Januar des nächsten Jahres kamen Abgeordnete der Stände nach Lokarno, um denselben zu vollziehen. Der Bürgermeister von Zürich hatte erklärt, sein Stand könne zur Ausführung des Beschlusses nicht Hand bieten, sondern stelle die Sache Gott anheim. Sechszig Familien, aus 211 Personen bestehend, mußten zu Anfang März 1555 ihr Vaterland verlassen und in winterlicher Jahreszeit über die Alpen ziehen, um bei ihren Glaubensgenossen ein Asyl zu suchen. Die Bildung und der Unternehmungsgeist, den jene Flüchtlinge besaßen, brachte in die reformirten Städte neues Leben, während in den italienischen Vogteien Elend und Unwissenheit alle edleren Keime unterdrückten. Es ist die Nemesis des religiösen wie des po-

litischen Fanatismus, daß er sich selbst die tiefsten Wunden schlägt.

Durch die Auswanderung der reformirten Lokarner war der Zündstoff beseitigt, welcher eine Zeit lang den Frieden unter den Eidgenossen zu gefährden schien. Die Art und Weise, wie Tschudi in dieser Angelegenheit auftrat, bestätigt dasjenige, was früher bei der allgemeinen Charakteristik seines politisch-religiösen Standpunktes gesagt worden ist. Der Schiedspruch, durch welchen die reformirten Lokarner aus ihrem Vaterland getrieben wurden, war das Urtheil eines Staatsmannes, welcher, mit aller Consequenz an dem Buchstaben der geschlossenen Verträge festhaltend, durch genaue Beobachtung derselben den Frieden und die Eintracht unter seinen Mitbürgern zu erhalten strebte. Sehr ungerecht urtheilte der junge Stumpf über das Verhalten Tschudi's, indem derselbe an seinen Vater schrieb: „Mit diesen saubern Artikeln hat der Tschudi den gottlosen Feinden unserer Religion recht zu Gefallen gehandelt; Gott gebe ihm dafür den verdienten Lohn." Der Fanatismus, mit welchem ein Theil der katholischen Gesandten die gewaltsame Unterdrückung der reformirten Lokarner durchzusetzen suchte, war in Tschudi's Augen ein Greuel, und er konnte eine solche Maßregel um so weniger billigen, weil dadurch der Parteihaß auf's Neue entflammt und das Vaterland an den Abgrund des Verderbens geführt werden mußte. Die Nachwelt bewundert die Standhaftigkeit und den Muth, mit welchem die Züricherische Regierung für die Glaubensfreiheit der Lokarner in die Schranken trat. Aber nicht weniger groß steht Tschudi da, und sein Name verdient neben demjenigen eines Niklaus von der Flüe in der Geschichte der Eidgenossenschaft genannt zu werden.

In dem nämlichen Jahr (1555) war Tschudi Gesandter seines Standes auf der Tagsatzung zu Baden, und half als solcher den Streit schlichten, den die drei Stände Bern, Freiburg und Solothurn mit den übrigen Orten führten, indem jene drei Stände mit den anderen das Schutzrecht über die Klöster im Thurgau beanspruchten. Auf einer späteren Tagsatzung im Juli desselben Jahres bewirkten die eidgenössischen Orte einen Vertrag zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich, vermöge dessen das Herzogthum Burgund, Auxonne und Passigni auf fünf Jahre als neutrale Länder betrachtet werden sollten. An dem Zustandekommen dieses Vertrages hatte auch Tschudi gearbeitet. Ueberhaupt galt derselbe als eines der einflußreichsten Mitglieder der Tagsatzung; bei Katholiken und Reformirten war sein Ansehen gleich groß, weil er fortwährend als das Haupt der Friedenspartei die Extreme in Schranken hielt. Ueber den unbedeutenden und oft kleinlichen Angelegenheiten, welche von der Tagsatzung behandelt wurden, vergaß Tschudi niemals die wahren und höheren Interessen der Eidgenossenschaft, und sein ganzes Streben war jederzeit darauf gerichtet, den Frieden des Vaterlandes zu erhalten, damit dasselbe dem Auslande gegenüber mit Würde und Kraft aufzutreten im Stande wäre. Auf einer Reihe von Tagsatzungen versuchte Tschudi, Katholiken und Reformirte zur Erneuerung der Bünde zu bewegen. Seit Jahren hatte kein Bundesschwur mehr stattgefunden, weil die Anhänger der beiden Religionsbekenntnisse sich nicht über die Form vereinigen konnten. Die Glaubensänderung und der fremde Kriegsdienst hatte die Eidgenossenschaft in zwei feindselige Lager getrennt, welche auch im Frieden sich eifersüchtig beobachteten. Die frühere Herzlichkeit und das gute Einverständniß zwischen den einzelnen Orten war verschwunden, und nur materielle Inter-

essen, vorzüglich die gemeinen Herrschaften, waren das schwache Band, durch welches die getrennte Eidgenossenschaft noch zusammengehalten wurde. Die nothwendige Folge einer solchen Zerrissenheit war das Erlöschen jedes Gemeinsinnes und die Unmöglichkeit, dem Auslande gegenüber als eine einheitliche Macht aufzutreten. Mit Wehmuth erinnerten sich die heller denkenden Patrioten der ruhmvollen Vergangenheit, der schönen Tage, da die Eidgenossen, durch keine innere Spaltung getrennt, die Anmaßungen Frankreichs und des Kaisers zurückgewiesen. Von solchen Gesinnungen beseelt, kämpfte Tschudi auf den Tagsatzungen für die Erneuerung der alten Bünde. Erhaben über die Vorurtheile seiner Glaubensgenossen, wie über die Beschränktheit der Reformirten, stellte er den Antrag, daß der Bundesschwur in der alten Fassung verlesen würde, worauf ein jeder Stand in den Ausdrücken seines Glaubens antworten sollte. Tschudi bat die Eidgenossen, zu beherzigen, was Allen zum Vortheil und zur Ehre gereiche, und die Hoffnungen zu täuschen, welche die Zwietracht zwischen den Ständen den Fremden gäbe; Trennung wäre der Schweiz Verderben. Wenn Zürich und Bern den Schwur nicht abnehmen wollten, so möchte es Luzern thun; Uri könnte ihn dann Luzern abnehmen [23]). Nur wenige Gesandte theilten den freisinnigen Standpunkt unseres Tschudi, Zürich verwarf den Vorschlag, und in Bern, wo der Rath nicht ungeneigt war, denselben anzunehmen, entstand beinahe ein Auflauf der Bürgerschaft, und fanatische Geistliche gingen so weit, daß sie öffentlich gegen den Bundesschwur predigten. Die eifrigen Katholiken wollten nicht zugeben, daß die ehrwürdigen Bünde der Väter durch einen ketzerischen Eid befleckt würden. Die

---

23) Abscheid: Baden, 26. Juni 1553. Vulliemin II, 29.

Tagsatzung begnügte sich endlich mit der Erklärung: Da die Bünde ewig gültig seien, so sei die Erneuerung des Bundesschwures nicht eben nothwendig. Jeder Ort sollte den Seinigen den Inhalt der Bundesbriefe eröffnen und besonders die Jugend damit bekannt machen. Tschudi's Patriotismus hatte nicht vermocht, die engherzige Gesinnung und die Vorurtheile seiner Mitgesandten zu beseitigen. Uneigennützig für den Frieden und das Glück seines Vaterlandes bemüht, erlangte Jener keine andere Anerkennung als diejenige, welche das Bewußtsein eines edeln Strebens in sich selbst trägt. Wäre Tschudi's Antrag durchgegangen, die Eidgenossenschaft würde aller Wahrscheinlichkeit nach keinen goldenen Bund erlebt haben.

In demselben Jahr, da Tschudi's Versuch, den Bundesschwur erneuern zu lassen, scheiterte, mußte der Graf von Greierz seine schönen Ländereien an Bern und Freiburg abtreten, weil er seine Schulden nicht mehr bezahlen konnte. Zuerst wollte der Graf seinen Unterthanen für eine bestimmte Summe Geldes die Freiheit ertheilen. Das wollten aber die beiden Städte als seine Gläubiger nicht gestatten, und der Graf sah sich genöthigt, ihnen alle seine Besitzungen abzutreten. Der letzte Sprößling eines einst mächtigen Grafenhauses, dessen Ahnen vor eilf Jahrhunderten jene Thäler angebaut, starb als armer Flüchtling in Frankreich. Unter den Commissarien, welche des Grafen Ländereien zwischen den zwei Städten vertheilten, befand sich auch Tschudi, welchen der Graf seinen Freund genannt hatte. Im nächsten Jahr wählte die Landsgemeinde zu Glarus unseren Tschudi einstimmig zum Landesstatthalter, welches die nächste Würde unter dem Landammann ist. Um dieselbe Zeit erhielt derselbe von dem Neffen Paul's IV., dem Herzog von Caraffa, ein sehr schmeichelhaftes Schreiben, welches der Nuntius, Oktavio Ruerta, persönlich

überbrachte. Der Herzog dankte in demselben Tschudi für seine Treue und Anhänglichkeit an die katholische Religion, sowie für den Schutz, welchen er dem päpstlichen Botschafter hatte zu Theil werden lassen, und versicherte ihn zugleich, daß der heilige Vater von seiner Frömmigkeit und von seinen ausgezeichneten Eigenschaften eine hohe Meinung habe [24]). Es muß auffallen, daß der Papst gerade unseren Tschudi so sehr auszeichnete, von welchem er doch wissen konnte, daß derselbe zu den gemäßigten Katholiken gehöre, denen es nicht einfiel, durch das Schwert und durch Scheiterhaufen die neue Lehre unterdrücken zu wollen. Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir einen Blick werfen auf die Stellung, welche damals der Katholicismus der Reform gegenüber einnahm. Paul IV. hatte die Inquisition neu begründet und im Bunde mit Philipp II. den Plan gefaßt, die Reformation mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen. Durch die Jesuiten beherrschte der Papst Spanien und Italien; in Frankreich und Deutschland machte sich ihr Einfluß immer mehr geltend, auch in die Schweiz hatten sie ihren Fuß gesetzt, und ihren Bemühungen war es gelungen, dem Katholicismus frische Kräfte zu verleihen. Die Reformation war in ein neues Stadium eingetreten; jetzt galt es nicht mehr, Eroberungen zu machen, sondern das Eroberte zu behaupten und die Reaktion des Katholicismus zurückzuhalten. Die Männer, welche die reformatorische Bewegung in's Leben gerufen und durchgeführt hatten, waren vom Schauplatz abgetreten, und mit ihnen verschwand auch jene großartige Gesinnung, jene schöpferische Kraft, welche wir an einem Zwingli bewundern. Die neue Kirche war in Parteien getrennt, welche sich gegenseitig ver-

---

24) Das Schreiben, dat. 12. Juni 1556, bei Fuchs.

ketzerten und über unfruchtbaren dogmatischen Streitfragen vergaßen, daß ein gemeinschaftlicher Feind sie bedrohte. Auch der Katholicismus hatte eine Reform durchgemacht, und neu gestärkt trat er jetzt auf den Kampfplatz, um die neue Lehre zu beschränken, zu unterdrücken. In der Schweiz, welche Italien zunächst lag, machte sich diese Reaktion auch zuerst geltend, und der römische Hof war vor Allem aus darauf bedacht, die katholischen Orte in sein Interesse zu ziehen, um durch sie auf die übrigen Stände einzuwirken. Die Häupter der Katholiken wurden vom Papst reich beschenkt und mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Schroffer als je standen die beiden Glaubensparteien einander gegenüber, und Rom war unablässig bemüht, die Zwietracht unter denselben anzufachen. Diese Agitation hatte zur Folge, daß auch in Tschudi's engerem Vaterlande die Religionsstreitigkeiten neuerdings ausbrachen [25]).

In Glarus hatte seit Jahren die Mäßigung der Obrigkeit und der Geistlichen den Frieden erhalten. Wir sahen, wie Valentin Tschudi Katholiken und Reformirten die gegenseitige Liebe als die wesentliche Grundlage der christlichen Religion empfahl, und eine solche Gesinnung mußte selbst bei dem Gegner Achtung und Bewunderung erregen und die extremen Parteien beider Religionsbekenntnisse in Schranken halten, um so mehr da Tschudi's Vorbild auch auf die übrigen Prediger einwirkte, welche Jenen wie einen Vater verehrten. Valentin Tschudi starb im Jahr 1555, und mit ihm verschwand auch

---

25) Ueber diese Religionshändel in Glarus vgl. Schuler: Geschichte des Landes Glarus, Bulliemin II, 36. Außer diesen Hülfsmitteln hat der Verfasser eine bedeutende Anzahl von Briefen und Urkunden aus der Bullinger'schen und Simmler'schen Sammlung benutzt, besonders die Manuscripte A 65 und 66 auf der hiesigen Stadtbibliothek.

die milde, versöhnliche Gesinnung, welche bisher den Frieden erhalten. Ein neues Geschlecht von Geistlichen trat an die Stelle jener Männer, deren Religion die Liebe gewesen, welche sie nicht auf eine Partei, sondern auf die Mitbürger, auf das Vaterland übertragen hatten. Die neuen Geistlichen hatten ihre Studien meist in Zürich gemacht, wo zwar Bullinger noch kräftig wirkte, doch mit dem Bewußtsein, daß die Reform in einem beklagenswerthen Rückschritt begriffen sei. Die reformirten Prediger gefielen sich in heftigen, leidenschaftlichen Ausdrücken und Schmähungen der Gegner, was die Katholiken veranlaßte, sich an die fünf Orte zu wenden. Eine Gesandtschaft aus diesen trat im August 1556 vor die Landsgemeinde und beklagte sich darüber, daß Glarus sein im Jahr 1531 gegebenes Versprechen, den katholischen Gottesdienst in vier Gemeinden wieder herzustellen, nicht gehalten, wodurch der Landfriede verletzt sei. Zugleich führten sie Beschwerde, daß der katholische Glaube von den reformirten Geistlichen geschmäht, und daß die Katholiken in Glarus bei der Besetzung von Aemtern nicht nach Verhältniß berücksichtigt würden. Durch die Drohungen der fünf Orte eingeschüchtert, mußte die Landsgemeinde versprechen, alle jene Forderungen zu erfüllen. Als der Landrath mit Vollziehung der gemachten Zusage zögerte, schickten die fünf Orte neuerdings eine Gesandtschaft nach Glarus, und jetzt wurde an mehreren Orten die Messe wieder hergestellt und ein Prediger wegen Schmähungen entsetzt. Die Landammänner Paul Schuler und Joachim Bäldi von den Evangelischen, Egidius Tschudi und Franz Maad von den Katholiken begaben sich in die Länder, um dieselben zu versichern, daß die Glarner Landfrieden und Verträge getreulich halten wollen, und daß beide Religionsparteien in Glarus mit einander in bester Freundschaft und Uebereinstimmung

leben. Tschudi's Ansehen trug am meisten dazu bei, daß sich die fünf Orte mit dieser Erklärung begnügten und den Abgeordneten eine freundliche Antwort ertheilten. Tschudi und der reformirte Bäldi besuchten während dieser Gesandtschaft auch den berühmten Einsiedler Konrad Scheuber, den Enkel des Friedensstifters zu Stanz. Sie unterhielten sich mit ihm über die allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes, und Jener empfahl ihnen, bei dem alten Glauben und dem Herkommen der Väter zu bleiben.

Durch das energische Auftreten der fünf Orte hatten die Katholiken in Glarus neuen Muth gefaßt, und die extreme Partei unter denselben verfolgte kein anderes Ziel, als mit Hülfe der fünf Orte die Reformirten gänzlich zu unterdrücken. Fortwährend standen Jene mit den Ländern in Verbindung und berichteten insgeheim Alles, was in Glarus vorging. Die Mühe, welche Tschudi und Landammann Schuler sich gaben, um ihrem Land den Frieden zu bewahren und die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, war vergeblich. Von fanatischen Anhängern des Katholizismus neuerdings aufgewiegelt, beharrten die fünf Orte darauf, daß Glarus die Verträge gebrochen und seine Zusagen nicht gehalten habe. Egidius Tschudi, jetzt Landammann [26]), erhielt deßhalb im Jahr 1558 von dem Landrath den Auftrag, der Tagsatzung zu eröffnen, daß die Klagen der fünf Orte unbegründet und durch elende Verläumdungen hervorgerufen worden seien. Zugleich wies Tschudi nach, daß die Katholiken in Glarus keineswegs bei der Besetzung der Aemter übervortheilt würden, da ja er selbst durch beide Religionsparteien zum Landeshaupt gewählt, und von

---

26) Tschudi war nur Ein Mal Landammann, denn schon 1560 bekleidete Gabriel Hessi dieses Amt.

den glarnerischen Landvögten die Mehrzahl katholisch sei. Allein Tschudis Vorstellungen fanden kein Gehör, und trotz der Bitten der andern Stände beharrten die fünf Orte darauf, daß Glarus den Landfrieden gebrochen. Als im Jahr 1560 die Vermittler einen neuen Versuch machten, den Streit beizulegen, erklärten die Länder, daß sie die Glarner nicht mehr als Eidgenossen anerkennen, und daß sie es für ihre Pflicht hielten, denen, welche die Bünde treulos verletzt, dieselben aufzukünden. Eine solche Sprache entflammte den Parteihaß in Glarus aufs Höchste und erregte bei den eifrigen Katholiken die Hoffnung, daß sie zuletzt ihre Gegner mit Gewalt würden unterdrücken können. Man sprach in den fünf Orten davon, die evangelischen Glarner insgesammt zur Religionsänderung zu zwingen; dadurch würde Zürich von Bündten abgeschnitten und dessen Einfluß auf die gemeinen Herrschaften fast ganz vernichtet. Die ganze Eidgenossenschaft wurde allmälig von diesem Streit ergriffen; es drohte ein neuer Religionskrieg, so daß selbst der französische und der kaiserliche Gesandte ihre Vermittlung anboten. Die schon mehrere Jahre andauernde Parteiung hatte in Glarus die Gemüther so sehr gegen einander aufgebracht, daß die Räthe und Ermahnungen der einsichtsvolleren Staatsmänner, welche den Frieden herzustellen suchten, nicht mehr beachtet wurden.

In diesen Kämpfen vertheidigte Tschudi bei jeder Gelegenheit die Rechte und Freiheiten seiner Glaubensgenossen, indem er verlangte, daß die Versprechungen, welche dereinst den Altgläubigen gemacht worden, auch gehalten würden. So geschah es, daß er allmälig als eines der einflußreichsten Häupter der Katholiken betrachtet, und von diesen bei mehreren Gelegenheiten zum Fürsprecher gewählt wurde. Beständig arbeitete Tschudi darauf hin, die entzweiten Gemüther zu versöhnen und

den Frieden unter dem aufgeregten Volke wieder herzustellen. Ein entschiedener Gegner derjenigen Reformirten, welche den alten Glauben und dessen Anhänger mit Schmähungen überhäuften, war er nicht minder dem Fanatismus abgeneigt, mit welchem die extreme Partei unter den Katholiken gegen ihre Mitbürger wüthete. Tschudis nächste Anverwandte, unter diesen sein Bruder Jost Tschudi, vergaßen sich so sehr, daß sie ihre Freunde in Schwyz insgeheim aufforderten, mit Waffengewalt ihre Gegner zu unterdrücken und die Reformirten in Glarus auszurotten [27]). Mit Betrübniß sah Tschudi den traurigen Zustand seines Vaterlandes, die Erbitterung und den Haß, mit welchem sich die Parteien bekämpften. Geistliche von beiden Religionsbekenntnissen scheuten sich nicht, durch ihren Einfluß die Zwietracht noch zu vermehren. Selbst die Bessergesinnten unter ihnen ließen sich bisweilen von dem Eifer der Fanatiker hinreißen, und kümmerten sich nicht um den Landfrieden und die Verträge, durch welche jede Schmähung verboten war. Auch Fridolin Brunner, Valentin Tschudis Nachfolger im Predigtamte zu Glarus, sonst von gemäßigter und friedlicher Gesinnung und darum mit Tschudi befreundet, hatte sich einmal erlaubt, in einer Predigt den katholischen Glauben anzugreifen, weßhalb er von Tschudi öffentlich getadelt wurde. Unmittelbar nach Brunners Predigt hatte Tschudi Katholiken und Reformirte eingeladen, sich am nächsten Sonntag im Spital zu versammeln, da er ihnen etwas Wichtiges vorzutragen hätte. Tschudi lud auch Fridolin Brunner ein, ohne ihm mitzutheilen, was er vorbringen möchte. Als an dem festgesetzten Tag die Anhänger beider Religionsbekenntnisse

---

27) Von dem Volke wurden diese Parteikämpfe „Tschudikrieg" genannt, weil die Tschudi in denselben eine so hervorragende Stellung einnahmen.

sehr zahlreich zusammengekommen waren, beklagte sich Tschudi vor der Versammlung über Brunner, weil dieser den alten christlichen Glauben verachte und in ungeziemenden Worten davon rede, wodurch der Landfriede und die Rechte der Katholiken verletzt würden. Darum habe er die Anhänger beider Religionsbekenntnisse sich an diesem Orte versammeln lassen, damit er den wahren christlichen Glauben aus den Kirchenvätern und der Bibel öffentlich vertheidigen und die Angriffe Brunners zurückweisen könne. Hierauf versuchte Tschudi in längerer Rede und mit großer Gelehrsamkeit von den Glaubenslehren der katholischen Kirche nachzuweisen, daß sie göttlichen Ursprungs und theilweise von Christus selbst aufgestellt worden seien. Vor Allem aus war er bemüht, die Ansicht der Reformirten zu bekämpfen, daß die Wallfahrten und die Anrufung der Heiligen bloße Menschensatzungen und in den heiligen Schriften nicht geboten seien. Den Vorwurf, daß die Katholiken mit der Verehrung der Bilder Götzendienst trieben, suchte Tschudi damit zu entkräften, daß er diese Verehrung der Heiligen als eine Pflicht der Dankbarkeit erklärte, welche die Nachwelt dem Verdienst und der Tugend der frommen Märtyrer schuldig sei. Brunner, in der Versammlung anwesend, erwiderte Tschudis Rede mit wenigen Worten, so gut er konnte, weil er auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet war [28]). Als

---

28) Ueber das Gespräch mit Tschudi schreibt Brunner an Bullinger (Man. A. 66): „Als wir bi einandt also versamlet sind, hett er ein lange vorred getan, des inhalts, das ich und die predikanten iren uralten christlichen glouben nit ungeschulten lassint, dann wir kein predigt tügind, darin ir gloub nit geschulten werd, des si nun gantz unlidenlich und wellint das kurtzumb nit mer lyden. Vnd das es also sy, so hett er nach länger tröw red min Apologiam in die Hand genommen, die er vom Amman hett empfachen, und die er vor allen gelesen und vßgelegt, wie nemlich ich klar und heitter inen die walfart und krützgäng geschulten habe."

er in der Folge nicht bloß von Tschudi, sondern auch noch von anderen angesehenen Katholiken wegen seiner Aeußerungen getadelt wurde, so verfaßte er eine schriftliche Apologie und übergab dieselbe mit der betreffenden Predigt, welche man ihm zum Vorwurf gemacht, dem Rath. Auf diese Vertheidigung hin blieb Brunner ungestraft. Um Tschudis Vortrag noch kräftiger widerlegen zu können, verfertigte Brunner eine besondere Schrift, welche den Titel führt: „Antwurt uff Herr Ammann Tschudis fürgebrachten grund, beträffent die Religion, die Walfarten, fürbit der heiligen und Abgestorbenen, ouch von anbätten vereerung der helgen Bildern. Beschriben durch Fridli Brunner, diener der kilchen zu Glarus. Anno 1561." Brunner theilte diese Schrift Tschudi mit, welchen er in der Einleitung zu derselben also anredet: „Selbigen grund mines gloubens han ich in gschrifft verfaßt, schicken den üch zu, bitt hiemit, Jr wellind das one anfächtung läsen, erwägen und dan urteilen. So das beschicht, dan werdint Jr erkennen, was die ursach sei, das ich die Römisch kilch geurlaubt hab. Bitt uff semlichs üwer Erwürden min schryben in bester meinung ze empfachen. Gott bewar üch und alle frummen in gnaden zu wolfart unsers vaterlands. Amen!" Aus dieser Gegenschrift, welche noch vorhanden, geht hervor, daß Brunner seinem Gegner Tschudi in Kenntniß der Bibel und der Kirchenväter nicht nachgestanden. In freundlichem Ton, ganz entgegen der Sitte seines Zeitalters, bekämpft der Verfasser die Ansichten Tschudis. Zuerst vertheidigt er sich gegen die Anschuldigung, als halte er den Landfrieden nicht. Dann sucht Brunner nachzuweisen, daß die Wallfahrten und die Anbetung der Heiligen eine Satzung der katholischen Kirche und in der heiligen Schrift nirgends geboten, daß Christus der einzige Mittler zwischen

Gott und den Menschen sei. Am Schluß seiner Schrift fordert der Verfasser seinen Gegner Tschudi auf, ihm auch seine Ansicht über die Messe und das Fegfeuer mitzutheilen; er werde nicht ermangeln, ihm dann wieder zu antworten. Tschudi erfüllte später diesen Wunsch, und Brunner erwiderte ihm in der Schrift: „Von der Bäpstischen Mäß ytelkeit und das man sich deren nit sölle teilhafftig machen in kein weg."

Von diesem friedlichen Streit wenden wir uns wiederum zu den ernsthafteren Kämpfen, welche die aufgeregten Parteien in Glarus mit einander führten. Bereits wollten die Katholiken daselbst mit den Evangelischen nicht mehr Rath und Gericht halten, und die gegenseitige Erbitterung steigerte sich täglich. Da alle Konzessionen der evangelischen Glarner von den fünf Orten zurückgewiesen wurden, so rüsteten sich Zürich und Bern für den Fall, daß Letztere Gewalt brauchen wollten. Die Landammänner Schuler und Tschudi baten die sieben unparteiischen Orte um ihre Vermittlung, damit in Glarus der Friede wieder hergestellt und ein Bürgerkrieg der Eidgenossen vermieden würde. Im Oktober 1561 wurde endlich ein Rechtstag zu Einsiedeln gehalten, auf welchem die fünf Orte ihre Anschuldigungen gegen die Reformirten in Glarus wiederholten und nichts Geringeres verlangten, als daß dieselben zum alten Glauben zurückkehren sollten. Für seine Glaubensgenossen sprach Landammann Paul Schuler, der Gesinnungsgenosse Valentin Tschudis. In schlichter, ruhiger Rede wies er die Vorwürfe, welche den reformirten Glarnern gemacht wurden, zurück, und beklagte sich über die Unversöhnlichkeit und den Starrsinn der fünf Orte, denen jedes Mittel, selbst Gewalt, erwünscht sei, um den Frieden und die Freiheit seines Vaterlandes zu vernichten. Am Schluß seiner Rede ermahnte Schuler die fünf Orte nochmals, aus ihrer feindseligen Stellung

herauszutreten, und wies darauf hin, daß der Gott, zu welchem Katholiken und Reformirte beten, derselbe sei, daß nur die Verschiedenheit des äußeren Gottesdienstes sie von einander trenne. Nach Schuler trat Egidius Tschudi als Sprecher der Katholiken auf und beklagte sich über die evangelischen Glarner, daß seine Glaubensgenossen von ihnen verachtet und geschmäht würden. „Die Verträge des Jahres 1532" — sprach er — „hat man gar nicht oder nur theilweise beobachtet. Als früher noch Katholiken zu Schwanden waren, hat man sie am Gottesdienst gehindert, und als der Priester von Näfels einst hinkam, Messe zu halten, ist er durch einen Auflauf vertrieben worden. Die Predikanten schmähen unsere Religion und machen sie der Jugend zum Greuel. Durch schmähliche Begegnung hat man den Priester aus Linthal vertrieben; unsere Kreuzfahrt nach Näfels ward verspottet, so daß man an etlichen Orten mit Kuhschellen geläutet hat. Diese und andere Beleidigungen sind uns und unserer Religion widerfahren. Die Altgläubigen finden beim Rath keine Hülfe; man straft überhaupt auch Katholiken, welche sich Schmähungen erlaubt, gering, weil man Ungunst zu beiden Theilen befürchtet. Gern anerkenne ich, daß durch die Friedensliebe und Mäßigung eines Valentin Tschudi und seiner gleichgesinnten Freunde während vielen Jahren die Ruhe erhalten wurde. Aber Fridolin Brunner, ungeachtet seines Versprechens, ist nicht in die Fußstapfen jener Männer getreten. Es läuft viel altgläubisches, einfältiges Volk aus Verwunderung zu hören, dann werden sie gleich verwirrt; wo zwei widerwärtige Prediger sind, da ist keine Ruhe, sie predigen wider einander; was einer lobt, schilt der andere; hiemit wird das Volk täglich beunruhigt. Man sagt, ich richte Zwietracht in Glarus an und wolle Landesherr werden; ein Böswicht sagt Solches über mich. Hätte ich nicht oft

geschieden und zum Besten geredet in diesem Handel, es wäre anders gegangen. Jene Vorwürfe sind elende Lügen, keiner hat mit mehr Eifer an der Erhaltung des Friedens gearbeitet als ich; das Leben würde ich hingeben, wenn ich meinem unglücklichen Vaterland die Ruhe und den Frieden wieder verschaffen könnte."

Was Schuler und Tschudi gemeinschaftlich erstrebten, die Wiederherstellung des Friedens, dies Ziel sollte nicht so schnell erreicht werden, denn die Vermittlung der unparteiischen Stände blieb erfolglos und die fünf Orte ließen sich nicht bewegen, von ihren Forderungen abzustehen. Der Parteikampf in Glarus wurde dadurch immer bedenklicher, Katholiken und Reformirte standen sich feindseliger als je gegenüber, und selbst die Besonnenheit der Gemäßigteren vermochte nicht immer die Ausbrüche des gegenseitigen Unwillens zu verhindern. Es liegt überhaupt in dem Charakter des Glarners, daß derselbe bei aller Ruhe und verständigen Gesinnung, die ihm eigen ist, mit um so mehr Energie, ja sogar mit hartnäckigem Eigensinn bei der einmal gefaßten Ueberzeugung zu beharren pflegt. Gerade diese Konsequenz in dem Charakter des Volkes bewirkte, daß die beiden Parteien in ihrer Erbitterung gegen einander keine Grenzen kannten. Die Fanatiker unter Katholiken und Reformirten verschonten mit ihren Angriffen nicht einmal diejenigen Männer, welche wie Tschudi fortwährend an der Herstellung des Friedens gearbeitet und niemals die Unterdrückung der Gegenpartei beabsichtigt hatten. Mehrmals war es nahe daran, daß die Anhänger der beiden Religionsbekenntnisse zu den Waffen greifen und durch offenen Kampf die endliche Entscheidung ihres Streites herbeiführen wollten. Es war kein Geheimniß, daß Jost Tschudi, der Bruder des Egidius, mit den Häuptern von Schwyz insgeheim unterhandelt und sie aufgefordert hatte, seine reformirten Landsleute plötzlich zu

überfallen und zur Annahme des alten Glaubens zu zwingen. Das erbitterte Volk vergaß, daß Egidius Tschudi, dergleichen Gewaltmaßregeln verabscheuend, bei jeder Gelegenheit den Ausbruch des Bürgerkrieges zu verhindern gesucht. Man beschuldigte ihn, er beabsichtige, die evangelische Partei an die Schwyzer zu verrathen, und bei Nacht wurde ihm sogar zum Hohn ein Galgen an seine Wohnung gemalt. Mit tiefer Betrübniß sah Tschudi, wie die extremen Parteigänger allmälig auch die Gemäßigteren mit sich fortrissen, wie alle Bande der Eintracht zerstört und sein Vaterland dem Untergang entgegengeführt wurde. In diesem Kummer versuchte ihn sein alter Freund und Lehrer Glarean zu trösten, welcher um jene Zeit an Tschudi schrieb: „Es sei dir gleichgültig, ob du Feinde hast; auch Christus hatte solche. Es war überhaupt niemals eine reine und hohe Tugend ohne Feinde. Wenn dieses in allen Jahrhunderten so war, weßhalb nicht auch in diesem Schlechtesten von Allen? Wir wollen also geduldig schweigen und die Sache Gott anheimstellen; denn es ist eine Strafe Gottes, wie noch zu keiner Zeit eine andere die Welt heimgesucht hat. Wie ich hoffe, finden wir uns in dem himmlischen Vaterland wieder, denn hier ist ja Nichts zu erwarten als Angst und Noth bis in den Tod. Nur die Hoffnung auf das künftige Leben und die Betrachtung desselben hat etwas Sicheres für uns. Hier ist Nichts als Zwietracht, Nichts als Trennung, und zwar von denjenigen Wesen, welche uns am theuersten sind; wir kommen nur zusammen, um wieder von einander zu scheiden, und selbst die Erinnerung an das entschwundene Glück wird eine Quelle des Schmerzens für uns. Daher wollen wir an das künftige Leben denken, welches nicht mehr fern von uns sein kann, wo kein Streit, keine Trennung mehr sein wird, sondern eine ewige Vereinigung." — Diese elegische

Klage des geliebten Freundes mochte in Tschudis Herzen einen lebhaften Widerhall finden und ihn einigermaßen dafür trösten, daß seine Gesinnung von dem Volke verkannt und verdächtigt wurde [29]).

Wegen grober Beleidigungen hatte Tschudi schon einmal den Entschluß gefaßt, sein Vaterland für einige Zeit zu verlassen. Er beklagte sich zuerst bei dem Rath über die Bosheit, welche an seinem Haus verübt worden, und zeigte an, daß er das Land zu verlassen gedenke, weil die Behörden nicht mehr im Stande seien, den friedlichen Bürger vor Unbill zu schützen. Der Rath antwortete Tschudi, daß ihm das Vorgefallene sehr leid sei, und daß die Thäter, falls sie entdeckt würden, streng bestraft werden sollten. Tschudi ließ sich damit zufrieden stellen. Als sich aber der Unfug erneuerte, da machte er nochmals dem Rath die Anzeige, daß er fest entschlossen sei, aus dem Lande zu ziehen, um anderswo besser Frieden und Ruhe zu haben. Der Rath erließ wieder ein Schreiben an Tschudi, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, und versprach neuerdings, die Beleidiger zu strafen. Ganz leise ist in diesem Schreiben auch die Befürchtung ausgesprochen, daß die Entfernung eines Mannes wie Tschudi bei den Eidgenossen, vorzüglich aber bei den Katholiken, einen sehr schlimmen Eindruck machen werde. Am Schluß des Schreibens heißt es:

---

29) Mit der Resignation eines Mannes, welcher sich keines Unrechts bewußt ist, schrieb Tschudi damals an Abt Joachim von Einsiedeln: „Es ist sunst alles still in der Eidgnoßschafft, dan das wir armen altgloubigen Glarner vil schmach und traz von sonderen Lüten der Nüwgloubigen täglich lidend, und je lenger je mer; und sucht man alle weg und praktiken uns Altgloubige zu trennen, man tröwt uns und sind in vil ängstigung. Gott well uns gnedigklich retten. . . Insonders geschicht mir vil schmach und traz, das will ich dultiglich lyden, bis mich Gott erlöst, als ich min unzwifelbar Hoffnung han harnach geschächen wird."

„Diwil Jr allhie vor offnem gricht anzeigt, ir wellind hie nit mehr rechten, wiewol ir hie gut gricht und recht funden, da wir nit wüssen mögent, woruff ir sölichs geredt, so ist doch entlich unser meinung, das es billich und recht sye, das Jr all üwer ansprachen, so vor disem üwrem hinzug uffgeloffen, gegen wen Jr joch der unsern die ze haben vermeinind, vor gemeinem stab dis Landts zu Glarus nach Inhalt des Landtbuchs, das Jr noch jezigs Jars mit uns gelopt und gschworen hand, fürnemmen und usfüren söllent. Sölichs alles habend wir us bevelch unser Mitlandlüten nit können üch verhalten." Tschudi gab dem Rath auf dies Schreiben keine Antwort und zog bald nachher im Herbst 1562 von Glarus weg nach Rapperswyl, um den wilden Parteikämpfen nicht länger zusehen zu müssen. Es geschah dieß ohne Vorwissen und den Rath seiner Glaubensgenossen. Vor der Abreise hatte Tschudi, was er an Kostbarkeiten und Büchern besaß, seinem vertrauten Freunde, dem Abt Joachim von Einsiedeln übergeben, um sie bis auf Weiteres aufzubewahren. Der Abt hatte Tschudi eingeladen, für einige Zeit nach Einsiedeln zu kommen, was derselbe — wohl nicht ohne besondere Gründe — ablehnte. Mit tiefem Schmerz war Tschudi aus seinem Vaterlande weggezogen, um nicht länger von einer fanatischen Partei verdächtigt und beschimpft zu werden. Sein eigenes und seiner Glaubensgenossen Schicksal beklagend, schrieb er von Rapperswyl aus an Joachim: „Ich muß in meinen alten Tagen mein Leib und Gut, wiewohl mein Reichthum nicht groß ist, in Gefahr sehen. Doch beschwert mich Dieses nicht; wenn nur Gott seine Gnade verliehe, daß mein Vaterland zur Einigkeit des alten wahren Glaubens wieder möchte gebracht werden, so wollte ich alsdann gern sterben. Meine Gegner wissen, Gott sei's gedankt, kein Arges noch Unehrliches von mir, können mich

auch keiner Missethat beschuldigen; aller Haß und Unwillen, den sie zu mir tragen, ist allein deßwegen, weil ich den alten Glauben mit zu viel Eifer verfochten und nach meinem Vermögen geäuffnet und befördert habe, den Schmähenden widerstanden, auch in Rathsversammlungen und an Landsgemeinden ihnen öffentlich ihre Hartnäckigkeit vor's Angesicht gehalten habe; desgleichen vor den Eidgenossen selbst, wo es die Nothwendigkeit erforderte, ihre Fehler vorgerückt, weil man doch uns unterdrücken wollte. Sonst können sie mir nichts Ungerades vorwerfen, für welches ich Gott Dank und Lob erstatte. Hätte ich geschwiegen, und unseres wahren Glaubens Unterdrückung vorwärts gehen lassen, so wäre ich lieb und werth gewesen."

Nachdem Tschudi aus Glarus weggezogen war, dauerten die Parteikämpfe daselbst mit nicht geringerer Heftigkeit fort. Die Glarner unterließen es sogar, Gesandte auf die Tagsatzungen zu schicken, damit nicht durch deren Anwesenheit die unparteiischen Orte mit Schwyz und seinen Verbündeten in Zwiespalt gerathen möchten. Das Gerücht, man gehe damit um, die Reformirten gewaltsam zu unterdrücken, wiederholte sich fortwährend und erhielt dadurch Bestätigung, weil die eifrigen Katholiken, vor Allen Jost Tschudi und sein Anhang, beinahe offen mit den Häuptern von Schwyz unterhandelten, um deren bewaffnete Dazwischenkunft zu bewerkstelligen. Als Egidius Tschudi einmal seinen Bruder besuchte, wurde bei Nacht an die Hausthüre desselben geschrieben: Der Landesverräther ist hier! So weit war der Parteihaß gestiegen, daß die nicht ganz mit Unrecht mißtrauischen Reformirten unseren Tschudi im Verdacht hatten, als ob er mit seinen Verwandten die Glaubensfreiheit vernichten wollte. Die Verdienste des Mannes, seine so oft bewiesene Mäßigung und Friedensliebe, alles das

vermochte den Argwohn nicht zu beseitigen, welchen ein Theil der Reformirten gegen ihn gefaßt hatte. Endlich nach Jahre langen Bemühungen gelang es den sieben unparteiischen Ständen, durch ein entschiedenes Auftreten gegen Schwyz den Starrsinn der Katholiken zu beugen und die fünf Orte zur Annahme eines Vergleiches zu bewegen, welcher zwischen den beiden Religionsparteien in Glarus den Frieden wieder herstellen sollte. Dieser Vergleich, welcher im Juli 1564 zu Stande kam, sicherte den Evangelischen die Religionsfreiheit, räumte aber dafür den Katholiken sehr große Vortheile ein. Obgleich dieselben nur ein Drittheil der Bevölkerung ausmachten, wurden sie doch in Allem den Reformirten gleichgestellt. Mit Mühe ließ sich Schwyz dazu bringen, daß es den Friedensvertrag unterzeichnete, und auch die eifrigen Katholiken in Glarus bemühten sich noch eine Zeit lang, doch ohne Erfolg, Schwyz zur Verwerfung des Vergleichs zu bewegen. Daß nach so langem Kampfe der Friede zu Stande kam, und die erhitzten Gemüther sich endlich beruhigten, dazu mochte auch die äußere Natur beitragen. Eine Pest, welche in der ganzen Schweiz mit Heftigkeit wüthete, raffte die Menschen hinweg. Diejenigen, welche von der Seuche verschont blieben, wurden milder und versöhnlicher gegen ihre Gegner.

Nachdem der Friede in Glarus wieder hergestellt worden, blieb Tschudi noch eine Zeit lang in Rapperswyl, wohl wissend, daß der glimmende Funke unter der Asche noch nicht ganz erloschen war. Auf die Bitten der Glarner und der eilf Orte kehrte er endlich im Sommer des Jahres 1565 nach Glarus zurück. Die Tagsatzung hatte an den Rath daselbst ein Schreiben erlassen, worin derselbe aufgefordert wurde, Tschudi zur Rückkehr einzuladen. In jenem Schreiben heißt es unter Anderm: „Dieweil gemeldter Herr Gilg Tschudi, ein

wyser verständiger Mann, der in vil weg unser der Eidtgnossen spenne rechtlich oder gütlich gehulfen zerlegen, und der eidtgnössischen sachen mer wüssens hat, dann kein anderer, und was üch und uns zu gefallen er allwegen guten bricht darumb geben können; und so er dann also us beweglichen behafften ursachen von üch gezogen, und aber jetz alle ding verricht worden, und der gut Eerenmann üch und üwerem Land eerlich anstat, so were an üch unser gantz früntlich bitt, Jr welten gemeiner Eidtgnoßschaft, üch und gemeiner Landtschafft Glarus zu gutem Jn widerumb früntlichen zuschryben, ervordern und ansuchen, das er widerumb ze üch als in sin vatterland anheimbsch ziche, und mit üch alles das helff verhandeln, so gmeiner üwer Landtschafft nützlich, eerlich und gut sye. Daran thund Jr unsern Herrn und Obern ein gefallen, und wirt sich dann übriger spann mit unsern lieben Eidtgnossen von Schwyz ouch dester ee zu gutem End ziechen. Das werden unser Herren und Obern zu hochem wolgefallen von üch uffnemmen." Dieses Schreiben der Tagsatzung beweist hinreichend, daß Tschudi wegen seiner Kenntnisse und seines Charakters bei den einflußreichsten Staatsmännern der Eidgenossenschaft in großem Ansehen stand. Auch die Reformirten konnten ihm ihre Achtung nicht versagen, obgleich er nicht ihrem Glauben angehörte.

In den Parteikämpfen, welche zehn Jahre lang sein Vaterland beunruhigten, blieb Tschudi stets dem Grundsatz getreu, daß der Glaube nicht durch das Schwert gepflanzt werde, und gerade dadurch unterschied er sich von seinen Verwandten und ihren fanatischen Anhängern, daß er, fortwährend für die Rechte seiner Glaubensgenossen kämpfend, sich niemals dazu verleiten ließ, die Bahn der Mäßigung zu verlassen. Mit Unrecht haben neuere Geschichtschreiber angenommen, Tschudi sei

von den eifrigen Reformirten deßwegen gehaßt und beschimpft worden, weil er in der letzten Zeit allzu eifrig für den Katholizismus in die Schranken getreten [30]). Eine solche Behauptung entbehrt jedes urkundlichen Beweises, und alle Berichte, selbst diejenigen seiner Gegner, stimmen darin überein, daß Tschudi zu den Wenigen gehört, welche, die Gewaltmaßregeln der extremen Parteien verabscheuend, den Frieden ihres Vaterlandes und der Eidgenossenschaft zu erhalten suchten. Mit betrübtem Herzen sah Jener, mit welcher Rücksichtslosigkeit und Erbitterung die Parteien sich bekämpften, wie alle Bande der Eintracht vernichtet und selbst diejenigen verkannt wurden, welchen jederzeit die Ehre und das Glück des Vaterlandes das Höchste gewesen. Mochte Tschudi immerhin dem katholischen Glauben aus Ueberzeugung treu geblieben sein, über dem Staatsmann, über dem Eidgenossen vergaß er den Katholiken, und durch seine freisinnige Anschauung der politischen Verhältnisse beschämte er die beschränkten Staatsmänner beider Religionsbekenntnisse, welche über den kirchlichen Streitfragen die allgemeinen Interessen der Eidgenossenschaft außer Acht ließen. So oft es sich um das Wohl des Gesammtvaterlandes handelte, erhob sich Tschudi über die Schranken der Glaubenspartei. Von dem Eifer, mit welchem er die Erneuerung des Bundesschwures betrieb, ist bereits gesprochen worden. Als im Jahr 1557 Genf an die Tagsatzung das Gesuch stellte, in den Bund aufgenommen zu werden, gelang es dem Einfluß von Tschudi und Paul Schuler, beide Religionsparteien in Glarus dahin zu bewegen, daß sie sich bereit erklärten, das Bündniß anzunehmen. Die Landsgemeinde faßte mit Einmuth folgenden Beschluß: „Da die Erfahrung seit Alters her die

30) Schuler Geschichte von Glarus, pag. 215.

Eidgenossen gelehrt hat, wie leicht Fürsten aus Freunden Feinde werden, so ist es vortheilhaft, Verbindungen mit guten Freunden und Nachbarn, Städten und Ländern zu schließen. Genf ist ein Schlüssel und Thor zur Eidgenossenschaft, gefährlich in der Gewalt eines Fürsten. Nun bietet die Bürgerschaft von Genf, welche von jeher gute Nachbarschaft und Freundschaft gegen die Eidgenossen erwiesen, denselben einen Bund an, den andere Staaten gern annehmen würden, Genf aber nur mit den Eidgenossen, zu denen es Zuneigung hat, schließen will. Darum ist Glarus entschlossen, wenn fünf andere Orte der Eidgenossen sich dazu vereinigen, mit Genf einen ewigen Bund zu schließen. Auf der Tagsatzung erinnerte Tschudi die Stände an die Einnahme von Konstanz, welche Stadt für die Eidgenossen verloren gegangen, weil sie im entscheidenden Augenblick keine Hülfe erhalten hätte. Er machte die Gesandten darauf aufmerksam, wie das Verhältniß der beiden Städte das nämliche sei, und trug darauf an, daß Genf in den Bund aufgenommen werde. Allein Tschudi's Antrag scheiterte an der egoistischen Politik der Berner und an dem Widerstand der fünf Orte, welche mit der ketzerischen Stadt in keine Verbindung treten mochten. Genfs Gesuch wurde den 19. Juli 1558 zurückgewiesen.

Auf der nämlichen Tagsatzung brachte Tschudi den Ständen in Erinnerung, daß die Regimenter in französischen Diensten nicht den Verträgen gemäß gehalten würden, und im Namen von Glarus beklagte er sich deßhalb bei dem französischen Gesandten, mit der Drohung, wenn nicht Verbesserung eintrete, so werde man sehen, wie man des Königs sich entschlagen könnte, auch sich mit den Eidgenossen verständigen, die Truppen heimzurufen. Ebenso drang Tschudi darauf, daß die Predikanten und Priester im Thurgau wegen ärgerlicher

Aufführung von den regierenden Ständen zur Ordnung gewiesen würden. Wenn Tschudi wegen seiner echt eidgenössischen Gesinnung und wegen der Mäßigung, die er in den Religionsstreitigkeiten bewiesen hatte, die Achtung der Reformirten genoß, so war dieß in noch weit höherem Grade bei seinen Glaubensgenossen, den Katholiken, der Fall, welche in ihm eine Stütze ihrer Religion erblickten. Uri, Schwyz und Luzern beschenkten ihn mit dem Landrecht, um die Verdienste, welche er sich in Vertheidigung des katholischen Glaubens erworben, zu belohnen. Um diese Zeit hatte sich zwischen dem Abt von St. Gallen und den Bewohnern von Rorschach ein Rechtsstreit erhoben, weil die Letzteren ihrem Gebieter gewisse Rechte und Einkünfte verweigerten und die Herrschaft desselben in manchen Punkten zu beschränken suchten. Die Rorschacher riefen die Vermittlung der vier Orte an, welche mit der Abtei verburgrechtet waren und die Schirmvogtei über dieselbe besaßen. Unter den Gesandten der vier Orte, welche den Streit beilegen sollten, befand sich auch Tschudi, welcher in dieser Angelegenheit um so eher als Schiedsrichter auftreten konnte, weil er eine Zeit lang Beamter der Abtei gewesen und mit den rechtlichen Verhältnissen derselben zu ihren Unterthanen auf's Genaueste bekannt war. Der Spruch der Gesandten fiel zu Ungunsten der Rorschacher aus, welche aber den Entscheid nicht wollten gelten lassen und noch mehrere andere Gemeinden in ihr Interesse zu ziehen suchten. Es mußte deßhalb ein zweiter Rechtstag angesetzt werden. Tschudi erhielt von der Landsgemeinde zu Glarus die Instruktion, darauf hinzuwirken, daß der bereits gefällte Spruch einfach vollzogen würde. Zu Anfang des nächsten Jahres, den 26. Januar 1559, kamen die Gesandten der vier Schirmorte in Rapperswyl zusammen und bestätigten auf diesem Rechtstage den

früheren Beschluß, indem sie die Rorschacher als leibeigene Unterthanen der Abtei erklärten, welche durch urkundliche Bestimmungen verpflichtet seien, dem Abt die festgesetzten Einkünfte zu entrichten. Als die Rorschacher und ihre Anhänger in Folge dieses Entscheides sich empörten, schickten die vier Orte Gesandte nach Rorschach, unter diesen auch Tschudi, um die Aufrührer gebührend zu strafen und die Rechte des Abtes zu wahren. Die Rorschacher mußten sich unterwerfen und für ihren Ungehorsam schriftlich Abbitte thun.

Im Jahr 1559 wurde Tschudi mit dem Stadtschreiber Escher von Zürich von der Tagsatzung auf den Reichstag zu Augsburg abgeordnet, um von Ferdinand I. die Bestätigung der eidgenössischen Freiheiten zu erlangen. Ferdinand bestätigte nicht nur die alten Freiheiten der Schweizer, sondern behandelte auch die beiden Abgeordneten mit besonderer Auszeichnung. Tschudi und Escher erhielten goldene Halsketten zum Geschenk, und Jener wurde überdieß mit allen seinen Nachkommen von dem Kaiser in den Adelsstand erhoben. Das Adelsdiplom enthielt die besondere Bestimmung, daß, wenn sich etwa Einzelne aus Tschudi's Geschlecht mit unadeligen Personen verheirathen würden, Solches ihrem Adelsstande nicht nachtheilig sein sollte [31]).

Nachdem Tschudi im Jahr 1565 wieder in sein Vaterland zurückgekehrt war, scheint er sich nicht mehr viel mit politischen Angelegenheiten befaßt zu haben. In dieser Zurückgezogenheit beschäftigte er sich eifriger als je mit seinen geschichtlichen Studien, ohne daß sich bei ihm das Interesse für die

---

31) Das Diplom, datirt den 20. April 1559, bei Fuchs und in der Schrift: Pinus Tschudiana seu genealogia familiae Tschudiorum, autore Hermanno Hermanni, Zürich 1633.

Ereigniſſe des Tages vermindert hätte. An Allem, was ſein Vaterland und das Schickſal des alten Glaubens betraf, nahm Tſchudi fortwährend einen lebhaften Antheil. Von dem Concil zu Trient, welches ſich im Jahr 1562 zum zweiten Mal verſammelt hatte, hegte er große Hoffnungen. Daß der Katholicismus einer Regeneration bedürfe, das war auch Tſchudi's Ueberzeugung, und von einer ſolchen Reform verſprach er ſich die beſten Folgen nicht allein für die katholiſche Kirche, ſondern auch für ſein Vaterland überhaupt. In früheren Jahren hatte Tſchudi die Einheit der Religion als die nothwendige Grundlage für das Glück und das Gedeihen der Eidgenoſſenſchaft betrachtet. Allmählig war er aber von dieſer Anſicht zurückgekommen, daß es noch möglich ſei, auf dem Wege der Milde und durch Ueberzeugung die Evangeliſchen für eine unirte Kirche zu gewinnen. Tſchudi glaubte, daß die Reformation das Werk einer gewiſſen Partei geweſen, welche aus Ehrgeiz, und um Zwietracht zu erregen, den alten Glauben verlaſſen habe. Als Bullinger und Brentius ſich über die Abendmahlslehre ſtritten, ſchrieb Tſchudi an Abt Joachim: „Alſo erzeigt die gnad Gottes für und für, das ir Ding us zwytracht gefloſſen und durch zwytracht wills Gott letzlich enden wirt, und das der Geiſt Gottes, ſo ein Geiſt der einigkeit iſt, kein gmeinſchafft mit inen hat.“ In einem ſpäteren Briefe an Joachim ſpricht ſich Tſchudi ſehr entſchieden gegen Bullinger's Anſicht von dem Abendmahl aus. Für ihn iſt es ein Greuel, wenn die Ueberlieferung der heiligen Schrift nicht nach dem Wortlaut aufgefaßt wird, und mit großer Beredtſamkeit und Wärme vertheidigt er das katholiſche Dogma. Wir haben geſehen, daß Tſchudi trotz dieſer ſtreng-katholiſchen Richtung nichts weniger als blind war gegen die Mißbräuche und Gebrechen, welche ſich ſeit Jahrhunderten in die katholiſche

Kirche eingeschlichen hatten. Gerade deßwegen aber, weil Tschudi kein fanatischer Anhänger des Alten war, mußte ihn das Concil zu Trient mit neuen Hoffnungen erfüllen, und er wandte allen seinen Einfluß auf, um die katholische Eidgenossenschaft zu bewegen, eigene Abgeordnete auf das Concil zu schicken, damit auch die Schweiz an der Reform des alten Glaubens Theil nehmen möchte. Schon bei dem ersten Zusammentreten der Kirchenversammlung hatte der Papst die katholische Eidgenossenschaft aufgefordert, Gesandte auf dieselbe zu schicken. „Die Nation," — so schrieb er an die Eidgenossen — „die der heilige Stuhl höher achtet als alle anderen Nationen, die Söhne seines Herzens, die Vertheidiger seiner Freiheiten, sollten sie allein sich ferne halten von der allgemeinen Kirchenversammlung der Christenheit? Wenn sie die täglich durchreisenden Fremden aus allen Nationen sehen, könnten sie ruhig dabei sein, daß sie noch nichts gethan haben, um unseren heiligen Kirchensatzungen zu gehorchen?" Die katholischen Stände schickten endlich mit Genehmigung des Papstes den Landammann Lussi von Unterwalden als Gesandten auf das Concil. Lussi erhielt den Auftrag, bei der Reform der Kirche mitzuwirken, aber nicht anzunehmen, was zum Abbruch der Freiheiten, Gerechtsame und löblichen alten Gebräuche gereichen möge [32]). Die schweizerischen Prälaten schickten als ihren Stellvertreter den Abt von Einsiedeln, Joachim Eichhorn, zu dem Concil. Dieser gehörte zu der neuen Generation katholischer Geistlichen, welche gute Studien gemacht und um so eher befähigt waren, den Katholicismus zu verjüngen. Aus Auftrag der katholischen Stände verfaßte Tschudi ein Schreiben an die Vorsteher des Concils, worin Jene der Kirchenversamm-

32) Vögeli: Geschichte der Eidgenossenschaft III, 159. Helvetia VII, 204.

lung ihre Bereitwilligkeit bezeugten, alle Dekrete derselben in ihren Ländern ohne Anstand durchführen zu wollen. Daß die katholischen Orte ein solches Schreiben an das Concil erließen, geschah hauptsächlich auf den Antrieb Tschudi's, welcher sich alle Mühe gab, daß die Beschlüsse desselben in der Eidgenossenschaft angenommen und durchgeführt würden. Der Sohn von Tschudi, Martin, begleitete als Edelknabe den Abt Joachim nach Trient, und mehrmals empfiehlt der Vater in seinen Briefen dem Abt, über seinen Sohn gute Aufsicht zu halten. In einem Briefe an den Landammann Lussi tröstet Tschudi diesen wegen des Todes seiner Gattin. Mit echt christlicher Frömmigkeit redet er demselben zu: „Lieber Herr Bruder Landammann, ich bitte, ir wellind die beruffung üwer lieben Husfrowen selig Gott dem Herren dultiglich heimgeben und üch nit so vil mit ze schwerem kummer betrüben. Wir sind des falls alle erwartend; wir sollen billich truren um die unseren. So wir aber wüssend, das si der ewigen freud und Seligkeit teilhaft, soll uns daselb trost bringen, das wir im Truren maas bruchind, unseren geliebten Abgestorbenen trüwlich mit Gottesdienst nachtun, und ira in unserem gebet niemer vergessen, ist inen und uns selbs ergezlich und tröstlich." Als der Abt im Begriff war, zu der Kirchenversammlung abzureisen, übersandte ihm Tschudi sein theologisches Werk, **collectanea** betitelt, damit Jener bei den Verhandlungen des Concils die Schrift benutzen könnte. Es enthielt dieselbe Betrachtungen über theologische Streitfragen und eine Vertheidigung des katholischen Glaubens.

Um den Fortgang des Concils zu fördern, wandte sich Tschudi an die Häupter der sieben katholischen Orte und suchte sie zu bewegen, ein Schreiben an die Kirchenversammlung zu erlassen, worin dieselbe um rasche Durchführung ihrer Geschäfte

ersucht werden sollte. Tschudi stieß hiebei auf große Schwierigkeiten, allein er ließ sich nicht abschrecken und korrespondirte mit Beroldingen, Landammann zu Uri, welcher mit Tschudi befreundet und dem Projekt nicht abgeneigt war. Nach mancherlei Umwegen gelang es endlich Tschudi, die sieben Orte für seinen Plan zu gewinnen. Auf ihr Ansuchen verfaßte er an das Concil ein Schreiben, von welchem er eine Kopie dem Abt Joachim mittheilte. Dann übergab Tschudi das Schreiben den katholischen Ständen, damit sie allfällige Abänderungen daran vornehmen könnten. Hierauf wurde dasselbe durch die eidgenössischen Abgeordneten der Kirchenversammlung vorgelegt. Weil Tschudi von dem Concil große Erwartungen hegte und überzeugt war, daß dasselbe den katholischen Glauben stärken und neu beleben werde, so ermahnte er seinen Freund Joachim mehr als einmal, er möchte mit allem Eifer darauf hinwirken, daß das Concil einen raschen Fortgang habe. Er wünschte, daß zuerst die wichtigen Sachen, namentlich die Reform der Priesterschaft und die Abstellung grober Mißbräuche, behandelt würden, damit die Anschuldigungen der Gegenpartei verstummen müßten. Darum schrieb Tschudi an Joachim: „Langer Verzug bringt täglichen Schaden, und das nicht allein bei uns, sondern auch in anderen Ländern, wie augenscheinlich ist. Das möget ihr den hochwürdigen Vätern in allen Treuen und Ernst anzeigen." Von Tschudi dazu ermahnt, verrichteten die katholischen Geistlichen in Glarus jeden Sonntag ein Gebet für günstigen Erfolg des Concils, damit dasselbe der ganzen Christenheit zum Heil gereichen möchte. Fortwährend theilte Tschudi dem Abt die Tagesneuigkeiten aus dem Vaterlande mit, vorzüglich dasjenige, was die Religionshändel betraf. Die Briefe an Joachim sind nicht allein ein interessanter Beitrag zur Charakteristik von Tschudi selbst, sondern zugleich

auch eine wichtige Quelle für die Geschichte der Parteikämpfe in Glarus. Dem Freunde gegenüber hat Tschudi keine Geheimnisse, und mit Unbefangenheit spricht er sich über sein eigenes Verhalten aus. Ja Tschudi macht sich in einem jener Briefe sogar den Vorwurf, daß er vielleicht hie und da allzu eifrig für die Altgläubigen Partei ergriffen. Als er dem Abt seine »collectanea« überschickte, schrieb er demselben unter Anderem: „Dis buch hab ich mit kumer diser ziten zesamen gezogen, nit künstlich noch mit ruwiger muß, sonder mit unstätem und unbedachtem zufall in wärender unser betrübniß verzeichnet; wo ützit temere darin were, das well üwer Fürstliche gnaden minem yfer zumessen, das ich der heiligen christlichen kilch als ein schwach glid und wenigsts verstants mit minem blöden vermögen gern ratsam sin welt, damit unserm Ellend gehulfen möcht werden." In einem späteren Schreiben ermahnte Tschudi den Abt, die Zumuthungen des Bischofs von Konstanz muthig zurückzuweisen, und für den Fall, daß Jener die Freiheiten des Stiftes Einsiedeln nicht anerkennen wolle, sich an die katholischen Orte zu wenden, und ihren Beistand gegen den Kardinal-Bischof anzurufen. Zugleich mit diesem Briefe überschickte Tschudi dem Abt ein Faß von seinem Veltliner, zur Collation, wie er sich ausdrückt.

Die letzte öffentliche Handlung Tschudi's fällt in das Jahr 1566. Damals war zwischen der Stadt St. Gallen und dem Kloster daselbst ein Streit entstanden, weil die Stadt den Abt verhindern wollte, ein eigenes Thor an dem Kloster zu bauen. Ueberdieß beklagte sich der Abt, daß seine Einkünfte ihm nicht gehörig entrichtet würden. Der Streit dehnte sich allmählig auch noch auf andere Rechte aus, welche der Abt über die Stadt zu besitzen glaubte. Die vier Schirmorte traten endlich dazwischen und boten ihre Vermittlung an, so daß beide Par-

teien sich zu einem gütlichen Vergleich bereit erklärten. Unter den von der Abtei gewählten Schiedsrichtern befand sich auch Tschudi, welcher, wie wir gesehen haben, mit der Geschichte und den Rechten des Stiftes auf's Genaueste bekannt war. Der Spruch der Schiedsrichter fiel in allen Theilen zu Gunsten der Abtei aus, und dieser Entscheid hatte zur Folge, daß die Stadt St. Gallen sich nachher ganz von den Rechten des Stiftes loskaufte.

Die letzten Jahre seines Lebens verwandte Tschudi darauf, seine Chronik zu bereichern, zu welchem Zwecke er mehrmals nach Luzern und in die Länder ging, um in den Archiven daselbst Materialien zu sammeln. Im Jahr 1571 nahm er die Beschreibung der alpischen Rhätia wieder vor, um dieselbe gänzlich umzuarbeiten. Tschudi vermehrte das Werk mit den Resultaten seiner Studien, welche er während 43 Jahren gemacht, so daß dasselbe eine ganz andere Gestalt erhielt. Diese geschichtlichen Studien waren aber nicht das Einzige, womit Tschudi am Abend seines Lebens beschäftigt war. Noch einmal bediente er sich seiner großartigen Gelehrsamkeit, um den katholischen Glauben zu vertheidigen und die Angriffe zu erwidern, welche von den Gegnern desselben ausgingen. So entstand die Schrift über die Messe und das Fegfeuer, in welcher Tschudi nachzuweisen versuchte, daß die Messe mit Recht als ein Theil des Gottesdienstes betrachtet werde, und daß der Glaube der Katholiken an das Fegfeuer keine Menschensatzung sei. Tschudi hatte diese Abhandlung zunächst für seine reformirten Freunde, Fridolin Brunner und Paul Schuler, bestimmt, welche nicht ermangelten, ihm darauf zu antworten. Die Gegenschriften derselben sind noch vorhanden, während Tschudi's Arbeit verloren gegangen ist. In der Einleitung zu

seiner Schrift [33]) redet Schuler seinen Gegner also an: „Aus besonderer Freundschaft, welche ich ungeachtet abweichender Ansichten zu Euch hege, auch zur Verantwortung meines Glaubens mochte ich nicht in allen Dingen still schweigen. Doch begehre ich Niemandes Lehrer zu sein, sondern will belehrt und, so man mir Irrthümer nachweist, dafür getadelt werden." In der eigentlichen Abhandlung bemüht sich Schuler, die Lehre von dem Fegfeuer als eine Satzung der katholischen Kirche darzustellen, welche weder in der Bibel noch in den ältesten Kirchenvätern begründet sei. Er bedauert den großen Fleiß, die Mühe und Arbeit, welche Tschudi auf die Vertheidigung einer Lehre verschwendet habe, die ihre Entstehung nur dem Eigennutz des römischen Klerus verdanke. Schuler erscheint in dieser Schrift nicht minder gelehrt und belesen als sein Gegner Tschudi. Es enthält aber dieselbe nicht bloß eine Widerlegung der Lehre von dem Fegfeuer, sondern sie ist zugleich eine Apologie des reformirten Glaubens überhaupt. Im Geiste Valentin Tschudi's schließt Schuler sein Werk mit den Worten: „Wahrlich, der Tag des Herrn wird dereinst Alles offenbaren; dann wird kein Ansehen mehr sein weder der Person noch des Standes. Mag auch jetzt die Gewalt der Finsterniß die einfältigen Menschen so weit treiben, daß sie einander um des christlichen Glaubens willen hassen und tödten; es wird eine Zeit kommen, wo ein gerechtes Urtheil ergehen wird. Wohl dem, der beharret bis an's End'!" Hierauf an Tschudi sich wendend, fährt er fort: „Da nun Urtheil und Gericht naht, so ist es schimpflich, daß Ihr Euch

---

33) Man. B 119. „Herren Landtammanns Pauli Schulers antwort uff das büchli Herren Landtammann Gilg Tschudis von dem Sacrament der heiligen meß und dem fegfür. Glarus, den 5. Januar 1571."

mit so unnöthigen Geschäften befasset. Da Ihr von Gott mit Weisheit und Verstand begabt seid, so stünde es Euch besser an, in Wort und That darauf hinzuwirken, daß das allgemeine Wohl dem Eigennutz vorangestellt, Laster, Sünden und Schandthaten unterdrückt und bestraft würden." Der Vorwurf, welcher hier Tschudi gemacht wird, mochte wohl aus einer gereizten Stimmung hervorgehen, welche seinen sonst vorurtheilsfreien Gegner unwillkürlich anwandelte. Auch Tschudi war ja der Ansicht, daß die wesentliche Bedeutung aller Religion darin bestehe, den Menschen sittlich zu veredeln, und daß dieses seine innigste Ueberzeugung war, geht einleuchtend genug hervor aus jenem Briefe, welchen Tschudi einst an Bullinger geschrieben. Obgleich Schuler und Fridolin Brunner als Vertheidiger ihres Glaubens gegen Tschudi auftraten, und ein Jeder in den angeführten Streitschriften die Lehren seiner Kirche gegen die Angriffe des Gegners zu schützen suchte, so waren sie dessenungeachtet mit demselben auf's Innigste befreundet. Wir sahen, daß Tschudi und Schuler, über die Schranken der Glaubenspartei sich erhebend, auf den Tagsatzungen für die allgemeinen Interessen der Eidgenossenschaft kämpften, daß sie in ihren politischen Anschauungen ihrer Zeit um Jahrhunderte voraneilten. Fridolin Brunner theilte mit Tschudi dessen Vorliebe für historische Studien, und ihre angenehmste Unterhaltung war die Geschichte des Vaterlandes.

Tschudi mochte wohl ahnen, daß ihm nur noch wenige Lebensjahre beschieden seien. Darum arbeitete er eifriger als je an der Vollendung seiner beiden Hauptwerke. Diese anstrengenden Arbeiten, vorzüglich aber das anhaltende Sitzen, waren die Ursache, daß sich Tschudi die schmerzhafte Krankheit des Steins zuzog. Er fühlte, daß nicht bloß sein Körper, sondern auch sein Gedächtniß dadurch geschwächt wurde. Die

Krankheit war bald weniger schmerzhaft, bald heftiger. Nach größeren oder kleineren Pausen wiederholten sich ihre Anfälle immer wieder, und in den Briefen an Simler klagt Tschudi mehr als ein Mal, daß er durch Unwohlsein an seinen Arbeiten gehindert werde. Bisweilen, wenn die Krankheit heftiger zu werden anfing, setzte sich Tschudi an seine Arbeit, um darüber die Schmerzen einigermaßen zu vergessen. Zu diesem Zwecke hatte er des Nachts immer ein Licht neben sich brennen, damit er sein bewährtes Hülfsmittel zu allen Zeiten gebrauchen könnte. Die Krankheit nahm aber immer mehr zu, und am 28. Februar 1572 starb Tschudi im 66. Jahr seines Lebens, nachdem er zuvor noch seine beiden Hauptwerke, die Beschreibung Galliens und die Chronik, wenigstens theilweise vollendet hatte. Tschudi hinterließ zwei Söhne, Rudolf und Martin, und vier Töchter; der Aelteste seiner Söhne, Herkules, war schon im Jahr 1570 in Frankreich gestorben.

Ueberschauen wir Tschudi's äußere Lebensverhältnisse, wie sie in dem Vorhergehenden dargestellt worden sind, so erregt vor Allem aus die großartige Stellung, welche Jener als Staatsmann und Parteihaupt eingenommen, unsere Bewunderung. Mitten in den Kämpfen, welche die Anhänger der beiden Religionsbekenntnisse mit einander führten, vergaß Tschudi niemals die höheren Interessen des Vaterlandes, und fortwährend bemühte er sich, zwischen den streitenden Parteien den Frieden zu erhalten, weil er der Ansicht war, daß ein Bürgerkrieg die Eidgenossenschaft vernichten und nur den Feinden derselben Vortheil bringen würde. Durch seinen Antrag, Genf in den Bund aufzunehmen, beschämte er die engherzigen Reformirten, welche aus kleinlicher Eifersucht Tschudi's Bemühungen vereitelten. Unverkennbar ist der Einfluß, welchen Glarean auf seine religiösen Anschauungen ausgeübt hatte;

auch für Tschudi war die Religion nicht ein bloßer Glaube, sondern Gesinnung, That. Daher die streng-sittliche Richtung seines Charakters und jene Frömmigkeit, welche weniger in den Worten, als in den Werken und in den Handlungen des Menschen sich kundgibt. Aus Ueberzeugung war Tschudi dem katholischen Glauben treu geblieben und auch deßhalb, weil er in der Einheit der Religion die Grundlage für den Frieden und das Gedeihen des Vaterlandes erblickte. Dabei war er jedoch kein Fanatiker, welcher die Glaubensfreiheit seiner Miteidgenossen gewaltsam unterdrücken wollte, und gern anerkannte er die Verdienste, welche sich die Reformirten um die Bildung des Volkes und um die höheren Wissenschaften erworben hatten. Häufig in den wichtigsten Streitfragen zum Schiedsrichter gewählt, hielt sich Tschudi ängstlich an die geschriebenen Verträge und an den Buchstaben des Gesetzes. Als Landvogt war er seinen Untergebenen ein gewissenhafter Regent und ein unparteiischer Richter, welcher entgegen der Sitte seines Zeitalters es verschmähte, sich auf unrechtmäßige Art zu bereichern. Obgleich von seinem Lande und von der Tagsatzung zu den einträglichsten Beamtungen gewählt, besaß Tschudi nur ein geringes Vermögen, von welchem er einen großen Theil für seine Studien verwandte. Während der letzten Lebensjahre Tschudi's hatte sich die Stellung der Parteien in der Eidgenossenschaft allmählig verändert. Die Reform, in sich zurückgehend, war defensiv geworden, während der verjüngte Katholicismus täglich an Kraft gewann, und die Reaktion desselben immer kühner um sich griff. „Die wohldenkenden Männer beider Parteien sahen mit kummervollem Herzen dem Ende der Schweiz entgegen; zu Zürich und Basel gab es keine Studirenden mehr aus den Waldstätten, keine evangelischen Schulmeister mehr in den gemeinen Herrschaften, keine Jugendfreund-

schaften, die noch Männer aus beiden Lagern einander nahe gehalten hätten, keine Vermittler mehr auf den eidgenössischen Tagen. Mit Tschudi erlosch der Einfluß der neutralen Stände in den Räthen der Eidgenossenschaft." Mit diesen Worten bezeichnet ein neuerer Geschichtschreiber [34]) die damalige Lage des Vaterlandes.

Nachdem wir die äußeren Lebensverhältnisse Tschudi's dargestellt und überall dasjenige hervorgehoben haben, was auf den politischen und religiösen Standpunkt desselben ein besonderes Licht wirft, betrachten wir Tschudi als Geschichtschreiber. In dem Vorhergehenden wurde zwar mehrmals auf dessen historische Arbeiten hingewiesen, allein das Gesagte beschränkte sich mehr auf einzelne Bemerkungen, und um Tschudi als Geschichtschreiber zu beurtheilen, müssen wir vor Allem aus seine zwei größeren Geschichtswerke, die Beschreibung Galliens und die Chronik, einer genaueren Betrachtung unterwerfen. Gelingt es uns, Tschudi in seiner historischen Werkstätte gleichsam zu belauschen, dann erst wird es möglich sein, die Bedeutung des großen Geschichtschreibers richtig zu würdigen. Ueberdieß dürfte durch eine solche Betrachtung auch nachgewiesen werden, daß die Angriffe, welche in neuester Zeit gegen Tschudi's Autorität gemacht wurden, größtentheils ungerecht sind. —

Schon in dem Früheren, als von der alpischen Rhätia Tschudi's die Rede war, wurde der Einfluß hervorgehoben, welchen das Wiederaufleben der klassischen Studien auf die Behandlung der Geschichte ausübte. Die Chronisten des sechszehnten Jahrhunderts ahmten in Form und Inhalt die Historiker der alten Griechen und Römer nach, und suchten überall

---

34) Vulliemin II, 223.

Beziehungen auf das Leben, auf die Mitwelt, die Gegenwart. Während die Annalisten des Mittelalters, durch die scholastische Weltanschauung ihrer Zeit beherrscht, sich nur selten zu einer höheren Auffassung der geschichtlichen Verhältnisse emporzuschwingen vermochten, so verspürten dagegen die Geschichtschreiber der Reformationsperiode den frischen Hauch des Geistes, welcher damals alle Gebiete der Wissenschaft neu belebte. In den Chroniken des 16. Jahrhunderts tritt uns der großartige Charakter jener Zeit lebendig vor die Seele, und wir fühlen, daß der betreffende Geschichtschreiber innigen Antheil genommen hat an allen Bestrebungen, welche sein Jahrhundert auszeichnen. Die Behandlung der Geschichte hatte für jene Männer zunächst einen praktischen Zweck. Während die Einen die ersten Anfänge ihres Volkes erforschten, beschrieben die Andern diejenigen Begebenheiten, welche sie selbst erlebt, und bei denen sie oft persönlich mitgewirkt hatten. Beide aber beabsichtigten, den Nationalsinn, die Vaterlandsliebe zu heben und zu befördern. In der Schweiz hatte die Geschichte schon während des 15. Jahrhunderts fleißige und würdige Bearbeiter gefunden. Beinahe jede Stadt hatte ihre Chronikenschreiber, welche nach oder neben einander die denkwürdigen Ereignisse ihrer Zeit aufzeichneten. Bisweilen ertheilte die Obrigkeit einem fähigen Manne den Auftrag, die Geschichte eines bestimmten Zeitraumes zur Erinnerung für die Nachwelt niederzuschreiben. Diese allgemeine Vorliebe für die Geschichte hatte ihren natürlichen Grund in den äußeren Ereignissen, in dem Selbstbewußtsein, welches die glänzenden Erfolge nach Außen in den Eidgenossen hervorrief. Große Thaten erzeugen auch große Geschichtschreiber. Obgleich die Eidgenossenschaft durch die Reformation von dem politischen Schauplatz theilweise abgelenkt wurde, so war die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit

lebhaft genug, um bei Katholiken und Reformirten das Interesse für die Geschichte nicht verschwinden zu lassen. Darum die große Anzahl vortrefflicher Geschichtschreiber, welche uns aus dem 16. Jahrhundert erhalten sind. „Die allgemeine Neigung zur Bearbeitung der vaterländischen Geschichte war ein Band des Friedens und der Freundschaft, das Staatsmänner, Gelehrte, Geistliche beider Religionsparteien freundlich an einander knüpfte, den vaterländischen Geist lebendig erhielt, und dadurch oft die Bitterkeit des Religionseifers milderte. Männer, denen ihre religiöse Ueberzeugung heilig und theuer war bis zur Aufopferung ihres Lebens, näherten sich dennoch freundlich anderen Männern von gleichem Religionseifer in der entgegengesetzten Kirche; denn Vaterlandsehre und Wohlfahrt, und Männer, die solche förderten, waren ihnen lieb und theuer, und über dem edeln sittlichen Charakter vergaßen sie der Abneigung religiösen Parteigeistes“ [35]). Die Werke jener Männer, welche oftmals in Kirche und Staat die ersten Stellen einnahmen, haben für uns nicht bloß als geschichtliche Denkmale hohen Werth, weil sich in denselben die Gesinnung einer mächtig bewegten Zeit einfach und kräftig ausspricht. In jenen Chroniken des 16. Jahrhunderts spiegelt sich auch die Individualität der betreffenden Verfasser ab, welche meist in ihren späteren Lebensjahren durch die Betrachtung der Geschichte sich dafür zu trösten suchten, daß sie nicht mehr auf der bunten Bühne des Lebens thätig sein konnten. Für jene Männer war die Geschichte nicht eine Lebensaufgabe, sondern vielmehr eine Erholung von ernsten Amtspflichten. Nach einem Leben, reich an großen Ereignissen, widmeten sie die Mußestunden ihrer letzten Jahre der Abfassung eines

35) Schuler: Sitten und Thaten der Eidgenossen II, 257.

Geschichtswerkes, das in allen Beziehungen das Gepräge des Verfassers und seiner Zeit trägt. Schon mehrmals wurde auf den Einfluß hingewiesen, welchen das neu erwachte Studium der klassischen Literatur auf die Behandlung der Geschichte ausübte. In den Werken der meisten Chronikenschreiber aus dem 16. Jahrhundert tritt dieser Einfluß mehr oder minder hervor, und auch Tschudi's Geschichtschreibung beruht zum guten Theil auf dem Humanismus. Durch ein sorgfältiges Studium der alten Historiker hatte er sich jene allgemeineren Gesichtspunkte, jene höhere Auffassung der geschichtlichen Verhältnisse angeeignet, wodurch sich der Geschichtschreiber vor dem bloßen Annalisten auszeichnet. Ueberdieß war Tschudi mit den bedeutendsten Geschichtswerken seiner Zeit bekannt, unter welchen er der Chronik von Aventin den ersten Rang einräumte. Die baierische Geschichte desselben hatte Tschudi auf Anrathen Glarean's gründlich studirt, und sich einen Auszug daraus angefertigt. Aber nicht bloß die deutschen Historiker kannte Tschudi, auch die hervorragendsten Geschichtschreiber der Italiener, einen **Guicciardini, Castellio** und Andere. Die Meisten derselben hatte er nicht bloß gelesen, sondern zugleich auch excerpirt. Ueber das Verhältniß, in welchem Tschudi zu den bedeutendsten Humanisten seiner Zeit stand, sowie über den Einfluß, welchen die humanistischen Studien auf seine eigene Behandlung der Geschichte ausgeübt, darüber spricht er sich in seiner Beschreibung Galliens selbst aus, indem er sagt: „Ich bekenn, das ich die hochgelerten Herren **Beatum Rhenanum, Vadianum,** ouch min geliebten **Praeceptor** Herren **Glareanum** und andere mer in etlichen Punkten irer usgangnen schrifften früntlich gearguirt, ist ouch bi iren Leben zum Teil geschechen, die es zu großem Dank von mir uffgenommen, bekanntend ouch, das si ire Bücher darum usgan lassent, andre

dardurch anzereitzen, besseren bericht zu geben, wie dann min Meinung ouch also, und hat dennoch ir Arbeit großen Nutz gebracht, und allen **Historicis** zu Fürderung und Bericht gedient, mich ouch in diser Arbeit vil gestürt, fürnemlich Herr **Glareani** vilfalte Schrifften, **Rhenani** druy Bücher **Rerum Germanicarum, Vadiani super Melam, Joannis Aventini, Bilibaldi Pirkheimeri, Castellionei Mediolanensis** und ander arbeit us **Gallia, Germania** und **Italia.**"

Obgleich Tschudi, was die äußere Anlage seiner Werke betrifft, noch der Tradition des Mittelalters folgte, und in seiner Chronik die annalistische Form beibehielt, so gehört er dessenungeachtet durch die ganze Behandlungsweise des geschichtlichen Stoffes der Neuzeit an. Während die früheren und zum Theil auch die gleichzeitigen Chronisten ohne viel Kritik die überlieferten Begebenheiten erzählen, und meist nur bei der Darstellung selbsterlebter Ereignisse als unbedingt glaubwürdige Quelle zu betrachten sind, so beruht dagegen die Geschichtschreibung Tschudis auf einer Quellenforschung, die für seine Zeit wahrhaft großartig und bewundernswerth ist. Dabei wurde Jener freilich durch seine öffentliche Stellung, sowie durch zahlreiche Bekanntschaften in hohem Grade begünstigt. Tschudi stand bei Katholiken und Reformirten in so großem Ansehen, daß die bedeutendsten Staatsmänner und Gelehrten beider Konfessionen sich eine Ehre daraus machten, ihn mit Beiträgen für seine geschichtlichen Arbeiten zu unterstützen. Als einem treuen Anhänger des katholischen Glaubens standen ihm die Bibliotheken der Stifte und Klöster offen, aus welchen er, wie kein Anderer, ein reiches Material sammeln konnte. Durch Tschudi selbst ist uns überliefert, daß er die Bibliotheken zu St. Gallen, Einsiedeln, Muri, Rheinau, Pfeffers, Disentis, Wettingen, Schännis und Wyl benutzt hat. Durch seine Be-

amtungen erhielt derselbe die Gelegenheit, auch die Archive und Sammlungen der einzelnen Orte, vor Allem aber das reichhaltige Archiv der Eidgenossenschaft, welches sich zu Baden befand, zu benutzen. Tschudi begnügte sich also nicht, bloß die Arbeiten seiner Zeitgenossen und unmittelbaren Vorgänger zu kompiliren, sondern auf die eigentlichen Quellen zurückgehend bemühte er sich, seiner Geschichtschreibung durch ein sorgfältiges Quellenstudium eine streng-kritische Grundlage zu geben. Ueber dieß Verfahren schreibt Tschudi an Simler: „Dieweil dann ein glaubwirdige Histori allein us alten Verträgen, Püntnissen, Richtungen und derglichen Schrifften gezogen kann werden, hab ich mich geflissen, diselben zu kolligieren, damit nit etwa uff ungwüsse Uffzeichnungen, so von anderen geschechen, ich lendete nachzevolgen, und so die alten Richtungen ald Verträg dawider lutetind, das gantze Werck dann dadurch sin Ansechen verlure, wie ich dann solcher Irtumben vil befunden bi etlichen, so Historias beschriben; deshalb ich bisher allein Kollektanea zusamen getragen." Dann fügt Tschudi noch bei: „Besorg wol, ich sig im ze alt, mich der Arbeit witer ze underwinden; doch will ich einem andern ansam bereiten, sölich Werck lichtlich ze vollbringen." Diese kritische Richtung ist ein wesentliches Moment, wodurch sich Tschudis Geschichtschreibung auszeichnet, und seine Chronik, welche beiläufig gesagt über 700 Urkunden enthält, unterscheidet sich gerade dadurch von den ähnlichen Werken der Zeitgenossen, daß sie auf einem sorgfältigen Quellenstudium beruht. Damit ist natürlich nicht behauptet, daß die geschichtlichen Arbeiten eines Bullinger, Stumpf, Füßli und anderer ohne Kritik verfaßt seien. Sie werden von Tschudi bloß übertroffen, welchem eine größere Menge von Hülfsmitteln zu Gebote stand, als irgend einem seiner Zeitgenossen.

Durch diese archivalischen Studien, sowie durch eine genaue Bekanntschaft mit den Werken älterer und neuerer Geschichtschreiber mußte sich der Gesichtskreis unseres Tschudi allmälig immer mehr erweitern und sein historisches Wissen vermehrt werden. Wer sich von der großartigen Gelehrsamkeit Tschudis einen Begriff machen will, braucht nicht einmal die Beschreibung Galliens oder die Chronik zu kennen, er darf nur die Briefe lesen, welche Jener an seinen Freund Simler geschrieben, zumal diejenigen, in welchen er sich über die **Lepontii Viberi**, über Rupertus und Wichardus ausspricht. Diese großartige Gelehrsamkeit, welche Tschudi besaß, war gepaart mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit. Nur mit Mühe ließ er sich in den letzten Jahren seines Lebens von Simler überreden, seine beiden Hauptwerke zu veröffentlichen, ein Plan, dessen Ausführung jedoch durch Tschudis Tod unterbrochen wurde. Dankbar empfing derselbe die Beiträge, welche ihm Bullinger und andere Geschichtsfreunde für seine Arbeiten übersandten, und bescheiden glaubte er, daß seine eigenen Leistungen mit denjenigen jener Männer keinen Vergleich aushielten. In der Einleitung zur **Gallia comata** bemerkt Tschudi, daß in diesem Werke sich hie und da Irrthümer finden möchten. Es werde ihn aber nicht irren, noch von ihm zu Undank aufgenommen werden, wenn einer solche Fehler aufdecke und tadle, falls dieß nur mit rechtem Grund geschehe. Diese Bescheidenheit dürften sich diejenigen Kritiker zum Muster nehmen, welche in neuester Zeit gegen Tschudis Autorität als Historiker ebenso ungerechte als einseitige Angriffe erhoben haben. Wenn Tschudi durch ein sorgfältiges Quellenstudium seinen geschichtlichen Werken eine kritische Grundlage zu geben suchte, so vergaß er über diesen gelehrten Studien keineswegs, daß der Geschichtschreiber auch noch andere Anforderungen zu erfüllen hat. An den

großen Vorbildern der Griechen und Römer hatte Tschudi gelernt, wie wichtig es sei, daß der Historiker seinen Stoff würdig zu behandeln verstehe, daß ohne reiche Lebenserfahrung, ohne ein historisches Bewußtsein der Geschichtschreiber diesen Namen nicht verdiene. Gerade deßwegen, weil Tschudi einen so hohen Begriff hatte von der Würde der Geschichtschreibung, war er Jahre lang bloß damit beschäftigt, Materialien für seine Arbeiten zu sammeln, indem er beabsichtigte, den Abend seines Lebens der Ausarbeitung derselben zu widmen. So ist es auch erklärlich, warum Tschudi die Veröffentlichung der alpischen Rhätia durch Sebastian Münster höchst ungern sah, und über Glarean erzürnt war, welcher jene Schrift, freilich ohne böse Absicht, dem Herausgeber anvertraut hatte. Oftmals von Simler dazu aufgefordert, die Herausgabe seiner Werke zu beschleunigen, konnte sich Tschudi aus den angeführten Gründen nicht so leicht dazu verstehen. „Es ist gut" — äußerte er sich gegen Jenen — „das man zyt und wyl gnug drüber gan laß, damit es **opus maturum** wird, damit es den Afterrednern allen fug zum widersprechen benemme."

Weil Tschudi, wie wir gesehen haben, in seinen letzten Lebensjahren oft durch Krankheit an seinen Arbeiten verhindert wurde, so pflegte er seinem Stiefsohn, Ulrich Püntiner aus Uri, dasjenige, was er bereits ausgearbeitet hatte, zu diktiren, damit noch vor seinem Tode die beiden Hauptwerke, die Chronik und die **Gallia comata**, wenigstens im Manuskript vollendet würden. Zurückgezogen von allen öffentlichen Geschäften arbeitete Tschudi mit rastloser Thätigkeit an der Vollendung jener Schriften, durch welche er sich in der vaterländischen Geschichtsliteratur einen so glänzenden Namen erworben. Ueber den eigentlichen Zweck seiner geschichtlichen Arbeiten schrieb er an Simler: „Ich such allein gemeiner Eidgnoßschafft

Lob und Eer durch min Histori ufzerichten, und warheit geschechner Dingen an tag ze tun, als verr ichs erfaren mag." Aus Tschudis ganzer Geistesrichtung läßt sich im Voraus entnehmen, daß seine Geschichtschreibung streng objektiv und nicht etwa diejenige einer bestimmten Partei ist. Hatte er ja doch während seines ganzen Lebens die Anhänger beider Religionsbekenntnisse zum Frieden ermahnt und auf die höheren Interessen des Vaterlandes hingewiesen, dessen Ruhm und Glück für ihn das Höchste war. Wie Tschudi während seiner öffentlichen Wirksamkeit sich niemals dazu verleiten ließ, die Gegner seiner Religionspartei zu schmähen, so behielt er auch in seinen Schriften fortwährend jenen höheren Standpunkt im Auge, welcher der Würde des Geschichtschreibers allein angemessen ist. Bewußt oder unbewußt mochte in Tschudi der Glaube vorhanden sein, daß es eine Wahrheit gibt, welche über die sich bekämpfenden Ansichten der Parteien erhaben ist, ein edleres Ziel, das die Menschheit zu verfolgen hat. Diesen Glauben hat Tschudi in jenem Briefe an Bullinger ausgesprochen, und ein schönes Denkmal dieser Gesinnung ist auch die Chronik, über welche später ausführlich gesprochen werden soll. Weil Tschudi der Ansicht war, daß die Geschichtschreibung nicht dazu gebraucht werden dürfe, die Interessen einer bestimmten Partei zu vertreten, am allerwenigsten, die Gegner zu schmähen, darum lobte er die Arbeit Simlers über das Wallis, weil sie ohne alle **calumnia** und Verletzungen sei, wie dann jedem **Historico** gebühre, eigene **aspectus** zu vermeiden. Eben diese Ansicht spricht Tschudi auch in einem Brief an den Professor Fries in Zürich aus, in welchem Schreiben er die Ausfälle, die sich Stumpf in seiner Chronik gegen die Katholiken erlaubt, entschieden tadelt: „Ich hab nechster Tag" — sagt Tschudi — „als mir wol Muß worden, vil in Herr Johann

Stumpfen nüwer Chronik gelesen, darin mich nit bedunkt, das er allenthalb dienstlich ding darin geflickt, sonders als ich besorg zu vil unrat gar bald dienen möcht; dann jeder **Historicus** sol unpartyisch sin, und durch sin schriben nieman sich verdachtlich machen. Was not ist es, das er ein lang Pluderment macht von München, wie si di Welt betrogen, wie si das **meritum** erdacht und desglich, so er von Bildern bischribung tut, meldet er, wie die Kirch darin gar recht gehegt, das si dero nit gewellen und die verdampt, welchs jetz bi der Widerparthy zeletst ein große Erbitterung bringt, und in der Chronik wol het mögen underlassen bliben diser sorglichen Ziten; dann von München Betriegungen, vom **Merito**, von Bildern und andern zänken die Religion und Zwispaltung berürende will nit in Chroniken anzeziehen dienstlich sin, diewil es in anhangendem Span, und einem **Historico** nit gebürlich, sonders den **Theologis** durch andre Gattung Bücheren, wann dann durch Historien darin zu handeln und ze urteiln zustat. Wäger wer dise Chronik dermassen beschriben, das si ze allen Teilen und Partyen mit gedultigen Oren, mit anmut und dancksagung hette mögen gelesen werden. Was nutz bringt es, so in den 7 orten von München, vom **Merito**, von Bildern und anders derglichen vil in diser Chronik gelesen wirt, welche si für gut achtend, und der Landtsfrid vermag, das man darin nit arguiren noch disputiren söl, und wirt eben dadurch unwill und gliche ansprach, wie mit Herr Walthers Büchlin, ervolgen. Wo die Münch offenliche Bosheit begangen, wie vor Ziten ze Bern und anderswa, ist billich und historisch ze beschriben; die Zänck aber der Religion söllind die **Theologi**, nit die **Historici** ze recht legen. Was nützts, das er den Landtgrafen von Hessen allmal den christlichen Fürsten nampt, und andre Fürsten nit also tituliert, die der Widerpart sind,

darus geacht wirt von der Widerpart, das er mer us Nyd und Partyische (welchs einem **Historico** gar nit zimpt) geschriben hab. Er meldet offtermaln dis Wort „Gottliebend Mensch", welchs ein christlich gerecht Wort ist, dienet aber nit in Historien, sonders an der Kantzlen söllind derglichen Wort gebrucht werden. Mich bedurt siner grossen flyssigen Arbeit, so ich besorg, das es mer zu unruw geraten mög, dann ze anmut, wann er min günstiger lieber Herr ist. Hette er sin Beschribung von anfang ans End mich besichtigen und mit wyl bis ze End durchlesen lassen, ich welt um jetlich ding, so mich undienstlich bedunkt hette, min einfaltigen Bscheid geben haben, das weder der einen noch der andern Parthy kein anlaß noch unwill niendert hett mögen geben werden. Hiemit wer dis Buch jetz und in künfftigen bi aller Welt ze lesen anmutig worden. Die andere Sachen hettind sich wol durch die **Theologos** erörtert. Was nützt das etwa, so es in einer Summ alles zesammen gezogen kum druy Quaternen bringt, das gantz **corpus** und herlich werck verderben sol." So kritisirte Tschudi das Werk eines Mannes, mit welchem er sehr befreundet war. Tschudi mochte wohl mit Absicht sich so weitläufig ausgesprochen haben, weil er vermuthen konnte, daß diese Kritik Stumpfen nicht unbekannt bleiben werde. Wir haben die betreffende Stelle aus dem Schreiben an Fries vorzüglich deßhalb mitgetheilt, weil darin Tschudis historischer Standpunkt besonders scharf hervortritt, und weil jener Brief zur Charakteristik von Tschudi überhaupt einen interessanten Beitrag liefert [36]).

Ein sorgfältiges Quellenstudium und das Streben nach

---

36) Dieses Schreiben ist abgedruckt im Archiv für Schweizergeschichte VIII, 365.

Unparteilichkeit in der Darstellung sind die zwei Punkte, welche in dem Vorhergehenden als wesentliche Momente von Tschudis Geschichtschreibung hervorgehoben wurden. Indem derselbe die Urkunden zu einem Hauptgegenstand seiner historischen Forschungen machte, benutzte er zugleich auch die geschichtlichen Werke der Zeitgenossen, sowie diejenigen seiner Vorgänger. In den alten Geschichtschreibern und Geographen besaß Tschudi, wie wir gesehen haben, eine bewundernswerthe Belesenheit, und ebenso kannte er eine Menge von Chroniken, in welchen die Geschichte der Eidgenossenschaft oder einzelner Orte beschrieben war. Aus diesen Chroniken und einer unendlichen Anzahl von Urkunden hatte Tschudi den geschichtlichen Stoff für seine Werke gesammelt, von welchen wir hier vorzüglich das **Chronicon** im Auge haben. Während die Urkunden und die aus denselben geschöpften Thatsachen und Resultate gewissermaßen die Bausteine von Tschudis Geschichte bilden, so kann man dagegen die aus den Chroniken geschöpfte Tradition als den Mörtel bezeichnen, durch welchen Jene mit einander verbunden sind. Es ist einleuchtend, daß die Urkunden in den meisten Fällen eine zuverlässigere Quelle sein mußten, als die handschriftlichen Chroniken, in welchen gewöhnlich die Tradition früherer Jahrhunderte mit demjenigen vereinigt ist, was der Verfasser selbst erlebt hatte. Wie verhielt sich Tschudi zu dieser geschichtlichen Tradition, zu dem Volksglauben, der Volkssage?

Die Geschichtschreibung der Reformationsperiode unterscheidet sich von der Annalistik des Mittelalters vorzüglich dadurch, daß sie die Begebenheiten nicht bloß erzählt, sondern nach dem Vorbilde der Alten durch belebte, kunstvolle Darstellung auf das Gemüth des Lesers Eindruck zu machen sucht. Zugleich zeigt sich in jenen Geschichtswerken das Bestreben, aus der

Menge der überlieferten Fakten eine gewisse Auswahl zu treffen, das Fabelhafte und offenbar Erdichtete von den besser beglaubigten Nachrichten auszuscheiden. Dieses kritische Moment, wiederum eine Folge der klassischen Studien, tritt bei Tschudi mehr hervor als bei irgend einem anderen gleichzeitigen Historiker. Weil aber die Geschichtschreibung jener Zeit nicht auf einen gelehrten Kreis beschränkt, sondern für das Leben berechnet war, weil die Chronisten einen praktischen Zweck verfolgten, indem sie auf das Gemüth und die Gesinnung einzuwirken suchten, aus diesem Grunde mußte jenes kritische Moment zurücktreten vor der gläubigen Bewunderung, mit welcher die Thaten und Sitten der Vorfahren erzählt wurden. Eine historische Kritik, wie sie unsere Zeit geschaffen, war in dem Zeitalter der Reformation eine Unmöglichkeit, und um dasjenige, was jene Zeit auf dem Gebiete der Geschichte geleistet, richtig zu beurtheilen, dürfen wir keineswegs den streng-kritischen Maßstab der Gegenwart an die Geschichtswerke des 16. Jahrhunderts legen. Obgleich jenes Jahrhundert in allen Zweigen der Wissenschaft den Geist der Forschung, der Prüfung geweckt, und diese kritische Richtung auch in der Behandlung der Geschichte deutlich hervortritt, so war man auf der andern Seite noch zu gläubig, um die Tradition, die Volkssage zu bezweifeln oder gar aus dem Bereiche der Geschichte verbannen zu wollen. Man darf jedoch nicht annehmen, daß jene Chronikenschreiber alles dasjenige als zuverlässige Geschichte betrachteten, was sie aus älteren Geschichtswerken gesammelt, was die Ueberlieferung durch die Volkssage seit Jahrhunderten gewissermaßen beglaubigt hatte. Daß jene Geschichtschreiber der Tradition, der Volkssage in ihren Werken eine Stelle einräumten, dieß ist ein Beweis dafür, daß sie von Geschichte und Geschichtschreibung einen richtigeren Begriff

hatten als gewisse Kritiker unserer Tage, welche die Ueberlieferung durch die Sage als unhistorisch verwerfen, insofern dieselbe nicht durch urkundliche Zeugnisse bestätigt wird. Auch Tschudi hat aus älteren Geschichtswerken, aus der Ueberlieferung des Volkes eine Menge von Nachrichten in seine Chronik und in die Beschreibung Galliens aufgenommen, welche von unserem Standpunkte aus als Sagen zu bezeichnen sind. Durch seine ganze Geistesrichtung wurde Tschudi darauf hingewiesen, an jener Ueberlieferung festzuhalten und derselben eine wesentliche Stelle in seiner Geschichte einzuräumen. Jene enthielt die poetische Verherrlichung der Vergangenheit seines Volkes, und der letzte Zweck von Tschudis Geschichtschreibung war ja kein anderer, als die Thaten der Vorfahren zur Nacheiferung für seine Zeitgenossen und die Nachwelt darzustellen. Auch von Tschudi darf man nicht annehmen, daß er jene Ueberlieferung in allen Theilen für beglaubigte Geschichte gehalten. Sehr charakteristisch sind in dieser Beziehung mehrere Stellen in seinen Briefen an Simler, welchem Tschudi, als er die ältere Geschichte Zürichs für seine **Gallia comata** bearbeitete, unter Anderem schrieb: „Ich hab mit Flyß, was Zürich harkommen berürt, doch in yl durchlouffende zesam gelesen, und obwol etlichs suspekt und one grund, das si zu Nini und Abrahams Ziten mit Trier sölt gebuwen sin, so hat doch das Volck sölchs in alter harkommen sag, und so ichs nit gemeldet, wurd **imperitus populus** vermeinen, ich welt der Stat ir erlich alt Harkommen verkleinern." In der ersten Ausarbeitung der Chronik hatte Tschudi den zweiten Zug der Zürcher mit König Rudolf gegen Ottokar nicht berührt, weil er denselben für erdichtet hielt, indem die ältesten Quellen nichts von diesem Zuge melden. Simler machte seinen Freund darauf aufmerksam, daß in der Franziskanerkirche zu Zürich dieser

zweite Zug bildlich dargestellt sei, und daß daselbst Niemand an demselben zweifle. Tschudi antwortete Simler: „Ich hab nie gelesen, das Zürich im selben letsten Zug wider **Ottocarum** dem Künig Rudolf ze hilff Volck gesandt hab. Eberhardus Mulner, Schultheiß zu Zürich, so vil nach dero Ziten gelebt und ein geflissener Historibeschriber der Stat Zürich geschichten, tut gar kein meldung darvon. Ich weis wol, das die von Zürich vil zug mit **Rudolfo** getan, und in der ersten reiß wider **Ottocarum** ouch möchtind gezogen sin. Dann so ich wußte, das si in dem letsten Zug wider **Ottocarum**, als er erschlagen, 200 Mann gehebt, welt ich nit underlassen, das in min **opus** ze inseriren, und nützit rumwürdiges underlassen, was der erlichen Stat Zürich zu lob reichen möchte." Wegen jenem Gemälde in der Franziskanerkirche und weil er die Sagen jedes Ortes respektirte, nahm Tschudi die Erzählung von dem zweiten Zuge in die spätere Bearbeitung der Chronik auf, während dieselbe in dem ersten Entwurfe fehlt.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß man keineswegs glauben darf, Tschudi habe alle die Erzählungen und Sagen, wie sie aus der Tradition des Volkes in die Chroniken übergegangen sind, für zuverlässige Geschichte gehalten. Jene Ueberlieferung war mit dem Volksglauben so innig verwachsen, daß es damals, wie noch in späteren Jahrhunderten, höchst gefährlich gewesen wäre, auch nur einzelne Züge derselben zu bezweifeln. Obgleich Tschudi mit verständigem Takt manches Wunderbare und Außerordentliche in der geschichtlichen Tradition als Fabel betrachten mochte, so verhielt er sich dessenungeachtet jenen Ueberlieferungen gegenüber, wie sie in den alten Chroniken niedergelegt sind, sehr gläubig. Ganz abgesehen von dem speziellen Zwecke, den Tschudi durch seine Geschichtschreibung zu erreichen strebte, wie hätte er auch nur

einen Augenblick an jenen poesiereichen Erzählungen zweifeln können, welche so tief in dem Bewußtsein des Volkes wurzelten, welche als ein heiliges Vermächniß der Vergangenheit seit Jahrhunderten von einem Geschlechte zum anderen sich fortgepflanzt hatten. Die Erinnerung an die poetische Vergangenheit, an die ruhmvollen Thaten der Vorfahren, mußte um so lebendiger das ganze Volksbewußtsein durchdringen, weil die Eidgenossen erst seit kurzer Zeit sich von dem politischen Schauplatz zurückgezogen. Die Väter derjenigen Generation, welcher Tschudi angehörte, hatten im Schwabenkrieg ebenso tapfer wie ihre Ahnen bei Morgarten gekämpft. Die Geschichte von den Thaten der ersten Eidgenossen war allmälig in den religiösen Glauben des Volkes übergegangen, in Kapellen und Kirchen verehrte die dankbare Nachwelt die Begründer der Freiheit, und an jenen sichtbaren Denkmälern fand die geschichtliche Ueberlieferung, die Volkssage, ihre lebendige Bestätigung. Wäre es also gerecht, wenn wir, von einem einseitig-kritischen Standpunkte ausgehend, Tschudi deßhalb tadeln wollten, daß er mit kindlich-naivem Glauben an jener Ueberlieferung festgehalten? Auch die Sage verdient eine Stelle in der Geschichte, insofern Jene niemals willkürlich entstanden ist, sondern immer an ein historisches Faktum sich anlehnt. In der Sage spiegelt sich der Glaube und das Hoffen eines Volkes wieder, sie ist eine Blüthe des idealen Volksgeistes, ein poesie-duftendes Erzeugniß der Phantasie, welches die geschichtliche Ueberlieferung verschönert, vergeistigt. Indem die Sage während Jahrhunderten geglaubt wird, und auf die edleren Regungen in dem Bewußtsein des Volkes ihren Einfluß ausübt, erhält sie eine geschichtlich-größere Bedeutung als manches historische Ereigniß, welches als eine ephemere Erscheinung in der Geschichte kaum mit ein Paar Worten erwähnt wird. Wer Geschichte und Sage

in ihrem richtigen Verhältniß aufzufassen versteht, der wird Tschudi geradezu bewundern um der Kunst willen, mit welcher er die Ueberlieferung der alten Chroniken mit den Resultaten seiner urkundlichen Forschungen zu verschmelzen wußte. Gläubig auf der einen Seite theilt er mit seinen Zeitgenossen die kritische Richtung, welche bei ihm, wie wir gesehen haben, mehr hervortritt als bei irgend einem andern Geschichtschreiber aus dem sechszehnten Jahrhundert. Die Menge von Urkunden, welche Tschudis historischen Werken zu Grunde liegen, sind die äußeren Merkmale jener kritischen Richtung, durch welche sich unser Chronist auszeichnet.

In dem Bestreben seiner Geschichte eine urkundliche Grundlage zu geben, wurde Tschudi unterstützt durch seine zahlreichen Bekanntschaften und Freunde, durch welche er von allen Seiten her für seine historischen Arbeiten wichtige Beiträge erhielt. Seine eigenen Sammlungen theilte Tschudi bereitwillig allen denjenigen mit, welche sich mit der Geschichte des Vaterlandes beschäftigten. Johannes Stumpf, der Verfasser der berühmten Chronik, erhielt alle Schriften und Kollektaneen Tschudis zur Benutzung, auch die bereits vollendeten Theile der Schweizerchronik, welche von unserem Chronisten „annalia" betitelt wurden. Stumpf schickte Tschudi Münzen und Inschriften, welche dieser vorzüglich für seine **Gallia comata** benutzte. Stumpfs Chronik, zu welcher Tschudi wesentliche Beiträge lieferte, ist ein Werk des erstaunenswürdigsten Fleißes, eine fast unerschöpfliche Fundgrube historischer, topographischer und genealogischer Notizen, für den Geschichtsforscher ein höchst schätzbares und in manchen Beziehungen unentbehrliches Werk. Stumpfs Chronik erschien im Jahr 1547 bei Froschauer in Zürich im Druck; sie wurde nicht allein von den Freunden der vaterländischen Geschichte als ein ausgezeichnetes Werk

begrüßt, auch die Regierungen der einzelnen Stände dankten dem Verfasser für seine Arbeit. Tschudi las und excerpirte dieselbe zum Behuf seiner eigenen Forschungen. Nur an denjenigen Stellen in Stumpfens Chronik, wo die katholische Religion und deren Gebräuche von dem reformirten Verfasser angegriffen und lächerlich gemacht wurden, nahm Tschudi Anstoß, weil er glaubte, daß dergleichen subjektive Ansichten nicht in ein Geschichtswerk gehörten, und daß dadurch bei der Gegenpartei nur Aergerniß hervorgerufen würde. Darum schrieb Tschudi an seinen Freund, den Professor Fries, jenen Brief, in welchem Stumpfs Verfahren so heftig getadelt wird. Die Ansicht, welche Tschudi über die Chronik ausgesprochen, blieb dem Verfasser derselben natürlich nicht unbekannt. Stumpf selbst und seine Freunde besorgten, Tschudi möchte sich gegen die Häupter der fünf katholischen Orte noch ungünstiger über die Chronik aussprechen, und es könnten daraus neue Reibungen zwischen den Evangelischen und den Katholiken entstehen. Sie fanden daher für gut, daß Stumpf sich selbst an Tschudi wende mit einem begütigenden und rechtfertigenden Schreiben, zu welchem Vadian einen bereits ausgearbeiteten Entwurf lieferte, ein Muster von zarter Achtung, gewinnender Milde und gleichwohl schlagender Widerlegung der gemachten Vorwürfe, worin besonders hervorgehoben ist, daß Stumpf Alles, was zum Nachtheil des Mönchthums und des katholischen Glaubens in seiner Chronik vorkomme, aus den Schriften der Kirchenväter und frommer Mönche geschöpft habe, und daß gerade die Unparteilichkeit des Historikers erfordere, auch die Schattenseiten nicht zu übergehen [37]). Trotz dieses kleinen Streites war Tschudi mit Stumpf sehr gut befreundet, und

37) Vergl. Man. S. 313. Brief von Vad. an Stumpf Nr. 28.

anerkannte gern dessen Verdienste um die vaterländische Geschichte. Einst lud er ihn ein, einen Sommeraufenthalt bei ihm zu machen, den sie zu gemeinsamen Studien benutzen wollten. — Ein Freund von Tschudi war auch Zacharias Bletz, gebürtig aus Zug, welcher sich zu Luzern das Bürgerrecht erwarb. Im Jahr 1551 wurde derselbe Unterschreiber und 1566 Staatsschreiber. Tschudi erhielt durch die Vermittlung von Bletz mancherlei alte Verträge zwischen den Waldstätten und Oestreich, auch andere Handschriften, welche sich in dem Archiv zu Luzern befanden. Die Bekanntschaft zwischen Tschudi und Bletz wurde sehr wahrscheinlich vermittelt durch den Luzerner-Rathsherren Jost von Meggen, welcher am Kappelerkrieg theilnahm und auch einmal Landvogt zu Baden war. Tschudi und von Meggen, während Jahren auf's engste mit einander befreundet, machten 1545 ein gegenseitiges Testament, welchem zufolge die Inschriften- und Münzensammlung desjenigen unter ihnen, welcher zuerst sterben würde, dem ihn überlebenden als Erbe zufallen sollte. Von Meggen starb im Jahr 1559 und somit war Tschudi der Erbe. Das Testament selbst ist noch vorhanden unter den Tschudischen Schriften in St. Gallen, ebenso die betreffenden Sammlungen. — Schon sehr früh wurde Tschudi auch mit dem Reformator Bullinger bekannt, mit welchem er in einen Briefwechsel trat, von dem leider nur noch wenige, aber inhaltsreiche Fragmente vorhanden sind. Bullingers milde und friedliche Gesinnung mußte ihm die Freundschaft Tschudi's gewinnen, welchem, wie wir gesehen haben, die Zänkereien über Glaubenssätze und die daraus entspringende Zwietracht ein Gegenstand des Abscheus war. Tschudi theilte Bullingern die bereits ausgearbeiteten Theile der Chronik mit, welche dieser in seinem eigenen ausgezeichneten Geschichtswerk unter dem Titel „**Tschudii collectanea**" häufig

anführt. Weil Tschudi jeder Gewaltmaßregel gegen die Reformirten abgeneigt war, so theilte er seinem Freunde mehrmals die geheimen Plane der Katholiken mit. So meldete er ihm im Jahr 1551 allerlei Nachrichten, welche er ab dem Reichstag von Augsburg erhalten. Damals sammelte nämlich der Kaiser ein Heer gegen Magdeburg, und man sprach davon, daß es auch auf die Reformirten in der Schweiz abgesehen sei. Dasjenige Band aber, welches die beiden Männer am engsten an einander knüpfte, war ihre Vorliebe für das Studium der vaterländischen Geschichte. Die Chroniken der Beiden gehören zu den interessantesten Denkmälern, welche die Geschichtschreibung des 16. Jahrhunderts aufzuweisen hat. Die Bedeutung von Tschudi und Bullinger als Geschichtschreiber würdigend sagt Vulliemin: „Man hat Bullinger den Tschudi der Reformirten genannt; er gleicht indessen dem Glarner Historiker nicht. Für Bullinger ist die Geschichte des Vaterlandes nicht eine Aufgabe vom ersten Rang, sondern die Erholung von mühevollen Amtspflichten gewesen. Aber wie seelenvoll sind seine Schilderungen, wie lebendig seine Gemälde aus der Gegenwart! Was er beschrieben, glauben wir selbst erlebt zu haben. Wenn Bullinger Tschudis historisches Wissen nicht erreicht, so übertrifft er ihn als Maler. Wenn er die Waage der Geschichte nicht ebenso unparteiisch hält, so kömmt er ihm an Offenheit wenigstens gleich." — Durch Bullinger wurde Tschudi mit dessen Schwiegersohn Josias Simler bekannt, welcher Professor der Theologie in Zürich war, und mit Jenen die Vorliebe für das Studium der Geschichte theilte. Die erste Spur von dem freundschaftlichen Verhältniß der Beiden findet sich im Jahr 1565. Die Gegenstände, über welche sie sich in ihren Briefen unterhielten, betrafen besonders die Geschichte und die Alterthumskunde der Schweiz. Von den Briefen

Tschudis an Simler sind die Meisten noch erhalten, ein sehr werthvoller Beitrag zur Kenntniß unseres Geschichtschreibers. Simler und Tschudi theilten einander die Resultate ihrer Studien mit, und Jeder war bemüht, den Andern mit Beiträgen für seine Arbeiten zu unterstützen. Simler war mit der Abfassung eines größeren historischen Werkes beschäftigt, welches die ausführliche Geschichte von der ältesten Zeit bis 1519 und eine vollständige topographische Beschreibung der Eidgenossenschaft enthalten sollte. Simler beabsichtigte durch die Wahl der lateinischen Sprache auch die Ausländer mit den Vorzügen und dem Ruhme seines Vaterlandes bekannt zu machen. Seine Arbeit im Auszug, erst im Jahr 1576 unter dem Titel „**de republica Helvetiorum libri duo**" veröffentlicht, rückte aber nur sehr langsam vor, weil der Verfasser während zehn Jahren bloß mit dem Sammeln des Materials beschäftigt war. Tschudi bat seinen Freund, ihm das Werk buchweise zu übersenden, damit er ihm mit seinem Rathe nützlich sein könnte. Simler willfahrte dem Wunsche Tschudis, und dieser theilte hinwiederum Simlern Alles dasjenige mit, was derselbe für seine Arbeit benutzen konnte. Bücher und literarische Neuigkeiten, welche in Zürich eher als in Glarus zu erhalten waren, schickte Simler auf Tschudi's Bitte diesem zu. Einst hatte Simler dem Freunde eine Anzahl neuer Bücher zum Geschenk gemacht; dafür dankte ihm Tschudi mit einem Gegengeschenk von „zwei Zigerli und einem feisten Käs". Oefters schrieb Jener an Simler, er möchte ihn einmal in Glarus besuchen; denn er wünsche gar sehr, daß sie recht oft beisammen sein könnten, um den geschichtlichen Studien obzuliegen. „Wir wellind uns alsdann", heißt es in einem jener Briefe, mit früntlichem Gespräch alter Historien und verlauffner Geschichten unsere Gesellschaft leisten und erlustigen." Indem Tschudi in einem späteren Briefe

die Einladung wiederholt, fügt er noch bei: „Wellind ouch mitbringen üwer guten Günnern; wer üch geliebt, sol ouch mir lieb und mit üch willkommen sin." — Der Briefwechsel mit Simler war für Tschudi eine der angenehmsten Beschäftigungen während der letzten Jahre seines Lebens. Simler wurde von ihm sehr hoch geschätzt, und die Freundschaft Beider dauerte ungestört bis zu Tschudi's Tod.

Nachdem wir die Geschichtschreibung Tschudi's allgemein charakterisirt und diejenigen von seinen Freunden bezeichnet haben, welche auf dessen historische Arbeiten einen besonderen Einfluß ausgeübt, gehen wir dazu über, die beiden Hauptwerke Tschudi's, die sogenannte **Gallia comata** und das **Chronicon**, einer genaueren Betrachtung zu unterwerfen. Es geschieht dieß vorzüglich deßhalb, damit dem Leser ein selbstständiges und gründliches Urtheil über Tschudi's Geschichtschreibung möglich gemacht werde. — Der ursprüngliche Titel der **Gallia comata** [38]) lautete nach des Verfassers eigener Angabe: „Beschreibung von dem Ursprung, Landmarchen, alten Namen und Mutterſprachen **Galliae comatae**, geschrieben durch Egidius Tschudi." Die Geschmacklosigkeit des Herausgebers hat diesen Titel so ausgedehnt, daß derselbe jetzt beinahe eine ganze Folioseite einnimmt. Die **Gallia comata**, wie sie uns durch den Druck bekannt geworden, ist keineswegs ein vollständig ausgearbeitetes Werk; denn im April 1570 schrieb Tschudi an Simler, er gedenke dasselbe erst noch recht umzuarbeiten und zu emendiren. Simler machte hierauf seinem Freunde den Vorschlag, er wolle die **Gallia comata** in's La-

38) Gallia comata hat diesen Namen von der Sitte seiner Bewohner, die Haare nicht abzuschneiden, während die Völkerschaften Cisalpiniens nach Römersitte die Haare schoren.

teinische übersetzen, und diese Uebersetzung sollte dann mit dem deutschen Original zugleich erscheinen. Tschudi willigte ein und schickte zu Anfang Februar 1572 — also wenige Wochen vor seinem Tode — die **Gallia comata** an Simler, damit er dieselbe in's Latein transferiren und in rhetorische Form bringen könnte. „Das Buch", heißt es in dem betreffenden Briefe, „wellend Ir niemand vertruwen, Herrn Bullingerum mögend Ir vergunnen ze lesen, doch das nit witer bracht werde." Tschudi befürchtete vielleicht, es könnte sich ein zweiter Sebastian Münster finden, welchem es einfallen möchte, sein Werk unbefugt zu veröffentlichen. Als Tschudi bald nachher starb, wurde Simler von dessen Verwandten aufgefordert, das Manuscript zurückzugeben. Simler kam dieser Aufforderung nach und bat zugleich die Erben Tschudi's, es möchte ihm gestattet sein, die Chronik seines Freundes fortzusetzen und in der Folge zu veröffentlichen. Das würde nicht allein dem Verstorbenen und dessen Anverwandten zur Ehre gereichen, sondern auch den Ruhm des Vaterlandes erhöhen. Aus engherzigem Unverstand konnten sich die Erben Tschudi's nicht dazu verstehen, Simler's Bitte zu gewähren. — Obgleich es Tschudi nicht vergönnt war, seine Beschreibung Galliens zu vollenden und in allen Theilen ausgearbeitet zu veröffentlichen, so ist dieselbe dessenungeachtet neben dem **Chronicon** das schönste Denkmal von des Verfassers rastlosem Fleiß und staunenswerther Gelehrsamkeit. Die **Gallia comata** beruht auf so immensen Studien, wie sie wohl in unseren Tagen zur Abfassung eines Geschichtswerkes selten oder gar nicht mehr gemacht werden. Während 40 Jahren war Tschudi nur damit beschäftigt, die Materialien zu sammeln, wobei er ursprünglich bloß die Absicht hatte, seine erste Jugendarbeit, die alpische Rhätia, umzuarbeiten und dereinst durch den Druck zu ver-

öffentlichen. So entstand allmählig die **Gallia comata**, welche zugleich der Chronik, die erst mit dem Jahr 1000 n. Chr. beginnt, als Einleitung dienen sollte. Tschudi's Werk ist aber nicht allein eine hervorragende Erscheinung in der Geschichts-Literatur des 16. Jahrhunderts, auch noch für unsere Zeit ist dasselbe von Bedeutung, weil sehr angesehene Geschichtskenner und Alterthumsforscher mit erneutem Eifer denjenigen Gegenständen ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben, welche schon von Tschudi besonders gründlich und ausführlich behandelt worden sind. Eine unbefangene und getreue Zusammenstellung des von Tschudi Ueberlieferten mit den Resultaten der modernen Kritik und Geschichtsforschung dürfte aus verschiedenen Gründen von Interesse sein. Die Autorität des großen Geschichtschreibers ist in unseren Tagen durch sehr sorgfältige Untersuchungen erschüttert worden, weßhalb es vollkommen gerechtfertigt sein dürfte, wenn der Verfasser dieser Biographie, auf den Inhalt der **Gallia comata** näher eintretend, sich bemüht hat, jene Angriffe gegen Tschudi's Autorität einer gründlichen Kritik zu unterwerfen.

Die Beschreibung Galliens, wie dieselbe im Jahr 1758 durch Joh. Jak. Gallati durch den Druck veröffentlicht wurde, besteht aus zwei Büchern, von denen das erste die eigentliche **Gallia comata** enthält, d. h. eine topographisch-historische Darstellung des alten Galliens im weitesten Sinne dieses Wortes. Der Titel des ganzen Werkes ist jedoch nicht einmal für den ersten Theil desselben ganz passend, insofern die zunächst an Gallien grenzenden und von germanischen Völkerschaften bewohnten Länder ebenfalls in die Beschreibung aufgenommen sind. In den einleitenden Kapiteln bespricht Tschudi die geographische Lage des alten Galliens, und theilt über den Ursprung seiner Bewohner alles dasjenige mit, was in den

Werken älterer und neuerer Geschichtschreiber darüber enthalten ist. Dann beschreibt er die Grenzen des Landes und die Provinzialeintheilung durch die Römer. **Gallia comata** oder **transalpina** war nämlich seit Tiberius in vier große Provinzen getheilt: **Gallia braccata** oder **Narbonensis, Aquitania, Celtica** (das eigentliche Gallien) und **Belgica.** Dann zählt Tschudi die einzelnen Distrikte auf, in welche jede dieser Provinzen zerfiel, und gibt eine topographische Beschreibung des ganzen Landes. Schon in seiner alpischen Rhätia hatte Tschudi vorzüglich durch die Sprache nachzuweisen versucht, daß die alten Gallier als stammverwandt mit den Germanen zu betrachten seien. Tschudi glaubte nämlich, daß die französische Sprache aus der deutschen verdorben sei, und daß die Kelten ursprünglich deutsch gesprochen, auch einen großen Theil des westlichen Deutschlands inne gehabt hätten. Obgleich das Letztere richtig und historisch beglaubigt ist, so irrte Tschudi dennoch, wenn er die Gallier für ursprüngliche Germanen oder auch nur für Stammverwandte derselben hielt. Beide Völker gehören zwar einem und demselben Völkerzweige an, und beide sind aus dem Westen Asiens in ihre nachherigen Wohnsitze eingewandert. Die später nachrückenden Germanen dehnten ihre Wohnsitze allmählig über einen großen Theil des gallischen Gebietes aus und drängten Jene über den Rhein zurück. Ihren Namen erhielten die Germanen von den Kelten, und es bedeutet derselbe ursprünglich „Schreier." In Sprache und Sitten waren beide Völker durchaus verschieden, wie dieß die neuesten Forschungen hinlänglich bewiesen haben. Doch ist die Untersuchung über das Verhältniß beider Völker, über ihre Herkunft u. s. w. noch keineswegs beendigt, und die Ansichten der verschiedenen Geschichtsforscher widersprechen sich auch jetzt noch in den wichtigsten Punkten. Tschudi kam von

seiner früher aufgestellten Ansicht insofern zurück, als er es in der **Gallia comata** unentschieden läßt, wer und von welchem Stamme die alten Kelten gewesen. Tschudi schließt seine Beschreibung Galliens mit der Bemerkung: „Bishar hab ich erzelt die alten Namen der Völckeren, Städten und Flüssen der gantzen **Gallia**, dero Meldung in den eltisten Geschichtsschriberen geschicht; sonst vil herrlicher Stetten, dero die Alten nicht gedenken, hab ich ungemeldt gelassen, dann dieselben sonst bekannt. Diewil ich die Land nit selbs durchwandlet, hab ich vil alter verwildter Namen us **conjectura** ingesetzt, deshalb Jeder, so der Landen kund, dieselbige besseren und emendiren mag nach sinem Bedunken." — Nach der Beschreibung Galliens behandelt Tschudi mit besonderer Ausführlichkeit die historischen und geographischen Alterthümer Helvetiens, welches anfänglich zu dem keltischen Gallien, hernach unter den Kaisern zu dem belgischen gerechnet, mit dem Land der Sequaner eine besondere Provinz ausmachte. Das Wallis mit der zunächst liegenden Gegend südlich am Genfersee bildete eine eigene Provinz, anfangs von dem Statthalter Rhätiens verwaltet, ohne jedoch zu Rhätien zu gehören. Genf und dessen Umgegend wurde zur Provinz (**Province**) gerechnet. Seiner Beschreibung legt Tschudi die sogenannte Gaueintheilung zu Grunde, nach welcher Helvetien vier Landschaften oder Gaue in sich begriff, nämlich den **pagus Tigurinus** oder Thurgau, den **pagus Verbigenus** (Aargau), den **pagus Aventicensis** und den **pagus Antuatium** (die Waadt mit den angrenzenden Gegenden). Schon vor der Römerherrschaft war Helvetien in vier Gaue eingetheilt, von welchen Cäsar drei mit Namen anführt. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters vermehrten sich die Gaue; doch hatte diese Eintheilung mehr eine lokale als eine allgemein-offizielle Bedeutung. Dieß geht auch

aus Tschudi's Werk hervor, welcher über die Ausdehnung und die Grenzen der einzelnen Gaue keineswegs im Klaren ist. Jene Eintheilung dient ihm vorzüglich dazu, die Menge des Stoffes auszuscheiden und nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen. Unter Helvetien versteht Tschudi nicht bloß das keltische Helvetien unter der Römerherrschaft, sondern dieser Begriff ist für ihn nicht räumlich, wohl aber der Zeit nach ein sehr allgemeiner, und seine Beschreibung beschränkt sich durchaus nicht auf die keltisch-römische Periode, für welche der Name Helvetien Geltung hat. Tschudi nimmt mit Unrecht an, daß die römische Landeseintheilung auch noch in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters ihre Geltung gehabt, und seine Beschreibung Helvetiens entspricht auch deßhalb keineswegs diesem Namen, der einzig und allein für die Zeit der Römerherrschaft seine Geltung hat. Tschudi hatte die Beschreibung Helvetiens ursprünglich als ein selbstständiges Werk ausarbeiten wollen, welches die Alterthümer Helvetiens und dessen Geschichte bis zum Jahr 1000 n. Chr. enthalten sollte. Dieser Abschnitt bildet also gewissermaßen die Einleitung zu dem **Chronicon**, welches, wie bereits gesagt worden ist, erst mit dem Jahr 1000 n. Chr. beginnt. Tschudi behandelt in diesem Theil der **Gallia comata** nicht bloß die Geschichte und die Alterthümer des römischen Helvetiens, sondern er spricht sich auch weitläufig aus über die Einwanderung der deutschen Stämme und die Herkunft der alten Eidgenossen. Dieser Theil der Schrift ist auch noch für unsere Zeit von großem Interesse, vorzüglich aus dem Grunde, weil Tschudi's Darstellung von den ältesten Zuständen unseres Vaterlandes beinahe von allen späteren Geschichtschreibern, auch von Johannes Müller, benutzt wurde. Ueberdieß theilt Tschudi nicht bloß aus älteren Historikern und Geographen eine Menge von Nach-

richten mit, welche er während einer langen Reihe von Jahren gesammelt hatte, sondern er gibt auch die Resultate seiner eigenen Studien. Die kritische Geschichtsforschung unserer Tage hat sich neuerdings mit besonderer Vorliebe auf die Gegenstände geworfen, welche schon von Tschudi ausführlich behandelt worden sind. Es dürfte deßhalb nicht ohne Interesse sein, die Resultate der neuesten Forschungen mit der Ueberlieferung Tschudi's zusammenzustellen. — Schon bei der allgemeinen Beurtheilung von dessen historischem Standpunkt wurde angedeutet, daß unser Geschichtschreiber seinen Quellen gegenüber sich so ziemlich gläubig verhalten hat, obgleich derselbe sehr bemüht war, seinen Arbeiten eine kritische Grundlage zu geben, indem er mit erstaunlichem Fleiß alle erreichbaren Quellen benutzte. Die Beschreibung Galliens und Helvetiens ist in dieser Beziehung geradezu ein Meisterwerk, eine wahre Fundgrube von allerlei Nachrichten und Ueberlieferungen, welche Tschudi aus einer unendlichen Anzahl von Schriftstellern gesammelt hat. Die zweite Hälfte des ersten Buches, die Beschreibung Helvetiens enthaltend, bestätigt im Einzelnen, was wir im Allgemeinen von der **Gallia comata** überhaupt bemerkt haben. Weil Tschudi den alten Ueberlieferungen gegenüber sich ziemlich gläubig verhielt und bemüht war, möglichst viele Nachrichten zu sammeln, so ist es sehr begreiflich, wenn seine Beschreibung Helvetiens nicht allein eine Menge von Sagen, sondern auch offenbare Irrthümer enthält. Schon aus dem Früheren ist unseren Lesern bekannt, daß Tschudi den Fabeln über die Gründung der Stadt Zürich, wie sie in den mittelalterlichen Chroniken enthalten sind, nur deßwegen in seiner **Gallia comata** einen Platz einräumte, um nicht gegen die allgemein gültige Ansicht in gefährliche Opposition zu treten. Der Erzählung von den früheren Schicksalen der Stadt Zürich

fügt Tschudi ein Verzeichniß der Rathsrotten bei, welches die Namen der einzelnen Rathsglieder enthält, die je 12 zusammen während vier Monaten das Regiment über die Bürgerschaft führten. Das Verzeichniß beginnt mit dem Jahr 1111 und endet mit dem Jahr 1315. Es sind aber bedeutende Lücken darin, und für viele Jahre gar keine Rathsglieder angegeben. Tschudi hatte dieß Verzeichniß nebst anderen Urkunden, die Zürcherische Geschichte betreffend, von Simler erhalten, welchem dieselben aus der Bibliothek der Chorherren zur Benutzung für seinen Freund mitgetheilt wurden. Mit gutem Glauben hat Tschudi jenes Verzeichniß in seine Beschreibung aufgenommen, obgleich dasselbe wenigstens theilweise erdichtet ist, insofern während des 12. Jahrhunderts noch gar kein Rath in Zürich existirt hat. Dergleichen Irrthümer finden sich in der **Gallia comata**, vorzüglich aber in der Beschreibung Helvetiens, noch manche; doch wird eine vernünftige Kritik Tschudi deßhalb keinen Vorwurf machen. Jene Irrthümer sind bisweilen sehr begreiflich; denn nicht alle Nachrichten, die Tschudi überliefert, sind von ihm selbst, sondern sehr oft von Freunden desselben mitgetheilt. Daher muß man dasjenige, was er selbst untersucht hat und als das Resultat eigener Studien gibt, genau von demjenigen trennen, was er durch bloße Tradition oder durch Mittheilung anderer Schriftsteller in sein Werk aufgenommen hat. Manche Ueberlieferung theilt Tschudi mit, ohne sie geradezu als Fabel zu bezeichnen, einzig und allein aus dem Grunde, weil er über eine einzelne Begebenheit die Angaben möglichst vieler Quellenschriftsteller zusammenstellen wollte, indem er sich selbst und dem Leser die Auswahl der besser beglaubigten Nachrichten vorbehält. Dieß ist unter Anderem auch der Fall in der Beschreibung Helvetiens, vorzüglich in den Abschnitten, in welchen sich Tschudi

über die ältesten Zustände der Waldstätte und über die Einwanderung der deutschen Stämme ausspricht. Im 16. Jahrhundert wurde die Frage von der Herkunft der alten Eidgenossen nicht minder eifrig besprochen als in unserer Zeit. Gerade damals, als Tschudi die **Gallia comata** oder die Alterthümer der Gallier, Helvetier und Rhätier beschrieb, wurde diese Erörterung von ihm und Anderen mit dem größten Eifer geführt. Um die Ueberlieferung der Chronisten des 16. Jahrhunderts richtig zu beurtheilen, dürfen wir jedoch nicht außer Acht lassen, daß dieselben ihre Werke schrieben unter dem Einfluß des stolzen Bewußtseins der Freiheit, welche die Eidgenossen während 200 Jahren erkämpft und behauptet hatten. Daß die Waldstätte einst mit vollem Rechte die Anmaßungen Oesterreichs zurückgewiesen, daran konnte man um so weniger zweifeln, weil Oesterreich selbst die Freiheit der Eigenossenschaft zu wiederholen Malen durch urkundliche Verträge anerkannt hatte. Die Sage, daß die Bewohner der Länder von einem freien aus dem Norden eingewanderten Volke abstammen, fand aber in den Urkantonen um so eher Glauben, weil dadurch die mit dem Schwert errungene und behauptete Unabhängigkeit gewissermaßen legitimirt wurde. Dieser Volksglaube fand durch die Chronisten seine äußere Bestätigung, wenn gleich dieselben in ihren Ueberlieferungen sehr von einander abweichen. Ueber diese Herleitung der Bewohner der Waldstätte von einem freien aus dem Norden eingewanderten Volksstamm bemerkt ein neuerer Geschichtsforscher sehr treffend: „Es ist ein charakteristisches Merkmal jeder unkritischen Geschichtschreibung, Zustände der Gegenwart bis in die früheste Vergangenheit zurück zu versetzen; auch ist es der menschlichen Natur eigen, Freiheit, Macht und Glück der Einzelnen wie der Völker als von je her bestanden darzustellen, um durch das Ehrwür-

dige einer unvordenklichen Dauer ihren Glanz zu erhöhen“ [39]). Tschudi's Ansicht über die älteste Bevölkerung der drei Länder beruht auf der Ueberlieferung der Chroniken und der Volkssage. Er glaubte nämlich, daß die Waldstätte schon vor Cäsar durch deutsche Stämme bevölkert worden, und daß nicht bloß die Urbewohner der Alpen, sondern auch diejenigen Galliens und Oberitaliens Germanen gewesen seien, eine Ansicht, welche unter den Geschichtsforschern und Geographen des sechszehnten Jahrhunderts allgemein verbreitet war. Als die ältesten Bewohner des Landes Uri nennt Tschudi die Taurisker, von welchen er sagt: „Sie heißen Stiervölker, zu Latein **Taurisci**, von ihrer Mannheit wegen, daß sie wie die wilden Stiere in den Streit gezogen sind und grimmiglich gestritten haben, wie auch die Urner zu allen Zeiten bewiesen, und führt Uri deßwegen einen wilden Urstier im Wappen, auch Livinen, und seind die **Taurisci** die ersten Helvetier gewesen, die aufgebrochen auf Anreizung Helichons, und habend die Steiermark, Lepontier- und Salasserland erobert; denn alle diese Völker sind Taurisker geworden, und haben sie alle deutsch gemacht, und daher sind alle Vesten in Rhätien deutsch, und daher auch die Gemeinden **Ornavasco, Presmello, Pomat** in Italien annoch deutsch geblieben.“ Die Bewohner von Schwyz, Unterwalden und Hasli leitet Tschudi von den Cimbern ab, welche um das Jahr 100 v. Chr. aus Skandinavien und Friesland an den Oberrhein gezogen und sich in Helvetien niedergelassen hätten. Diese Sage von einer nordischen Einwanderung war allmählig so innig mit dem Volksbewußtsein verwachsen, daß dieselbe, freilich mit mannichfaltigen Variationen, in die Landeschroniken überging. Auch die Poesie be-

---

39) J. J. Blumer im 3. Band des Archivs für Schweizergeschichte.

mächtigte sich derselben, und wir dürfen wohl annehmen, daß das bekannte Ostfriesenlied nicht das einzige dichterische Erzeugniß gewesen, durch welches die Einwanderung der Bewohner in den Waldstätten und in Oberhasli besungen wurde. Noch Johannes Müller fand sich nicht veranlaßt, jene Sage zu bezweifeln, welche von so vielen Chronisten erzählt wird und sogar in die Landurbarien übergegangen ist. Die meisten Züge in seiner Darstellung hat Müller aus Tschudi entlehnt, welcher in der **Gallia comata** eine Menge von Nachrichten über jene Einwanderung aus verschiedenen Chronisten zusammengestellt hat. Die neuesten Untersuchungen haben Tschudi's und Müller's Ansicht zu widerlegen und nachzuweisen versucht, daß eine solche Einwanderung aus dem Norden niemals stattgefunden habe. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß Tschudi's Darstellung eine Menge von offenbaren Irrthümern und Fabeln enthält, so dürfte dessenungeachtet bei einer nochmaligen Prüfung der Frage die Annahme von einer nordischen Einwanderung große Wahrscheinlichkeit gewinnen.

Die älteste Chronik, welche von jener Wanderung berichtet, ist um das Jahr 1414 von Joh. Püntiner aus Uri verfaßt. Leider ist dieselbe im Jahr 1799 bei dem Brand von Altorf zu Grunde gegangen, und nur spärliche Fragmente und Auszüge sind durch die späteren Geschichtschreiber der drei Länder erhalten worden. Die meisten Chronisten aus dem 15. und 16. Jahrhundert haben Püntiner's Chronik benutzt und aus ihr geschöpft, ohne den Verfasser zu nennen. Auch Tschudi muß dieselbe gekannt haben, weil ihm nach seiner eigenen Ueberlieferung alle öffentlichen und Privatsammlungen in Uri zu Gebote standen, welche er denn auch für seine historischen Arbeiten fleißig benutzte. Mehrmals ging er selbst nach Uri, um daselbst (namentlich für das Chronikon) Materialien zu

sammeln. Die Chronik von Püntiner konnte Tschudi um so leichter erhalten, weil er selbst durch seine dritte Gattin mit den Nachkommen jenes Geschichtschreibers verwandt war. Püntiner führte den Ursprung der alten freien Geschlechter seines Landes zurück auf den Gothenkönig Alarich und seine Großen, und denjenigen der freien Urner auf die freien gothischen Krieger. Alarich hilft dem Kaiser Theodosius und dem Papst Rom erobern, eine Sage, die von der Geschichte nicht bestätigt wird. Bei dieser Eroberung hätten die freien Gothen, d. h. die späteren Bewohner der Waldstätte, mitgeholfen und vom Papst schöne Panner erhalten. Dann erzählt Püntiner weiter: „Dieses ist nicht ihr einziger Römerzug gewesen; denn als zu Zeiten Papst Gregor's (829) die Sarazenen Rom bedrohten, zogen die Bewohner der Länder wieder dem Papst zu Hülfe, wofür sie von ihm hochgeehrt wurden und die Erlaubniß erhielten, ihre Pfarrer nach Wohlgefallen zu bestellen und zu beurtheilen." Schmid, der Geschichtschreiber von Uri, erzählt: „Es thut der große Püntiner noch mehrerer Züge der Urner Meldung, als gegen die Hunnen, wider die Vandalen Gilimer und Genserich, auch im Jahr 730 mit Karl Martell gegen die Sarazenen zwischen Marseille und Arles, wo sie ihre Harsthörner verdient haben sollen, im Jahr 777 mit Karl dem Großen gegen die Longobarden, 839 mit Kaiser Ludwig, 843 gegen die Sarazenen, 928 gegen die Vandalen u. s. w. Eine andere Ableitung der Bewohner in den Waldstätten findet sich in der Chronik von Etterlin (1507), welcher erzählt, daß ostgothische Edle mit ihrem Gefolge nach Uri gekommen und das vorher unbewohnte Land angebaut hätten. Etterlin sagt nämlich: „Ich habe gefunden in einer gar alten Historien von einem ehrenden Geschlechte, das man nennt Göthen oder Hünen, die vor viel Jahren über Meer gekommen, furchtbar, streitbar Volk.

Die haben Rom und Italien eingenommen, auch Straßburg und Paris, und alle Lande geplündert. Ueber sie waren Könige Attila, Ottokar, Dietrich, und hat sie Kaiser Justiniarius wieder vertrieben; und wie sie flohen über alle Wege, sind sie auch kommen in's Gebirg, und etliche hohe Adelige auch nach Uri." Diese von Etterlin überlieferte Erzählung hat auch Tschudi in seine **Gallia comata** aufgenommen, indem er, wie schon mehrmals bemerkt wurde, bemüht war, möglichst viele Angaben der älteren Chronisten zusammenzustellen. — Nach einer anderen Ueberlieferung sind die Bewohner der Länder die Nachkömmlinge einer Schaar Friesen und Schweden, welche zur Zeit der Völkerwanderung nach Helvetien gekommen und sich in der Gegend um den Vierwaldstättersee angesiedelt haben sollen. Der Hauptvertreter dieser Ansicht ist der Landschreiber Fründ von Schwyz, welcher im Jahr 1440 eine Schrift über das Herkommen der alten Schwyzer verfaßte. Burkhard in seiner Abhandlung über die erste Bevölkerung der Alpen bezeichnet die Arbeit von Fründ als eine Parteischrift, welche den Zweck gehabt, das Volk der Schwyzer in den Augen seiner Bundesgenossen gegen die Vorwürfe, die ihm von seinen Feinden gemacht wurden, als ob es bloß ein rebellisches ungeschlachtes Bauernvolk sei, zu vertheidigen und nachzuweisen, daß dasselbe von alten Zeiten her frei und von berühmtem Ursprung gewesen [40]). In der **Gallia comata** gibt Tschudi einen Auszug aus Fründ's Schrift, welche längst verloren gegangen ist. Bei Fründ hat die Sage einen weit individuelleren Charakter als bei allen anderen Chronisten, welche dieselbe erzählen. Fründ ist deßhalb eine Hauptquelle für viele spätere Geschichtschreiber geworden, welche seine Ueberlieferung, freilich

---

40) Archiv für Schweizergeschichte, Bd. IV.

mit mancherlei Abweichungen, in ihre Darstellung aufgenommen haben. Ueber die Herkunft der alten Schwyzer erzählt Fründ Folgendes: „Zu der Zeit König Gisbertus von Schweden und Graf Christoph von Friesland trat im Norden eine so große Hungersnoth ein, daß die Gemeinde beschloß, je der zehnte Mann müsse mit Weib und Kind das Land verlassen. 6000 Schweden und 1200 Friesen zogen aus, nachdem sie zuvor einen Bund geschlossen, einander nie zu verlassen. In drei Haufen unter Anführung von Suiterus, Rumof und Wladislaus zogen sie durch viele Länder bis an den Rhein. Darauf zogen sie immer weiter bis in die Gegend Brochenburg, wo jetzt Schwyz liegt. Die Grafen von Habsburg gaben ihnen die Erlaubniß, sich hier niederzulassen. Als die Volksmenge zugenommen, vertheilten sie das Land unter sich. Suiterus und sein Bruder Scheyo erhielten Schwyz und Uri bis an das lombardische Gebirge. Als sie über den Namen, den das Land erhalten sollte, in Streit geriethen, tödtete Suiterus den Scheyo, und nach Jenem wurde nun das Land Suiz genannt. Darauf standen diese Leute mit Radagais und Alarich, den gothischen Königen, dem Papst und dem römischen Kaiser bei, und verrichteten noch viele glorreiche Thaten." — Im Gegensatz zu Fründ nimmt Tschudi an, daß die Bewohner der Länder von den Cimbern abstammen, und er macht Jenem heftige Vorwürfe, daß er die Einwanderung um fünf Jahrhunderte später angesetzt. Auch tadelt er ihn, weil seine Schrift eine Menge von Fabeln und unwahrscheinlichen Geschichten enthalte, die er offenbar selbst erdichtet habe. Ueber diese Einwanderung aus dem Norden schrieb Tschudi im Jahr 1568 an Simler: „Diewil die Switer von iren Urältern alweg die Sag erhalten, das die ersten Inwoner in diesen Landen us Schweden und Ostfriesen gewesen, und sölche stät

beharrte Sag one Zwifel nit vergeblich erſtanden, ſonders etwas Anſechens bringt, hat mich beducht, nit beſſere Conjektur ſölichs Urſprungs der Switern ſin mögen, dann die Cimbriſchen Krieg, diwil diſelben von thüri und waſſerpäſſinen wegen von land müſſen in Helvetiam kommen, und dieſelben ire Mitreiſer worden, welche ding ein fabeldichter (Fründ), ſo innert 100 Jaren der Switern harkommen beſchriben, gar verfalſcht. Was derſelb Märſager witer irer **gesta** ſchribt, und ouch mit lugen vermengt, wurd ich, ſo mir wil und zit gevolgt, ouch **ex conjecturis** reinigen." Tſchudi hielt Wort, denn in dem beſprochenen Abſchnitt der **Gallia comata** wird Fründ, wie bereits bemerkt, heftig getadelt und das Unhiſtoriſche in ſeiner Darſtellung nachgewieſen. Es iſt nothwendig darauf hinzudeuten, daß Tſchudi allerdings an eine nordiſche Einwanderung glaubt, weil die Sage davon ſeit Jahrhunderten überliefert worden. Doch will er ſeine eigene Anſchauung darüber als bloße Konjektur betrachtet wiſſen. Wie verhält ſich die moderne Kritik zu der von Tſchudi ausgeſprochenen und bis auf die neueſte Zeit allgemein gültigen Anſicht?

Burkhard hat in der bereits angeführten Abhandlung über die erſte Bevölkerung des Alpengebirgs nachzuweiſen verſucht, daß die Sage von einer nordiſchen Einwanderung eine bloße Fiktion mittelalterlicher Chroniſten geweſen. Durch Abſchreiben aus einer Chronik in die andere ſei jene Ueberlieferung auch in die Landurbare, in Lieder und Volkserzählungen übergegangen, bis ſie allmälig von allen Klaſſen des Volkes als unumſtößliche Geſchichte geglaubt wurde. Durch die Schriften eines Püntiner und Fründ ſei jene Erzählung dem Volke beigebracht und von dieſem wieder auf ſeine Weiſe vervielfältigt worden. Das Hauptargument, vermittelſt deſſen Burkhard ſeine Anſicht zu begründen ſucht, beſteht darin, daß er nach-

weist, wie die drei Länder erst sehr spät bevölkert worden seien. Darum könne von einer Ansiedlung, welche über die Zeiten der Völkerwanderung hinaufreiche, gar keine Rede sein. Am allerwenigsten lasse sich Tschudis Ansicht rechtfertigen, welcher die Urkantone, um seinem Landrecht daselbst Genüge zu leisten, mit den berühmten Tauriskern und Cimbern" bevölkere. — Daß die drei Länder, auch Hasli und die zunächstliegenden Gegenden verhältnißmäßig sehr spät, und lang nach der Völkerwanderung angebaut worden, unterliegt keinem Zweifel. Während Jahrhunderten war die Gegend um den Vierwaldstättersee unbewohnt und mit dichter Waldung bedeckt; von Einwohnern findet sich auch nicht die geringste Spur. Aus einer Urkunde des Jahres 880 geht hervor, daß damals von Zürich bis an den Vierwaldstättersee nichts als Einöde war. In einer andern Urkunde vom Jahr 1036 wird die Gegend von Unterwalden die Wildniß am großen See (**silva ad lacum magnum**) genannt. Auch aus der Winkelriedssage geht hervor, daß Unterwalden im eilften Jahrhundert zum guten Theil mit Wald bedeckt war. Mit Recht behauptet also Burkhard, daß erst im zwölften Jahrhundert von einer wirklichen Völkerschaft in den drei Ländern gesprochen werden könne, als sie endlich zahlreich genug war, um sich selbst zu fühlen und nach Unabhängigkeit zu streben. Wird aber durch den Nachweis, daß die Bevölkerung der Urkantone von verhältnißmäßig spätem Ursprung sei, die Ansicht von einer nordischen Einwanderung widerlegt? Keineswegs! Die ersten Ansiedler, welche vom neunten Jahrhundert an die unwirthbare Gegend um den Vierwaldstättersee bevölkerten, waren Allemannen, welche aus den ebneren Theilen Helvetiens allmälig in die Alpenthäler vorrückten und dieselben für die Kultur gewannen. Diese Allemannen sind aber nichts Anderes,

als eine Anzahl deutscher Volksstämme, welche aus dem Norden heranziehend zuerst die Rhein- und Maingegenden besetzten, später nach Schwaben und über den Rhein bis nach Helvetien vorrückten. Zu Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christo erschienen jene Völkerschaften zum ersten Mal unter dem gemeinschaftlichen Namen der Allemannen an den Grenzen des römischen Reiches. Halten wir daran fest, so erklärt sich die Sage von einer nordischen Einwanderung auf sehr natürliche Weise. Aus dem Norden herkommend bewahrten die allemannischen Stämme die dunkle Erinnerung an ihre alte Heimat, und wir dürfen daran keinen Anstoß nehmen, wenn die Sage selbst die buntesten Variationen durchgemacht und mit der Zeit sich mannigfaltig verändert hat. Nur auf das Faktum, auf den historischen Kern kömmt es hier an, die offenbaren Irrthümer und Fabeln, welche die alte Sage ausgeschmückt und entstellt haben, können wir gleichgültig übergehen. Von diesem Standpunkte aus werden auch jene Kriegszüge, welche die Bewohner der drei Länder mit verschiedenen Kaisern und Königen nach Italien und gegen die Sarazenen unternommen haben sollen, keineswegs als die Erfindung späterer Chronisten, sondern als ächte alte Ueberlieferung erscheinen. Damit ist aber nicht gesagt, daß alle jene Züge wirklich stattgefunden haben, auch nicht daß die Bewohner der drei Länder mit den fränkischen Königen nach Italien und gegen die Sarazenen gezogen seien. Damals gab es in den Urkantonen, wie bereis nachgewiesen wurde, noch gar keine Bevölkerung; wohl aber waren die Allemannen in Helvetien und Schwaben den fränkischen Herrschern zum Heerbann verpflichtet, nachdem ihre Selbstständigkeit schon unter Chlodwig wenigstens theilweise verloren gegangen war. So erhält die Nachricht Püntiners, daß die Vorfahren der Eidgenossen mit

Karl Martell gegen die Sarazenen, mit Karl dem Großen gegen die Langobarden gezogen, ihre Erklärung und ihre historische Bestätigung. Daraus dürfte aber auch hervorgehen, daß die moderne Kritik die Ueberlieferung der alten Chronisten zu leichtfertig als Erdichtung und Fabel bezeichnet hat. Burkhard behauptet in seiner schon mehrmals angeführten Abhandlung, daß Püntiner der Erste gewesen, welcher die Sage von einer nordischen Einwanderung hervorgerufen, daß dieselbe dann vorzüglich durch Fründs Schrift allgemein verbreitet und geglaubt worden sei. Die Schrift von Fründ wurde aber nie gedruckt, und die Sage, wie sie durch Etterlin überliefert worden, stimmt mit der Darstellung bei Püntiner und Fründ nicht überein. Also muß Jener aus älteren Quellen geschöpft haben. Woher stammt ferner die gleiche Sage, welche unter den deutschen Gemeinden Oberitaliens bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat? Wir dürfen wohl nicht annehmen, daß denselben die Schriften von Püntiner und Fründ je bekannt gewesen. Gewiß beruht also die Ansicht, daß die drei Länder durch nordische Völkerschaften angebaut worden seien, auf alter ächter Volkssage, und eine gesunde historische Kritik wird daran keinen Anstoß nehmen, wenn die Sage im Lauf der Jahrhunderte durch offenbare Irrthümer und Mährchen entstellt worden ist. — Der Verfasser glaubte auf diesen Gegenstand gerade deßwegen näher eintreten zu müssen, weil auch Tschudi, von dessen Geschichtschreibung hier zunächst die Rede ist, jene Sage besonders ausführlich behandelt hat, indem er in der **Gallia comata** nicht bloß seine eigene Ansicht darüber mitgetheilt, sondern zugleich auch die Nachrichten seiner Vorgänger zusammengestellt hat. So ist durch Tschudi auch der Inhalt der verloren gegangenen Schrift des Landschreibers Fründ theilweise erhalten worden. Die Untersuchungen über die nordische

Einwanderung sind nach des Verfassers Ansicht noch nicht zu Ende geführt. Gewiß ist es möglich, zu einem bestimmten Resultat zu gelangen; allein hiezu bedarf es sehr ausgedehnter und gründlicher Forschungen.

Nachdem Tschudi die Alterthümer Helvetiens und besonders ausführlich die Einwanderung deutscher Stämme beschrieben hat, geht er in den zwei letzten Abschnitten des ersten Buches der **Gallia comata** dazu über, Raurazien und Vindelizien zu schildern, so daß also, wie bereits angedeutet wurde, der Titel des ganzen Werkes dem Inhalt desselben keineswegs entspricht. Der zweite Theil der **Gallia comata** beginnt mit der umgearbeiteten Beschreibung des alten Rhätiens. Diesem Abschnitt schickt Tschudi einen Vorbericht voraus, betitelt: „Entschuldigung des Büchlins von der waren uralten Rhätia under minem Namen vor 33 Jaren namlich **anno Domino** 1538 on min Wüssen in Truck usgangen." Diese Einleitung erscheint in dem Inhaltsverzeichniß der gedruckten Ausgabe unter dem Titel: „Ein zu diesem Theil nöthiger Vorbericht und Entschuldigung des alten **Authoris** selbsten, woraus die edle Gedenks-Arth, große Fähigkeit und angebohrne Eigenschafften dieses redlichen Cavalliers sattsam entnommen werden können, weßwegen auch hier die eigneste von **Aegidio** gebrauchte alte **Orthographe** buchstäblich beibehalten wird." — In der Einleitung, welche einen interessanten Beitrag zu Tschudis Charakteristik bildet, erzählt derselbe die Druckgeschichte seiner alpischen Rhätia, die im Früheren mitgetheilt wurde. Diese umgearbeitete Beschreibung Rhätiens, welche den größten Theil von dem zweiten Buche der **Gallia comata** einnimmt, ist jedenfalls das Vorzüglichste in dem ganzen Werk. Tschudi hatte diesen Theil seiner Schrift zuerst umgearbeitet und vollendet, ehe er sich an die Ausarbeitung der übrigen Abschnitte machte, welche

deßhalb auch nicht die gleiche Vollendung und Ausführlichkeit erlangt haben. Während die Beschreibung von Gallien und Helvetien eher eine encyklopädische Sammlung genannt werden kann, welche wie ein historisch-geographisches Lexikon nicht nach einheitlichen Gesichtspunkten geordnet ist, bildet dagegen die umgearbeitete Darstellung von Rhätiens Alterthümern und Geschichte ein Ganzes, welches sich gerade deßhalb recht angenehm liest. Mehr als 30 Jahre lang hatte Tschudi mit beispiellosem Fleiße die Materialien gesammelt, und so wurde es ihm möglich, seine Erstlingsarbeit dermaßen zu vervollkommnen, daß diese Umarbeitung ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes Werk genannt zu werden verdient. Freilich wird die moderne Geschichtsforschung auch in dieser Arbeit mancherlei Irrthümer nachweisen können, allein wir dürfen nie vergessen, daß unsere Zeit derjenigen Tschudis um drei Jahrhunderte vorgeschritten ist. Noch jetzt wird ein Jeder, welcher sich für Rhätiens Geschichte und Alterthümer interessirt, in Tschudis Werk am meisten Belehrung finden. In den ersten Abschnitten seiner Beschreibung Rhätiens bestimmt Tschudi die Grenzen dieses Landes, eine Untersuchung, die um so schwieriger sein mußte, weil in den Schriften der Alten eine Menge von Alpenvölkern unter dem Gesammtnamen der Rhätier erscheinen, von denen es ungewiß ist, ob sie wirklich diesem Völkerstamme angehört haben. Nur wenige Völkerschaften werden von allen oder doch von den meisten der alten Schriftsteller als wirkliche Rhätier, als die Nachkommen der etruskischen Rasenner, bezeichnet. Es sind dieß die Aetuatier im Tavetsch, die Rukantier oder Rupuski, die Kamonen in **Val Camonica**, die Saruneten im Sarganserland und noch einige Andere, deren Wohnsitze nicht mehr ermittelt werden können. Noch jetzt gelten die an den Quellen des Vorderrheins und in Lugnez woh-

nenden Romanen für ächte Nachkömmlinge der alten Rhätier. Von denselben sagt Tschudi: „Seynd ein streitbar tapfer Volck, welches noch etliche Gattungen, so ire Vordern us Tuskia gebracht, pflegen: als mit iren Täntzen, ouch mit denen Stopferen, so si vorher noch innert unlangen Jaren auch im oberen Grauen-Bundt zu Flantz, in Lugnitz, in der Grub, zu Flimbs, und an anderen Orten gebrucht, von alten heidnischen Ziten hargeflossen: namlich daß si zu etlichen Jaren gemeine Versammlungen gehabt, Harnisch und Gewehr angethan, sich verbutzt und Jeder ein großen langen starcken Stecken getragen, und also in einer Harst sammethafft von einem Dorf zum anderen gezogen, hohe ungewonliche Sprüng getan, und in einandern starck gebütsch, auch seltsames Wesen getrieben, also daß sie selbst bekennt, daß nach Hinlegung der Harnischen und Endung dieses Gefährts ihnen unmöglich, solche hoche und weite Sprüng zu thun; sie haben laut gestopft mit ihren Stöcken, die unten mit eisente Stefften und Zwingen beschlagen, dannenhero si die Stopfer genannt; sie haben vermeint, wann sie dieses thun, sol ihnen das Korn desto besser gerathen. Dieser Brauch und Aberglaub ist jetz etliche Jahr her unterlassen, erachte, es werde nun gar abgehen." — Um die Grenzen des alten Rhätiens wenigstens annähernd bestimmen zu können, war Tschudi bemüht, in den Ueberresten der Sprache, den Ortsnamen, sowie in den Sitten und Gebräuchen des Volkes eine sichere Grundlage für seine Untersuchungen zu gewinnen. Selbst eine vorgeschrittene Kritik wird ein solches Verfahren nur billigen können, und es versteht sich von selbst, daß manche Irrthümer, welche Tschudi hiebei begangen, nicht gerade hoch anzuschlagen sind, zumal wenn man bedenkt, daß unsere Zeit derjenigen Tschudis auch in solchen ethnographischen Forschungen überlegen und an Hülfsmitteln weit reicher ist. —

Oestlich vom Rhein hatte Rhätien den Arlberg und das Gebirge zur Grenze, welches den Wallgau von dem Bregenzerwald scheidet. Schon Tschudi hat nachgewiesen, daß die Ortsnamen des Wallgau alle rhätischen Ursprungs sind. Wal ist von demselben Stamm wie die Worte Weltsch, Wallensee, Wallenstatt u. s. w. Diesseits des Rheines gehörte Appenzell, Toggenburg, das Thurgau bis Pfyn zu Rhätien. In Appenzell finden sich viele rhätische Ortsnamen, z. B. Klanx, Gais, Urnäschen, Gonten; ebenso Benennungen einzelner Berge, wie des Kamor und Anderer. Auch das Rheinthal gehörte zu Rhätien, ferner Gaster, Werdenberg und Sargans. Die westliche Grenze gegen Helvetien bildete das Gebirge zwischen Glarus, Schwyz und Uri. Sehr wahrscheinlich war ganz Glarus, ganz sicher die obersten Thäler desselben, dereinst rhätisch. Urseren gehörte gleichfalls zu Rhätien, noch 1415 wurde daselbst die romanische Sprache gesprochen. Dieß sind ungefähr die Grenzen des alten Rhätiens, wie sie schon Tschudi ziemlich genau festgestellt hat. Allein schon in der Römerzeit wurde die rhätische Nation durch germanische und andere Völkerstämme unbestimmten Ursprungs beschränkt und allmälig immer mehr in die Alpenthäler zurückgetrieben. Wenn daher Tschudi die Provinz Rhätien mit Altrhätien identifizirt, so geschieht dieß ganz der Sitte seines Zeitalters gemäß, welches ältere Zustände gern in spätere Perioden herabversetzte. Gerade umgekehrt verfährt Tschudi bei Beantwortung der Frage, welche Völker vor den Rhätiern das Land derselben bewohnt hätten. Aus dem Vorhandensein deutscher Gemeinden mitten unter romanischen Stämmen schließt Tschudi (Kap. 2, 5), daß germanische Völkerschaften die ersten Bewohner der rhätischen Alpen gewesen. Es hängt diese Vermuthung mit dem Bestreben zusammen, das Gebiet der Germanen möglichst weit auszu-

dehnen, und eine solche Ansicht wird nicht bloß von Tschudi, sondern auch von vielen anderen Geschichtsforschern des 16. Jahrhunderts ausgesprochen, welche aus Patriotismus selbst das keltische Gallien ursprünglich von Germanen bewohnt sein lassen. Die deutschen Gemeinden in den Alpen sind sehr späten Ursprungs, und jene Kolonien — so dürfen wir dieselben wohl nennen — wurden erst im 11. und 12. Jahrhundert nach Christo unter Mitwirkung der deutschen Kaiser gegründet, welche sich durch dieselben der Alpenpässe versichern wollten. Die rhätisch-romanische Sprache wurde durch das deutsche und italienische Element immer mehr beschränkt. Darüber sagt Tschudi: „Der Rhätier Sprach ist innert 150 Jahren mercklich abgegangen und die Deutsche zugenommen, als noch täglich geschicht. Denn wenig über Menschengedenken ist in der Stadt Chur und weiter hinab alles weltscher Sprach gewesen; ebenso im Prättigau, Schanfik, und jetzt ist das Deutsche angenommen. Ihr Sprach ist nit zum Schreiben eingericht, denn sie schreiben Brief und schrifft alle auf Latein, jetzt mehrentheils deutsch." — In die topographische Schilderung des alten Rhätiens hat Tschudi auch die Geschichte des Landes verflochten, wodurch das Einförmige und Trockene einer solchen Beschreibung vermieden wird. Um die Geschichte Rhätiens gründlich behandeln zu können, hatte Tschudi alle älteren und neueren Schriftsteller, in welchen die Geschichte dieses Landes berührt wird, nicht bloß gelesen, sondern fleißig studirt. Auch den Ueberlieferungen des Volkes selbst, den halbverklungenen Sagen, welche in der Erinnerung der Alpenvölker leben, auch ihnen widmete Tschudi seine Aufmerksamkeit. Auf seinen Reisen hatte er die Gelegenheit gehabt, die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche, sowie die Sprache der romanischen Völkerstämme kennen zu lernen. Die Resultate seiner Studien hat

der Verfasser in dieser Umarbeitung der alpischen Rhätia niedergelegt, und es enthält dieselbe, wie bereits bemerkt wurde, nicht bloß die topographische Darstellung des Landes, sondern auch die Geschichte desselben. — Rhätien wurde bekanntlich im Jahr 15 vor Christo unter Augustus dem römischen Weltreiche einverleibt, und bildete bis zu Anfang des 5. Jahrhunderts eine eigene Provinz desselben. Als die Allemannen etwas vor der Mitte des 5. Jahrhunderts das östliche Helvetien besetzten, blieben die Rhätier im Gebirge eine Zeit lang frei, und nur die ebenen Striche gegen den Bodensee wurden von den Allemannen in Besitz genommen. Unter Theodorich kam Rhätien an die Ostgothen; weil derselbe in diesem Land ein Bollwerk für Italien erblickte, war er bemüht, sich den Besitz desselben durch die einheimische Miliz der Breonen zu sichern. Zu den Zeiten Chlodwigs gestattete Theodorich einem Theil der von den Franken besiegten Allemannen, sich in Rhätien niederzulassen, welche Ansiedlung am meisten dazu beitrug, die nördlichen Gegenden Rhätiens zu germanisiren. Als die Gothen in Italien bedrängt wurden, riefen sie die Franken und Allemannen zu Hülfe, und bei dieser Gelegenheit wurde Rhätien den Franken abgetreten. Als die Langobarden sich in Italien ausbreiteten, besetzten sie unter Anderem auch das Veltlin, ebenso den Kanton Tessin und das Thal Urseren, wo aber die romanische Sprache sich noch Jahrhunderte lang behauptete. Nachdem auch die Langobarden den Franken unterworfen waren, gehorchte den Letzteren ganz Rhätien, welches bis auf Karl den Großen (773) von einem Präses aus dem altrhätischen Geschlecht der Viktor regiert wurde. Als jenes Geschlecht ausstarb, wurde das Land von einem Gaugrafen regiert, mit welchem der Bischof von Chur sehr bald an Macht wetteiferte. Im Jahr 843 kam Rhätien durch den Vertrag von Verdun

an Allemannien oder Schwaben, und bildete nun einen Theil des deutschen Reiches. Die geographische Lage des Landes begünstigte dessen eigenthümliche und selbstständige Entwicklung während des Mittelalters, so daß dasselbe auf natürlichem Wege zuletzt ein Theil der schweizerischen Eidgenossenschaft geworden ist. — Tschudi erzählt die Geschichte Rhätiens sehr ausführlich, aber, wie wir gesehen haben, nicht im Zusammenhang, sondern indem er, wie bereits angedeutet wurde, die geographische Schilderung der einzelnen Landestheile mit der Geschichte derselben verbindet. Der Beschreibung Rhätiens sind noch mehrere geschichtliche Abhandlungen beigefügt, welche eigentlich gar nicht in die **Gallia comata** gehören. Es behandeln dieselben die Sitten der alten Gallier und Germanen, die Einführung des Christenthums in Helvetien und Anderes mehr. Diese Abschnitte, welche den Schluß des ganzen Werkes bilden, sind nicht gerade von Bedeutung; Tschudi hat darin eine Menge von fabelhaften Ueberlieferungen zusammengestellt, die durchaus von keinem Belang und von dem Verfasser bloß deßhalb aufgenommen worden sind, weil er bemüht war, möglichst viele Nachrichten zu vereinigen. Es entspricht dieß Verfahren der ganzen Anlage der **Gallia comata,** welche, wie wir gesehen haben, eher ein topographisch-historisches Lexikon, eine gelehrte Sammlung, aber keineswegs ein einheitlich-geordnetes Geschichtswerk genannt werden kann. Dessenungeachtet ist die **Gallia comata** auch als ein bloßes Sammelwerk von großer Bedeutung, und gerade um des reichen Inhaltes willen ein auch jetzt noch werthvoller Beitrag für unsere ältere Landesgeschichte.

Ehe wir aber von der Betrachtung der **Gallia comata** scheiden, müssen wir noch einem Gegenstand unsere Aufmerksamkeit widmen, welcher für die Beurtheilung Tschudis als

Geschichtschreiber an und für sich von geringer Wichtigkeit ist, wohl aber durch die moderne Kritik eine ziemlich große Bedeutung erlangt hat. Es sind dieß die in der **Gallia comata** enthaltenen Inschriften, von welchen Mommsen in seinen epigraphischen Analekten nachzuweisen versucht hat, daß dieselben von Tschudi nicht bloß vielfach interpolirt, sondern sogar absichtlich verfälscht seien [41]). Mommsen glaubt, daß seine Forschungen auch für andere wissenschaftliche Gebiete von weit tiefer greifender Bedeutung sein werden, als bloß für das Epigraphische. Damit ist aber ziemlich offen darauf hingedeutet, daß eine gründliche Beurtheilung von Tschudis Thätigkeit als Geschichtschreiber der allgemein anerkannten Autorität desselben nur schaden könne, und daß in Folge einer solchen Untersuchung der Charakter des Mannes in keinem vortheilhaften Lichte erscheinen werde. Eine Biographie Tschudis, welche dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechen soll, darf über dergleichen Angriffe und Verdächtigungen nicht mit Stillschweigen hinweggehen, um so weniger, weil es sich hier nicht so fast um ein Paar Inschriften handelt, sondern vielmehr die Glaubwürdigkeit und der ehrenwerthe Charakter des großen Geschichtschreibers in Frage gestellt wird. Wenn wir es aber versuchen, für unsern Tschudi gegen Mommsen in die Schranken zu treten, so geschieht dieß mit dem vollen Bewußtsein von der Bedeutung des Gegners, dessen Arbeiten auf dem Gebiet der Epigraphik wie der Geschichte Anerkennung, ja Bewunderung verdienen. Dessenungeachtet glaubt der Verfasser, im Interesse der Wahrheit es wagen zu dürfen, die Angriffe Mommsens auf Tschudis Charakter zurückzuweisen.

---

41) Epigraphische Analekten von Theod. Mommsen (aus den Berichten der philosophisch-historischen Klasse der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften) 1852. — Inscriptiones Helveticae ed. Mommsen. 1854.

Tschudi's epigraphische Sammlung in der **Gallia comata** ist, wie Mommsen richtig nachweist, nichts Anderes als eine Wiederholung der in Johann Stumpfen's gemeiner loblicher Eidgnoßschafft Chronik (Zürich 1548) mitgetheilten Inschriften. Mommsen anerkennt, daß Stumpf diese Inschriften mit einer für jene Zeit beispiellosen Sorgfalt und Sachkenntniß gesammelt habe. Uebrigens sei das stillschweigende Compiliren der Vormänner in jener Zeit so gäng und gebe gewesen, daß das Ausschreiben Stumpf's kaum zu einem Vorwurf, geschweige denn zu einem Zweifel an Tschudi's Glaubwürdigkeit berechtige. Ganz anders spricht sich Mommsen in der Einleitung zu den helvetischen Inschriften über das Verhältniß zwischen Tschudi und Stumpf aus. Daselbst heißt es: »**Expilavit et interpolavit Tschudius Stumpfium, quem non amabat ut Zwinglianum et monasticae turpitudinis liberum accusatorem, nomine ubique suppresso singulari vafritia et multo magis singulari fortuna.**« Daraus geht hervor, daß Mommsen über das Verhältniß zwischen Tschudi und Stumpf nur sehr oberflächlich oder gar nicht unterrichtet ist. Zwar kennt er jene scharfe Kritik, welche Tschudi über Stumpf's Chronik an Fries gelangen ließ; aber er weiß nicht, daß Tschudi und Stumpf dessenungeachtet gute Freunde gewesen, daß Tschudi von Stumpf selbst Inschriften, Münzen und andere historische Mittheilungen erhielt, um sich derselben für seine Werke zu bedienen, während Tschudi seinerseits dem Freunde die eigenen Sammlungen mittheilte. Weil Jener die betreffenden Inschriften von Stumpf erhielt, bevor die Chronik gedruckt wurde, so ist es erklärlich, daß die Inschriften bei Tschudi mehr mit dem Text der Handschrift als mit dem in der gedruckten Chronik übereinstimmen. Wenn also Tschudi Stumpf's Inschriften ohne Weiteres in seine **Gallia comata**

aufnahm, so war er dazu vollkommen berechtigt; auch folgte er nur der Sitte seines Zeitalters, wenn er seinen Gewährsmann nicht mit Namen anführte. Indem Mommsen dieß Verfahren zuerst rechtfertigt, dann aber sich entschieden dagegen ausspricht, geräth er mit sich selbst in offenbaren Widerspruch. Mommsen gibt übrigens zu, daß Tschudi einzelne Steine selbst abgeschrieben, obgleich die Inschriften bei ihm und bei Stumpf gleich lauten. Jener weist sodann nach, daß Tschudi bei mehreren Inschriften, die verdorben waren, den Versuch gemacht, dieselben von sich aus zu ergänzen. Das ist aber keine Fälschung, wie Mommsen behauptet, sondern beruht in einer allgemeinen Sitte jener Zeit. Eine Analogie zu diesem Verfahren finden wir auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft, indem die Italiener ganz in ähnlicher Weise die alten Klassiker behandelten, und doch ist es bis auf den heutigen Tag noch keinem Philologen eingefallen, jene italienischen Gelehrten als Fälscher zu bezeichnen. Trotz seines Unwillens über Tschudi muß Mommsen doch zugestehen, daß derselbe einzelne mangelhafte Inschriften treffend hergestellt hat. Ja er schreibt ihm sogar ungemeine Belesenheit in den Alten und überraschende Kenntniß der römischen Epigraphik zu. Wie reimt sich dieß mit dem Vorwurf, daß Tschudi expilirt, interpolirt und — gefälscht habe? Wenn derselbe einzelne Buchstaben und Wörter in den Inschriften anders gelesen und anders interpretirt hat als Stumpf, so ist dieß keine Interpolation; Tschudi's Verfahren würde erst dann diesen Namen verdienen, wenn er einzelne Wörter oder ganze Zeilen als „Ergänzung" in die Inschriften eingefügt. — Um aber die Kritik Mommsen's in ihrer ganzen Blöße darzustellen, ist es nothwendig, auf einzelne Inschriften, an denen sich Tschudi versündigt haben soll, näher einzutreten. In der Sammlung helvetischer Inscriptionen

führt Mommsen zwei Inschriften (Nr. 16 u. 17) als solche an, welche Tschudi geradezu erdichtet habe, ohne daß er auch nur irgend einen Beweis für diese Behauptung beibringt. Dieser Anschuldigung fügt Mommsen noch die Bemerkung bei: »**Tschudius auctorem nusquam citat ullum omniaque tamquam ipse primus et solus norit solet proferre.**« Diese Behauptung wird von Mommsen selbst (Analekten, 204) desavouirt. In derselben Abhandlung nimmt Mommsen an Inschrift Nr. 3 Anstoß, in welcher Tschudi einen offenbaren Fehler Stumpf's nachgeschrieben, einen anderen dagegen, wie Mommsen selbst zugibt, sehr gut verbessert hat. Wo ist da etwas Bedenkliches? In Nr. 21 hat Tschudi wieder einen offenbaren Fehler Stumpf's beseitigt. An Nr. 112, 113, 114, 260 hat sich Tschudi versündigt, indem er ein Paar korrupte Wörter durch Konjektur zu lesen suchte. Nr. 175, eine sehr verdorbene Inschrift, hat Tschudi so hergestellt, daß alle späteren Epigraphiker (auch Hagenbuch und Scheuchzer) die Emendation als richtig anerkennen mußten, nachdem sie mit Tschudi's Text in den Händen den Stein selbst besichtigt hatten. Mommsen zweifelt dessenungeachtet an der Richtigkeit der Emendation und sagt, es sei dennoch wahrscheinlich, daß Tschudi die zwei letzten Zeilen fingirt; aber den Beweis für diese Vermuthung bleibt er wieder schuldig. Von Nr. 187 sagt Mommsen: „Es erregt Befremden, daß Tschudi eine in der Zeit, wo er schrieb, nicht mehr vorhandene Inschrift im Jahr 1536 eigenhändig abgeschrieben haben will, während doch sein Text mit dem Stumpfischen buchstäblich übereinstimmt." Diese Argumentation Mommsen's ist wiederum so schwach, daß sie nicht einmal die Wahrscheinlichkeit, geschweige denn die Gewißheit einer Fälschung nachzuweisen im Stande ist. Daß Tschudi im Jahr 1536 wirklich die Trümmer von Aventikum

besuchte, wo er jene Inschrift kopirte, ist in dem Früheren berührt worden. Es bleibt uns noch die Konstanzer Inschrift (Nr. 4), welche von Mommsen besonders ausführlich besprochen wird, weil er glaubt, hier seiner Sache ganz sicher zu sein. Tschudi hatte diese Inschrift im Jahr 1520 an Ort und Stelle eigenhändig abgeschrieben. „Das größer Stuck", erzählt derselbe in der **Gallia comata**, „ist inwendig in der St. Blasius Cappel, so nechst bim Thum ist, in die Muren gesetzt, da es noch stat; das kleiner Stuck ist noch **anno Dom.** 1520 an der Cappel uf der Erden gelegen, und sidhar durch die Steinmetzen oder Murer hinwegkommen, vermuret und sunst zu grund (gangen). Beide Stuck hab ich des gemeldten Jars in miner Jugent eigentlich abgeschrieben." Mommsen behauptet nun, daß Tschudi den Inhalt des zweiten Stückes geradezu erdichtet und also einen förmlichen Betrug begangen habe. Wenn der Leser die nachstehende Auseinandersetzung mit der betreffenden Stelle bei Mommsen vergleicht, so dürfte sich Mommsen's Ansicht als durchaus unrichtig herausstellen. — Tschudi hatte nämlich im Jahr 1544 die ganze Inschrift seinem Freunde Stumpf mitgetheilt, welcher dieselbe mit Tschudi's Emendation in seine handschriftliche Sammlung aufnahm. Stumpf fügte in dem Manuscript bei dem zweiten Theil der Inschrift, welchen Tschudi nach Mommsen's Behauptung fingirt hat, die Bemerkung bei: »**Defectum hujus fragmenti Aegidius Tschudi ex conjecturis literis minusculis adjecit.**« Tschudi emendirte also diesen zweiten kleineren Theil der Inschrift, welcher sehr verdorben war, nach seinem Gutdünken, indem er die Emendation mit kleineren Buchstaben bezeichnete. Mommsen weist nun allerdings nach, daß die Tschudi'sche Emendation aus historischen Gründen unpassend sei; allein damit ist durchaus nicht bewiesen, daß die ganze

Inschrift von Tschudi fabricirt sei, und so ist der Hauptbeweisgrund Mommsen's beseitigt. Darum ist es denn auch geradezu lächerlich, wenn Mommsen sagt: „Derselbe Mann, der um 1544 den Stein vermuthungsweise ergänzte, trat zwanzig Jahre nachher mit einer vor angeblich vierzig Jahren von ihm genommenen Abschrift des fehlenden Bruchstückes hervor." Darin liegt durchaus kein Gegensatz, kein Widerspruch. Mommsen gibt zu, daß Tschudi den ersten Theil der Inschrift ziemlich richtig abgeschrieben; er beweist, daß Tschudi's Emendation des zweiten Theiles unrichtig; daß die drei nicht emendirten Zeilen dieses zweiten Stückes fingirt, das beweist Mommsen nicht und kann es auch nicht beweisen. Wenn nun Tschudi im Jahr 1562 von der ganzen Inschrift sagt, daß er dieselbe einst eigenhändig abgeschrieben, so konnte er das ganz gut behaupten, wenn gleich von 14 Zeilen vier bloße Konjektur und von ihm emendirt waren. Daß Stumpf den zweiten Theil der Inschrift nicht in seine gedruckte Chronik aufnahm, ist sehr begreiflich. Er hielt nämlich den kleinen Zusatz, von welchem bloß drei Linien gut erhalten und vier Konjektur waren, für zu unbedeutend. — So verschwinden die Verdächtigungen, welche der Kritiker gegen die Glaubwürdigkeit und den ehrenwerthen Charakter des großen Geschichtschreibers erhoben hat, in ihr Nichts, und Mommsen's Schrift reiht sich denjenigen des Alterthums an, welche von kunstfertigen Autoren über die Mängel Homer's und über die Lügenhaftigkeit Herodot's geschrieben worden sind.

Nach dieser nothwendigen Episode kehren wir zu dem eigentlichen Gegenstand unserer Betrachtung zurück und wenden uns nun zu dem Chronikon, welches neben der **Gallia comata** am meisten zu Tschudi's Ruhm beigetragen hat. Während die **Gallia comata** mehr die topographisch-geschicht-

liche Seite von Tschudi's historischer Thätigkeit repräsentirt, so kann dagegen die Chronik mit allem Recht ein eigentlich-historisches Werk genannt werden. Hier ist Plan, Zusammenhang, auch eine bestimmte äußere Form, freilich noch die annalistische des Mittelalters, aber dessenungeachtet trägt das ganze Werk den Stempel von Tschudi's Zeitalter; auch des Verfassers Gesinnung und Denkweise läßt sich darin ohne Mühe erkennen. Während mehr als 50 Jahren hatte Tschudi die Materialien für sein großes historisches Werk, welches die Geschichte der Eidgenossenschaft bis auf seine Zeit behandeln sollte, gesammelt. Die eigentliche Ausarbeitung dieses Werkes fällt in die vier letzten Lebensjahre unseres Geschichtschreibers. Tschudi hatte allmählig aus den Archiven vieler Orte der Eidgenossenschaft eine Menge von Urkunden gesammelt, und besaß so für eine helvetische Geschichte einen reichhaltigeren Stoff als irgend ein Geschichtschreiber seiner Zeit. Wir haben gesehen, wie derselbe seine Reisen, seine öffentliche Stellung dazu benutzte, sich mit der Geschichte seines Volkes bekannt zu machen. Das letzte Ziel, welches Tschudi während seines ganzen Lebens verfolgte, war kein anderes, als den Ruhm seines Vaterlandes zu verherrlichen. Dieser Idee war sein ganzes Dichten und Trachten gewidmet, und gerade dadurch, daß er mit bewundernswerther Energie diese Idee zu verwirklichen suchte, gelang es ihm, ein Werk zu Stande zu bringen, welches **aere perennius** den Namen des Verfassers unsterblich gemacht hat. Durch seine Anhänglichkeit an den alten Glauben öffnete sich Tschudi die Archive der Klöster und Stifte, welche den reformirten Geschichtschreibern meist verschlossen blieben. Durch seine zahlreichen Freunde und Bekannte erhielt er reichliche Beiträge für seine historischen Arbeiten. Ueber diese großartige Sammlung historischer Dokumente, welche er

während 50 Jahren angelegt hatte, schrieb Tschudi im Jahr 1568 an Simler: „Ich hab vil dings alter Verträgen, Kriegsrichtungen und geschechner Händeln zesamen bracht, nit allein **annalia** sonder vilfach **diurnalia**, welchs alles in große Bücher, doch nit historisch, sondern allein als ungeordnete Collektanea von mir beschriben, allweg mit Inlibung der gantzen kopierten Briefen, Verträgen, Richtungen, das noch kein Ansechen einicher formlichen Histori hat, die aber wol darus ze zichen wär mit geringer Arbeit, wann vil unnotwendigs inserirt ist. Es manglend ouch noch etwa vil alter Kriegsrichtungen der eltisten Kriegen." Weil Tschudi eine unendliche Menge Stoffes bei einander hatte und also eher als irgend ein Anderer im Stande war, die Geschichte der Eidgenossenschaft zu schreiben, so wurde er von seinem Freunde Simler mehr als einmal dazu aufgefordert, bis er endlich auf diesen Plan einging. Zwar glaubte Tschudi, daß er bei dem großen Umfang einer solchen Arbeit und bei seinem schon vorgerückten Lebensalter das Werk nicht werde vollenden können. Deßhalb schrieb er an Simler: „Ich habe gedacht, wenn ich dieß Werk nicht von Ursprung nach gebührlicher Ordnung ausführen möchte, durch Ermüdung oder Absterben, so würde doch den Nachkommen, insofern die Arbeit alle Zeit gedächnußwürdig, die geschechenen Sachen hiedurch eingebildet, und den Gelehrten hiedurch Ursache gegeben werden, zu bessern." — Tschudi hatte für den Zeitraum von Christi Geburt bis zum Jahr 1000 schon viel gesammelt und zum Theil auch ausgearbeitet. Darüber schrieb er an Simler: „Ich hab 5 oder 6 Sextern von ursprünglichen Galliern geschichten, insonders was die **Helvetios** berührt und ire anstoß, angefangen; wirt ein groß **volumen** geben, und bis **anno dom.** 1000 reichen." Dann theilt Tschudi seinem Freunde noch den Plan mit, nach wel-

chem er das erste Jahrtausend zu bearbeiten gedachte. Als Tschudi die Waldstätte bereiste, um in den Archiven daselbst Stoff zu sammeln, wurde er von seinen Freunden in den drei Ländern dazu aufgefordert, die Anfänge der Eidgenossenschaft und die Kämpfe derselben gegen Oesterreich zuerst zu beschreiben. Tschudi im Vorgefühl, daß ihm nur noch wenige Lebensjahre vergönnt seien, entschloß sich, ihrer Bitte zu willfahren [42]). Er arbeitete also zuerst das Mittelbuch aus, d. h. die Geschichte der Eidgenossenschaft bis auf den Bund der acht alten Orte (1000—1370). Um diese Zeit schrieb Tschudi an Simler: „Ab **anno** 1000—1300 hab ich kompliert und ouch die Jarzal darnach, bis in **annum** 1470. Es will nur ze große Bücher geben, die noch vil abkürtzens werden bedürfen." Daß Tschudi auch für den Zeitraum von Christi Geburt bis zum Jahr 1000 bereits viele Materialien gesammelt, Einiges schon ausgearbeitet hatte, geht nicht allein aus seinen Mittheilungen an Simler hervor. Im ersten Buch der gedruckten Chronik ist von einem Graf Guntram (1017) die Rede; Tschudi fügt die Bemerkung bei: „Dise erzellte Geschichten Graf Guntrams sind im vorigen Buch ouch erzellt und allhie widerälfferet." Dieß ist offenbar ein Citat auf den ersten, aber aus den angegebenen Gründen unvollendeten Band der Chronik. Die Eintheilung in Bücher, wie sie sich in der gedruckten Ausgabe findet, rührt nicht von Tschudi, sondern von

---

42) Tschudi an Simler: Die Waldstät sind mir obgelegen, das ich der Eidgnoßschafft Ursprung, so durch si hargeflossen, von erst beschriben, habend mich alle ire Monumenta sechen und abschryben lassen, was ich begert; hab zu Unterwalden mer der alten anfängklichen richtungen, verträgen, anständfriden und andre verloffne Geschichten mit Oestrich vom ursprung har funden, dann bi andern Orten, das mich verwundert hat, das ihre Vordern alle urkund so geflissenlich behalten bas dann die anderen Ort.

dem Herausgeber Iselin her. Diese Eintheilung ist durchaus willkürlich, jedes Buch sollte nämlich eine bestimmte Anzahl Bogen umfassen, und deßhalb ist der Zusammenhang der Begebenheiten gar nicht berücksichtigt. Die ersten Bücher sind im Verhältniß zu den späteren sehr dürftig, einzelne Jahre (1006, 1008, 1010) ohne irgend welche Begebenheiten. Die Geschichte der Jahre 1414—1470 übertrifft alles Vorhergehende an Ausführlichkeit, besonders sind in diesem Abschnitte zahlreiche Urkunden enthalten. Schon aus dieser ungleichen Vertheilung des Stoffes wird es klar, daß auch die Chronik kein eigentlich durchgearbeitetes und vollendetes Geschichtswerk ist. Wäre Tschudi nicht durch den Tod verhindert worden, die letzte Feile an dasselbe zu legen, die Chronik würde sehr wahrscheinlich durch den Autor selbst eine ganz andere Form erhalten haben. Tschudi beabsichtigte anfänglich, nicht den ganzen Text der Urkunden, sondern nur den Hauptinhalt derselben in sein Werk aufzunehmen. Nach dem Tode Tschudi's wandte sich Simler an die Erben desselben, um das Manuskript der Chronik zu erhalten, welche er zum Ruhm des Vaterlandes und zur Ehre Tschudi's fortsetzen und hernach durch den Druck veröffentlichen wollte. Bullinger verwandte sich für Simler bei Tschudi's Erben, welche sich aber nicht dazu verstehen wollten, die Chronik aus ihren Händen zu geben.

Schon in dem Früheren wurde darauf hingedeutet, daß Tschudi nicht aus gelehrter Liebhaberei sich mit dem Studium der Geschichte beschäftigte. Er verfolgte vielmehr wie die meisten Geschichtschreiber seiner Zeit einen reellen praktischen Zweck. Indem er die Geschichte nicht von dem Leben lostrennte, sondern in derselben die beste Lehrerin ächter Staatsweisheit und politischer Grundsätze erkannte, betrachtete er sie zugleich auch

als ein Mittel, um die Gegenwart zu den glänzenden Vorbildern der Vergangenheit emporzuheben, um in den Nachkommen Bewunderung zu erwecken für die Großthaten der Väter. Von diesem Standpunkte aus verfaßte Tschudi seine Chronik, welche er mit dem Bewußtsein schrieb, daß sie nicht allein seinen eigenen Namen berühmt machen, sondern auch dem Vaterlande zur Ehre gereichen werde. Darum schrieb Tschudi an Simler: „Mein Werk soll, wenn nur Gott mich leben läßt, zur Ehre der Eidgenossenschaft und jedes Ortes dienen, und nicht zum Nachtheil." Als die Chronik ihrer Vollendung nahe war, faßte Tschudi den Entschluß, sie noch vor dem Drucke seinen besten Freunden zur Prüfung mitzutheilen, damit er die Räthe derselben benutzen könnte. Hierüber schrieb Tschudi an Simler: „Ich wurd one üwer und andrer verständiger Rat und Besichtigung min arbeit nit publicieren noch uskommen lassen, bis ich in jedem Ort der vertruwten mir geheimen fürnemmen personen Rats gepflegen, und nach dero heimlichen Ueberlesung Urteilung und Bescheid vernemmen, ob etwa der sach ze vil oder ze wenig geton, als einich ort (insonders die acht alten) etwar in verletzt oder beleidiget möchtind werden, damit ich dasselb emendieren möcht und ungunst fürkommen. Und obschon etwa von einem oder andern Ort unglimpflich sachen ouch verloffen, die ein **historicus** nit fürkommen ze melden oder ze überhupfen mit glimpf, damit er nit für ein schmeichler und verhäler der warheit offenbarer geschichten gehalten und sin Histori dadurch verdächtig geacht wurde, so halt ich doch jeden verständigen in den Orten darfür, er wurd erkennen, das bi den Römern und jeden Völckeren etwa zu Ziten ouch ungerymte sachen verlouffen und ungeschicktlich verhandlet." Aus diesem Briefe geht hervor, daß das oberste Princip von Tschudi's Geschichtschrei-

bung darin bestand, „die Wahrheit geschehener Dinge an den Tag zu thun." Wenn er dessenungeachtet einigermaßen Bedenken trägt, offenbare Fehler und Mißbräuche zu tadeln, so darf man darin nicht eine Charakterschwäche erblicken, auch nicht annehmen, Tschudi habe es mit keiner Partei verderben wollen. Um jenen Brief an Simler richtig zu würdigen, ist es nothwendig, die Stellung der Parteien zu Tschudi's Zeit, die Eifersucht und die Reibungen der einzelnen Orte zu berücksichtigen. Fassen wir diese Verhältnisse in's Auge, dann erst läßt sich die Vorsicht begreifen, mit welcher Tschudi bei der Abfassung seiner Chronik verfuhr. So erklärt es sich auch, daß in der gedruckten Ausgabe der Chronik mehrere Abschnitte umgearbeitet sind und ein ganz anderes Aussehen haben als in dem Autographon.

Daß Tschudi's Geschichtschreibung mit der ganzen Richtung seiner Zeit im innigsten Zusammenhange steht, ist bereits nachgewiesen worden. Wodurch sich Tschudi von anderen Chronisten des sechszehnten Jahrhunderts unterscheidet, besteht vorzüglich darin, daß das Studium der Geschichte für ihn nicht so fast eine Erholung von mühevollen Amtspflichten, als vielmehr eine Lebensaufgabe gewesen ist, deren Durchführung er mit eiserner Konsequenz anstrebte. Darin gleicht Tschudi seinem großen Nachfolger Johannes Müller, für welchen die Behandlung der vaterländischen Geschichte in gleicher Weise eine Lebensaufgabe und derjenige Gegenstand gewesen ist, welchem er sich von Jugend auf mit Begeisterung zugewandt hatte. Ein Geschichtsforscher unserer Tage spricht sich über unseren Chronisten folgendermaßen aus: „Tschudi erhob sich aus den verworrenen Angaben früherer Chronikenschreiber heraus zu klarerer Anschauung der Staatsverhältnisse, mit rastlosem Eifer forschte er in den damals noch weniger zugäng-

lichen und weniger benutzten Archiven, und brachte eine Reihe wichtiger Urkunden bei; diese Urkunden sind die Grundlage seiner Darstellung, in welche er das, was er aus Chroniken und Sagen erfahren hatte, oft sehr sinnig und kunstreich hineinverwebte. Erwägt man dabei, daß ihm Quellen, namentlich Chroniken, zu Gebote standen, die wir nicht mehr besitzen, so hat sein Werk für uns um so größeren Werth" [43]).

Schon früher wurde darauf hingedeutet, daß das Urkundenstudium ein charakteristisches Merkmal von Tschudi's Geschichtschreibung sei. Er ist zwar nicht der Erste, welcher für seine historischen Arbeiten sich der Urkunden bediente. Valerius Anshelm, Schodeler und Andere haben gleichfalls Urkunden benutzt und zum Theil in ihre Chroniken aufgenommen. Allein Tschudi hat alle seine Vorgänger und Zeitgenossen übertroffen. Seine Chronik enthält nicht weniger als 750 Urkunden, die Tschudi während einer Reihe von Jahren gesammelt hatte. Rechnet man dazu noch die in der ungedruckten Fortsetzung enthaltenen Dokumente, so beläuft sich die Gesammtzahl der in der Chronik enthaltenen Urkunden auf ungefähr 2000. Tschudi beabsichtigte ursprünglich, wie bereits gesagt worden ist, nur den Inhalt der Urkunden anzugeben und denselben in den Text der Chronik zu verweben. Es ist aber sehr natürlich, daß Tschudi nicht alle Urkunden, welche in der Chronik enthalten sind, eigenhändig abschreiben konnte. Eine große Anzahl erhielt er durch seine Freunde und Bekannte, welche sich eine Ehre daraus machten, ihn mit Beiträgen für seine Arbeit zu unterstützen. Mehrmals reiste Tschudi in die drei Länder, um in den Archiven daselbst die alten Dokumente und Urkunden einzusehen. Er schreibt hierüber an Simler: „Was zu Uri und

---

43) Heusler im schweiz. Museum, Bd. I.

Schwyz ist, alle ir ersten Fryheiten und Gewarsame, ist mir vergunnt abzeschryben. Zu Lutzern und Underwalden hab ich, was si in irn **Scriniis**, Ursprung der Eidtgnoßschafft berürende, habend, anfängkliche Fridanständ, richtungen und verträgen abschriben lassen." Simler und der Stadtschreiber Johannes Escher, der Mitgesandte Tschudi's auf dem Reichstag zu Augsburg, ließen für ihn eine Anzahl Urkunden aus dem Archiv in Zürich abschreiben, und schickten ihm die Abschriften zur Benutzung für die Chronik. Simler konnte jedoch nicht alle Urkunden erhalten, welche sein Freund verlangte, weil die Obrigkeit dieselben nicht ausliefern wollte. Simler erhielt den Bescheid, sie seien nicht mehr vorhanden. Aus dem gleichen Grunde konnte Tschudi auch aus dem Archiv zu Luzern, trotz der Verwendung seines Freundes Zacharias Bletz, nur eine geringe Anzahl Urkunden erhalten, weßhalb es ungerecht ist, wenn Tschudi von Kopp getadelt wird, daß er das reichhaltige Luzerner Archiv nicht besser benutzt habe.

Die Urkunden sind jedoch, wie ein Blick in die Chronik lehrt, nicht der wesentliche Bestandtheil derselben. Tschudi benutzte außerdem noch eine Menge von Chroniken und Geschichtsbüchern, welchen er den Stoff für die eigentlich geschichtliche Darstellung entnahm. Auch in diesem Theile seiner Arbeit unterscheidet sich Tschudi nicht wenig von vielen Geschichtschreibern des 15. und 16. Jahrhunderts. Während manche Chronisten die Werke ihrer Vorgänger und selbst der Zeitgenossen wörtlich in die eigene Arbeit aufnahmen, wie z. B. Schodeler, ja selbst noch Bullinger, war dagegen Tschudi bemüht, die aus älteren Werken gesammelten Nachrichten selbstständig zu verarbeiten, weßhalb denn auch die Chronik in allen ihren Theilen seine eigene Arbeit ist. — Welche Chroniken und anderweitige Geschichtswerke Tschudi bei seiner Arbeit benutzt

hat, ist um so schwieriger anzugeben, weil Jener, der Sitte seines Zeitalters folgend, in der Chronik nur selten seine Gewährsmänner anführt. Dafür sind aber in seinen Briefen, vorzüglich in denjenigen an Simler und Bletz, mancherlei Notizen enthalten, welche über die Quellen Aufschluß geben, die Tschudi seiner Chronik zu Grunde gelegt hat. Als Quelle für die Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts führt unser Geschichtschreiber selbst die Chronik des thurgauischen Ritters von Klingenberg an, welcher um das Jahr 1240 gelebt haben soll. Der Enkel desselben, Johannes von Klingenberg, welcher bei Näfels fiel, und dessen Sohn setzten diese Chronik fort, welche leider verloren gegangen ist. Klingenberg muß allen Andeutungen zufolge sehr viel über die Thaten der ersten Eidgenossen und die Verhältnisse der drei Länder zu Oesterreich berichtet haben, weßhalb der Verlust seines Werkes sehr zu bedauern ist. Für die Geschichte der ersten Zeit der Eidgenossenschaft bediente sich Tschudi der Chronik von Etterlin; ihm folgend nannte er den im Bad erschlagenen Vogt „Landenberg." Als Tschudi im Sommer 1569 in Unterwalden war, erfuhr er, daß diese Geschichte sich auf Wolfenschieß beziehe. „Und also hab ich" — schreibt unser Chronist an Simler — „der Underwaldnern bericht gevolgt, und sölichs in diser arbeit geendert." Etterlin's Chronik, schon 1507 zu Basel gedruckt, gehört zu den interessantesten Werken unserer schweizerischen Geschichtsliteratur. Abgesehen von der trefflichen Beschreibung der Burgunder- und Schwabenkriege, welchen der Verfasser persönlich beigewohnt hat, ist Etterlin's Chronik namentlich auch für die Geschichte der ersten Eidgenossen von Bedeutung. Mit richtigem Takte benutzte Tschudi dieselbe bei seiner eigenen Behandlung dieses Gegenstandes. Die Urner und Schwyzer leitet Etterlin von den Gothen ab, eine Ansicht,

welche von Tschudi in der **Gallia comata** bekämpft wird. Für die ältere Geschichte von Zürich benutzte Tschudi außer den zahlreichen Mittheilungen Simler's die nur noch in Fragmenten erhaltenen Jahrbücher Eberhard Müllner's, welcher die Verfassungsänderung durch Brun erlebt und beschrieben hat. Ferner eine Chronik der Stadt Zürich, welche die Geschichte dieser Stadt bis zum Jahr 1426, freilich nur ganz kurz, erzählt. Ueber den Glarner Krieg und die Schlacht bei Näfels hatte Tschudi ursprünglich eine besondere Schrift ausgearbeitet, indem er sich hiezu der Jahrzeitbücher, der Volkslieder und anderer Berichte bediente. Auch die Namen der Erschlagenen hatte Tschudi in seine Schrift aufgenommen, welche später mit einigen Abkürzungen der Chronik einverleibt wurde. Die Geschichte von Huß und dem Koncil zu Konstanz hatte Tschudi aus „einem sundern Buch vom **Concilio** gemacht, sampt den **actis** und witlöufftigen Handlungen mit Hussen und andern vollfürt" gezogen. Wer der Verfasser dieser Schrift gewesen, wird von Tschudi nicht angegeben. Für die Geschichte des 15. Jahrhunderts benutzte er vorzüglich die Chronik Werner Schodeler's (1520), von welcher sich in der Abtei Einsiedeln eine Abschrift befand, die sich Tschudi leicht verschaffen konnte. Er scheint aber nur den zweiten Band benutzt zu haben, welcher die Geschichte der Jahre 1470—1525 umfaßt, durch interessante Nachrichten der wichtigste Theil der Chronik. Mit besonderer Ausführlichkeit behandelt Tschudi die Geschichte des alten Zürichkrieges, unstreitig derjenige Theil unserer Geschichte, welcher sich durch seinen poetischen Charakter sehr gut für eine geschichtliche Darstellung eignet. Daher die zahlreichen Beschreibungen jenes Krieges, welche, meist von Zeitgenossen verfaßt, zu dem Interessantesten gehören, was die Geschichts-Literatur des 15. Jahrhunderts aufzuweisen hat. Darum ist

es denn auch sehr natürlich, daß unser Tschudi jenem denkwürdigen Kriege eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Die Beschreibung des Krieges, in Buch 11—13 enthalten, umfaßt 346 Folioseiten, könnte also füglich als ein besonderes Werk Tschudi's gelten, zumal da dieselbe nur lose mit den übrigen Theilen der Chronik zusammenhängt. Bei der Menge handschriftlicher Chroniken, welche den alten Zürichkrieg beschrieben haben, konnte Tschudi eher in Verlegenheit kommen, welche als wie viele Quellen er seiner eigenen Darstellung zu Grunde legen wollte. Weil die meisten jener Chronisten während oder unmittelbar nach dem Kriege die Geschichte desselben schrieben, standen sie den Ereignissen noch zu nahe, um nicht der einen oder der anderen Partei das Wort zu reden. Daß auch Tschudi seine Geschichte des alten Zürichkrieges in schwyzerisch-glarnerischem Interesse geschrieben, darf ihm wohl nicht zum Vorwurf gemacht werden, weil in jener Zeit der Historiker mit bestimmter ausgeprägten und darum auch naiveren Anschauungen an die Geschichte herantrat, als dieß in unserem objektiv sein wollenden Zeitalter der Fall ist. In seinen Briefen an Zacharias Bletz, sowie in der Chronik selbst, führt Tschudi die Quellen an, welche von ihm bei der Beschreibung des alten Zürichkrieges benutzt worden sind, nämlich die Chroniken von Fründ, Wanner und Wüst. Johannes Fründ, Landschreiber zu Schwyz und Bürger von Luzern, ist derselbe, welcher jene Schrift von dem Herkommen der alten Schwyzer verfaßt hatte, wenn dieselbe nicht ein bloßes Fragment der Chronik gewesen ist. Fründ's Werk, nach Tschudi's eigener Ueberlieferung in manchen Theilen lückenhaft, behandelte auf 461 Folioseiten ziemlich ausführlich die ganze Geschichte des Krieges. Tschudi besaß eine Kopie von Fründ's Arbeit, welche sich noch jetzt unter dem Tschudi'schen Nachlaß in St. Gallen

befindet. — Jakob Wanner war Landschreiber in Glarus und verfaßte gleichfalls eine Beschreibung des alten Zürichkrieges, welche verloren gegangen und nicht zu verwechseln ist mit derjenigen von Ulrich Wagner, Landammann zu Schwyz, dessen Werk noch vorhanden und von Tschudi sehr wahrscheinlich auch benutzt wurde. — Eberhard Wüst war Stadtschreiber zu Rapperswyl; seine Chronik, welche Tschudi als Quelle anführt, ist verloren gegangen. Fründ und Wanner schrieben natürlich im Interesse ihrer Orte, Wüst dagegen zu Gunsten Zürichs; alle Drei haben am Kriege selbst Theil genommen. Außer den genannten drei Chronisten legte Tschudi seiner Darstellung noch eine Menge Urkunden, Richtungen und andere Dokumente zu Grunde, so daß seine Geschichte des alten Zürichkrieges, wie bereits bemerkt wurde, nicht eine Compilation, sondern eine durchaus selbstständige Arbeit ist. Von Urkunden benutzte Tschudi vor Allem aus diejenigen, welche sich zu Glarus befanden. Von denselben sagt unser Chronist, daß sie, weil in einem feuchten Gewölbe aufbewahrt, zum Theil zu Grunde gegangen seien. Er schickte deßhalb diesen Abschnitt der Chronik an Zacharias Bletz, damit derselbe aus dem Archiv zu Luzern allfällige Lücken ergänzen könnte. Ueberdieß benutzte Tschudi noch die Chronik von Anwyler, welche auch Bullinger anführt, ebenso diejenige seines Freundes Stumpf. Zur Beschreibung der Schlacht bei St. Jakob an der Birs bediente sich Tschudi der Erzählung des Augenzeugen Aeneas Sylvius, dessen Schilderung der denkwürdigen Schlacht auch von Wurstisen wörtlich in seine Basler Chronik aufgenommen worden ist. Der Geschichte des Wallis legte Tschudi theils die Arbeit seines Freundes Simler, theils seine eigenen Forschungen zu Grunde. Simler's **Vallesia,** eine für jene Zeit recht tüchtige Arbeit, ursprünglich ein Theil von dessen größerer Chronik,

erschien 1574, also zwei Jahre nach Tschudi's Tod. Auch die Chronik von Naukler, die Geschichte Mailands von Corio (1503) kannte Tschudi und benutzte sie für seine Arbeit, desgleichen noch eine Menge von Schriften, die wir nicht näher bezeichnen können, weil Tschudi in der Chronik keine Andeutung darüber gegeben hat.

Nachdem wir die Quellen behandelt, auf welche Tschudi seine Chronik basirt hat, ist es wohl am Platz, mit ein Paar Worten auf die historischen Lieder hinzuweisen, die Jener in sein Werk aufgenommen hat. Diese Lieder, obgleich zum Theil aus Diebold Schilling's Chronik entlehnt, verleihen Tschudi's Arbeit ein besonderes Interesse, indem sie als ächte Volkslieder das stolze Selbstbewußtsein der damaligen Eidgenossen ungeschminkt zur Schau tragen. Im 14. und 15. Jahrhundert war nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Deutschland das sogenannte höfische Epos verfallen, indem jene großartigen Ideen, welche das Zeitalter der Kreuzzüge zu poetischer Produktion angeregt, aufgehört hatten, die Gemüther in Bewegung zu erhalten. Wie die Gestaltungen des äußeren Lebens das Schauspiel der Zersplitterung und der Vereinzelung darboten, so verlor auch die Poesie ihren einheitlichen Charakter, und an die Stelle des Epos trat das epische Volkslied, welches nicht einer bevorzugten Kaste, sondern allen Klassen des Volkes angehörte. Ein mächtig aufgeregtes Zeitalter erzeugt aber nicht allein große Geschichtschreiber, sondern weckt auch den Geist der Poesie, wobei freilich Poesie und Geschichte oft zusammenfallen. Tschudi's Chronik ist das schönste Epos aus jenem poesiereichen Zeitalter, welches seinen Gefühlen in gebundener und ungebundener Rede kräftige Worte lieh. Ueber die historische Volkspoesie der alten Eidgenossen bemerkt Gervinus: „Ohne die Existenz der Geschichtschreibung hätten sich

die Schweizerlieder so gut wie die Lieder aus der Völkerwanderung zum Epos fortbilden können, und wer die verschiedenen Sempacher-, Glarner-, Aargauer- und andere Lieder mit einander vergleicht, sieht leicht, wie sie Allgemeingut waren und fortbildend erweitert wurden. So aber hatten sie ihre Hauptwirkung darin, daß sie zuerst wieder im Staatsleben menschliche Empfindungen weckten, die gedrückten Bauern aufathmen machten, Mannkraft und Herz für Vaterland und eigenen Besitz erregten und den frommen Heroismus alter Zeiten in einem tüchtigen Geschlecht wieder in's Leben riefen. Wie gut war es, daß man hier, wenn die österreichischen Spione ihre Schmachlieder auf die Eidgenossen sangen, voll Verketzerung, giftigem Zorn und unversöhnlichem Hasse, die Stimme der Gegner hörte, die auf Gottvertrauen und Recht fußten und ehrlich blieben, selbst wo sie im natürlichen Spotte muthwillig über die Niederlagen der dünkelhaften Gegner scherzten" [44]). Mit richtigem Takte räumte also Tschudi diesen Volksliedern einen Platz in seiner Chronik ein, und ihm allein verdanken wir die Erhaltung mehrerer unter denselben, welche gerade die schönsten und werthvollsten sind.

An die Angabe der Quellen, welche Tschudi seiner Chronik zu Grunde gelegt hat, knüpfen wir passend die Betrachtung, wie er diese Quellen benutzt, und welches sein kritischer Standpunkt überhaupt gewesen sei. Weil die moderne Kritik sich an Tschudi gar arg versündigt hat, indem sie dessen Werke von dem Gesichtspunkte der Gegenwart aus und darum meist falsch beurtheilte, glaubt der Verfasser von vorn herein auf das Unpassende einer solchen Anschauungsweise aufmerksam machen

---

44) Gervinus II, 201. Vgl. auch Rochholz: Eidgenössische Liederchronik, Bern 1835.

zu müssen. Bei der Beurtheilung eines jeden Geschichtschreibers gelten zwar immer gewisse allgemeine Gesetze; um aber die Werke eines Solchen richtig zu würdigen, müssen wir dieselben zuerst im Verhältniß zu der Zeit des Verfassers betrachten. Dieß zugegeben, so wird die Ansicht, als ob Tschudi's Geschichtschreibung unkritisch sei, als durchaus unrichtig erscheinen. Allerdings beruht Tschudi's Chronik nicht auf einer so kritikmäßigen Behandlung der Quellen, wie dieselbe in unseren Tagen von dem Historiker verlangt wird. Wer aber deßhalb Tschudi's Geschichtschreibung eine unkritische nennen wollte, einem Solchen dürften die unmittelbar vorhergehenden Abschnitte dieser Arbeit denn doch die Ueberzeugung beibringen, daß Tschudi nicht ohne Kritik verfahren ist, ja sogar, daß die Neigung und die Anlage zur Kritik unter allen Geschichtschreibern der Reformationsperiode bei Keinem in dem Maße hervortritt, wie bei Tschudi. Dafür sprechen nicht bloß die zahlreichen Urkunden, welche in der Chronik enthalten sind, sondern auch die ganze Art und Weise, wie Tschudi seine Quellen benutzt und verarbeitet hat. Freilich kann hierüber nicht viel Bestimmtes gesagt werden, weil, wie wir gesehen haben, viele alte Chroniken, welche Tschudi seiner Darstellung zu Grunde gelegt hat, nicht mehr vorhanden sind. Daß manche derselben verloren gingen, dazu mochte Tschudi's Chronik selbst nicht wenig beitragen, welcher seine Vorgänger in jeder Beziehung glänzend überflügelte. Gesetzt aber auch, jene Werke der älteren Chronisten wären noch vorhanden, so würde eine solche Untersuchung doch nicht hieher passen, wo es sich mehr um eine allgemeine Beurtheilung unseres Geschichtschreibers handelt. Während die früheren Chronisten mit ihren Annalen oft bis auf Noah und Adam zurückgingen, so beschränkte sich dagegen Tschudi auf einen bestimmten Zeitraum. Um die

Geschichte desselben auf solider Grundlage aufzuführen, sammelte er aus Archiven und Bibliotheken zuerst seine Urkunden; dann stellte Tschudi die Nachrichten aller ihm erreichbaren Chroniken, Urbarien, Protokolle, Volkslieder und mündlichen Ueberlieferungen zusammen, indem er daraus den Mörtel bildete, durch welchen die Bausteine, die Urkunden und die aus denselben geschöpften Nachrichten, zusammengehalten und verbunden werden sollten. So erhielt das ganze Werk eine feste Konsistenz und in den Augen des Lesers eine Glaubwürdigkeit, welche unserem Geschichtschreiber während Jahrhunderten eine unbedingte Autorität verschafft hat. Tschudi war also kritischer als irgend ein Historiker seiner Zeit. Im Gegensatz zu vielen früheren Annalisten suchte er sich möglichst zuverlässige Quellen zu verschaffen; mit gesundem Sinn verwarf er eine Menge fabelhafter Geschichten und Abgeschmacktheiten, wie sie sich aus den Historienbüchern des Mittelalters auch noch hie und da in die Chroniken des 16. Jahrhunderts verirrt haben. Bei der Geschichte des Jahres 1259 führt Tschudi die genealogische Schrift eines gewissen Hieronymus Gebwyler an, welcher das Geschlecht Rudolf's von Habsburg bis auf Noah zurückführte. Von dieser Schrift sagt Tschudi: „Hieronymus Gebwyler hat sich undernommen die Geburt-**Linea** der Grafen von Habspurg ze beschriben von Noe dem Patriarchen bis über Künigs Rudolf von Habspurg Ziten, hat darüber ein getruckt Büchli **Anno Dom. 1517** usgon lassen. Was er nun von Künig Rudolfs Nachkommen bis zu gemelter Zit meldet, ist der Warheit gemäß; was aber die abstigend **Linea** von Geburt zu Geburt bis uff gedachten Künig Rudolf betrifft, ist gar torlich und on allen Grund der Warheit von Ime gestellt. Er söllt doch gedacht haben, das sölichs alle geübten der Historien für Kindisch halten werdind, und ouch

dardurch die herlichen uralten Fürsten von Habspurg nicht erhöchert werdend, dann Fabelgedicht ziert kein Stamm." — Eine andere Schrift, verfaßt von Georg Rüxner, bezeichnet Tschudi gleichfalls als ein Fabelgedicht. Diese Schrift, welche im Jahr 1532 gedruckt wurde, behandelt die Turniere und die turnierfähigen Geschlechter in Deutschland und der Schweiz. Tschudi tritt auf verschiedene Einzelheiten von Rüxner's Schrift näher ein, und weist mehrere erdichtete Angaben des Verfassers mit historischen Gründen zurück. Ebenso tadelt Tschudi die Leichtgläubigkeit des Saxo Grammatikus, welcher gleichfalls eine Menge unwahrscheinlicher Geschichten in sein Werk aufgenommen [45]). Hieraus geht hervor, daß unser Chronist bei der Auswahl seiner Quellen sehr sorgfältig verfuhr, und von seinem Geschichtswerk alles dasjenige fern zu halten suchte, was dem Leser als Erfindung und Fabel erscheinen konnte. Dieses Bestreben ist den Historikern des 16. Jahrhunderts überhaupt eigen, in welchen durch die Lektüre der Alten auch eine gewisse kritische Richtung zum Durchbruch kam, die freilich mit der historischen Kritik unserer Tage nicht verglichen werden kann.

Allein nicht bloß in der Auswahl und in der Benutzung der Quellen folgt Tschudi dem allgemeinen Bildungsgange seiner Zeit; auch die äußere Form seiner Chronik stimmt mit demjenigen überein, was wir von der Geschichtschreibung des 16. Jahrhunderts überhaupt bemerkt haben. Die Bekanntschaft mit den Geisteswerken der alten Griechen und Römer erweckte den Sinn für kunstvolle Darstellung, indem man sich bestrebte, ruhmvollen Thaten und großartigen Begebenheiten auch würdige Worte zu leihen. So erwachte die Ahnung von

---

45) Vergl. Chron. ad. annum 1259.

einer künstlerischen Behandlung der eigenen Geschichte, wie man sie in den Schriften der Alten bewunderte. Die Bekanntschaft mit denselben übte auf die Entwicklung der deutschen Sprache einen weit größeren Einfluß aus, als man gewöhnlich annimmt. Die gründlichsten Kenner des Alterthums schrieben nicht bloß ein zierliches Latein; ihre deutschen Schriften sind ebenso ausgezeichnet, nicht allein was den Inhalt anbetrifft, sondern auch in der äußeren Form. Welcher Gegensatz zwischen dem Latein eines Felix Hemmerlin und demjenigen Vitodurans, zwischen dem Deutsch unseres Tschudi und dem eines Justinger und anderer Chronisten des Mittelalters. Tschudis Sprache ist diejenige des 16. Jahrhunderts, diejenige Luthers, dessen Bibelübersetzung auf die Fortbildung des deutschen Idioms so mächtig eingewirkt hat. Die Sprache Tschudis ist einfach, kräftig und doch anmuthig, der Periodenbau durchaus ungekünstelt, die Sätze sind meist koordinirt und nicht in einander verschlungen. Der kernhafte gemüthliche Styl verleiht der Chronik nicht geringen Reiz; ganz passend hat man Tschudi mit Herodot verglichen, welchem Jener in ungeschminkter natürlicher Darstellung allerdings nahe kömmt. Mag auch Tschudi in malerischer glänzender Darstellung bisweilen von seinem Zeitgenossen und Freunde Bullinger übertroffen werden, die historischen Schilderungen unseres Chronisten gehören dessenungeachtet zu dem Besten, was aus dem Zeitalter der Reformation in dieser Beziehung auf uns gekommen ist. Aus Tschudis Chronik weht ein frischer belebender Hauch uns entgegen, die männliche Gesinnung und das stolze Bewußtsein einer mächtig bewegten Zeit ist gleichsam verkörpert in der lebhaften körnigen Ausdrucksweise unseres Geschichtschreibers. Wo der verdorbene Geschmack eines rhetorischen Zeitalters sich in einer Häufung nichtssagender Phrasen gefallen würde, da

verleiht Tschudi mit ein Paar Pinselstrichen dem historischen Gemälde Farbe und Anschaulichkeit. Wie kurz und treffend schildert derselbe die edle Gesinnung, welche die Urner im Jahr 1415 bei dem Friedensbruch an dem östreichischen Herzog an den Tag legten! „In solichem" — erzählt der Chronist — „tatend die von Uri Ir Hand gar davon, woltend des Lands nit, noch einichen Teil darvon haben, und sprachend, si hettind gekriegt von des Richs wegen und us Gebott des Römischen Künigs, der möcht mit dem gewunnen Land schaffen nach sinem Gefallen, si hettind ein Frid mit Hertzog Fridrich von Oesterrich 50 Jar, der hett vilicht dry gewert. Nun sige der Hertzog mit dem Künig wider verricht; darumb weltind si sin Gut jetzmal nit han. Also ward Inen vast gespottet von denen von Schwytz und von den andern Eidgnossen; die seitend: lug jederman zu, wie sind die Kröpf von Uri aber so fürwitzig und so göttlich, si wend nicht unrechtfertigt Gut, si müssend allweg etwas bsunders han." Ebenso malerisch schildert Tschudi die Entstehung des Hasses zwischen dem Grafen von Toggenburg und dem Bürgermeister Stüssi, indem er von dem Sohne des Letzteren folgendes erzählt: „Es hat der Burgermeister sinen Sun Hans Stüssi etlich Zit an des gemelten Grafen Hof gehept; derselb jung Stüssi was ein unverstandner hochtragner junger Mensch, meint, so er eins Burgermeisters wäri, söltend sich am Hof Stül und Bänk gegen Im bucken. Dise torrechte Hoffart verdroß die anderen jungen Edlen, so am Hof warend, und achtetend Ine nichts desto höcher, hieltend In für ein hoffärtigen Güggel u. s. w." Ganz ausgezeichnet sind Tschudis Schlachtenbeschreibungen, die Farben werden hier nicht so dick aufgetragen wie bei Johannes Müller, und unser Chronist hält sich genau an die Ueberlieferung seiner Quellen. Aber man fühlt bei dem Lesen jener Abschnitte,

daß dem Verfasser warm geworden ist bei der Erzählung von den Großthaten seines Volkes. Hier tritt auch die eigentliche Absicht hervor, welche Tschudi mit seiner Geschichtschreibung verfolgte. Seine Schlachtenbeschreibungen, die wesentliche Grundlage von Müllers Darstellung, gehören zu den gelungensten Parthieen des ganzen Werkes. Ebenso vorzüglich sind die Charakterzeichnungen, in welchen Tschudi eine große Meisterschaft bewährt. Dergleichen Porträts gelingen nur demjenigen Geschichtschreiber, welcher die Anlagen der Menschen im Großen und Ganzen studirt, welcher auf der Bühne des Lebens selbst seine psychologischen Kenntnisse gesammelt hat. Die Charakteristik Bruns, wie sie von Tschudi überliefert worden, ist in alle späteren Geschichtbücher übergegangen. Der Chronist schildert den zürcherischen Peisistratos folgendermaßen: „Do was ein Burger, der ouch der alten Geschlechten und Räten von der ersten Rott was, und nit ein alt Mann, Rudolf Brun genampt. Der wär ouch gern hoch geacht gsin, und ward allweg verschüpft von den andern sinen Miträten, die mer Ansechens hattend. Das verdroß In und begund den gemeinen Mann von Burgern an sich ze henken, bildet Inen in, wie die Rät der Statt Gut unnutzlich mit übermütigem Pracht vertätind, richt si an, das si söltind Rechnung von etlichen Jaren har von Inen vordern, dann der Stadt wurd übel gehuset und der gemein Mann unbillich mit nüwen Stüren beschwärt; tett derglichen, als ob es Im widrig; deß müßt er von den andern sinen Miträten geschüpft und veracht werden. Ob nun sölches diser Rudolf Brun us gutem Grund und Wolmeinung getan von Liebe und Nutz wegen der Burgerschafft, mag man nit wüssen, das gemein Volck aber hat Glouben an Ine, doch sunst nit Jedermann, dann vil hieltend darfür, er tett es allein sich selbs, damit durch des Volcks

Hilff ze erhöchen, wie dann geschach." Uebereinstimmend mit dieser Charakteristik ist Bruns feiges Benehmen vor der Schlacht bei Tätwyl, wovon Tschudi ebenfalls spricht. Es ist aber wahrscheinlich, daß das Bild des großen Bürgermeisters durch eine ihm feindselige Partei getrübt worden; denn die Sage von dessen Flucht bei Tätwyl erscheint erst in den Chroniken des 16. Jahrhunderts. Tschudi folgte der allgemein angenommenen Ueberlieferung. Am gelungensten sind aber die Charakterzeichnungen derjenigen Persönlichkeiten, welche im alten Zürichkrieg eine Rolle gespielt haben. Der letzte Graf von Toggenburg, der Bürgermeister Stüssi und seine Gegner, Thomas von Falkenstein und Hans von Rechberg, die Böcke — alle diese Gestalten sind so trefflich gezeichnet, daß sie anschaulich und lebendig vor des Lesers Seele treten. Ueberhaupt hat Tschudi auf die Beschreibung dieses Krieges großen Fleiß verwandt, und es ist interessant, seine Beschreibung mit derjenigen Edlibachs und Bullingers zu vergleichen, welche jenen Krieg nicht minder ausführlich beschrieben haben.

In der äußeren Darstellung, in Styl und Sprache eines Geschichtswerkes spricht sich bewußt oder unbewußt die ganze Gesinnung des betreffenden Verfassers aus, es wäre denn, daß derselbe es darauf abgesehen hätte, nur die Ereignisse als Solche zu berichten, nicht aber ein eigenes selbstständiges Urtheil bei der Betrachtung der Begebenheiten auszusprechen oder wenigstens durchschimmern zu lassen. Die sogenannte objektive Geschichtschreibung, ein Hirngespinnst moderner Historiker, ist dem Zeitalter unseres Tschudi natürlich unbekannt; die meisten Geschichtschreiber des 16. Jahrhunderts standen dem bunten Treiben des öffentlichen Lebens zu nahe, um nicht an allen Ereignissen der Gegenwart wie der Vergangenheit lebhaften Antheil zu nehmen. Die Mehrzahl jener Chronisten studirte

die Geschichte nicht so fast um sie zu beschreiben, als vielmehr in der Absicht, sich mit den Verhältnissen des Vaterlandes bekannt zu machen. Darum die ungezwungene Natürlichkeit und Frische der Darstellung, die warme Theilnahme, mit welcher jene Chronikenschreiber die denkwürdigen Begebenheiten unserer vaterländischen Geschichte erzählen. In seiner Beschreibung des alten Zürichkrieges nimmt Tschudi offen Partei für seine Landsleute, die Glarner, und für deren Verbündete. Den Bund Zürichs mit dem alten Erbfeind der Eidgenossenschaft tadelt er entschieden, und mit warmen Worten erzählt er den Abschluß des Friedens zwischen den streitenden Parteien, die Wiederbelebung der Eintracht und des eidgenössischen Sinnes. Obgleich Glarner rügt Tschudi dessenungeachtet die Ausschweifungen und Rohheiten, welche die Krieger der verbündeten Orte begingen, unter Anderem den Unfug, den die eidgenössischen Knechte mit den Gebeinen der zu Rüti begrabenen Edeln trieben, das Verfahren gegen den Vogt zu Grüningen, welcher trotz sicherem Geleit ermordet wurde. Ebenso tadelt Tschudi die Hinrichtung der Besatzung von Greifensee, indem er der Erzählung von jenem Ereigniß die Worte beifügt: „Es was ein erbärmkliche Sach, als man je gesach, man hat ouch darnach nit sunders vil Glück noch Heyl an etlichen Orten, und was den Eidgnossen etwa lang Zit Unfalls zustande, das, meint man allweg, es wäri an diser Tat beholet worden.“ So oft Tschudi auf die Kämpfe der Päpste gegen die Kaiser zu sprechen kömmt, zeigt er sich, obgleich Katholik, keineswegs geneigt, die Anmaßungen der Päpste zu billigen, sondern jedesmal spricht er sich entschieden gegen dieselben aus. Die Hinrichtung von Johannes Huß bezeichnet Tschudi als eine Treulosigkeit, obgleich er sagt, daß dessen Lehre ketzerisch gewesen. Ueber Huß selbst spricht sich der Chronist folgender-

maßen aus: „Also meint man, er wer ein Glichsner, und wo Im sin Will were fürwert gangen, wurd er große Uffruren und Zerrüttung im Glouben durch der Weltlichen Hilff gestifft haben, dann in sinen Schaffskleidern und demütigen Geberden stecki ein betrogener faltscher Wolff verborgen; dagegen meintend etlich, er wer ein frommer Mann, der gern das Uebel abstellen und die Laster weren welle." Von Hieronymus sagt Tschudi: „Diser Hieronymus was ein Mensch eines wunderbarlichen Verstands und Sinnrichlichkeit, welcher in Kunst und Wolredenheit den Hussen wit übertraf." Ueber Johann XXIII äußert sich Tschudi: „Er hetti siner vorbegangen schantlicher Taten halb wol bas verdient dann Huß, das man In sollt verbrennt haben." Sehr bezeichnend für Tschudis Standpunkt ist auch das Urtheil, welches er über die Chronik eines Oesterreichers fällt, dessen Name nicht mehr bekannt ist. Tschudi hatte diese Chronik, welche von 1400—1456 reicht, abgeschrieben und mit vielen Anmerkungen bereichert. Am Schluß der Abschrift ist von Tschudi die Bemerkung beigefügt: „Wer dise Chronik gedicht, tut an vilen Orten den Eidgnossen ungütlich und unfrüntlich mit etlichen unglimpfen, die er an etlichen Orten von Inen schreibt; doch ist er ein guter Oestricher gsin, und sinem Herren schuldig, sin glimpf darzetun, er hetti recht oder unrecht, darumb er nit ze schelten ist." Ueberhaupt ist Tschudi in seinem Urtheil sehr mild, und er scheut sich nicht, auch an dem Gegner die guten Eigenschaften rühmend hervorzuheben. Wie bei Herodot, so finden sich auch in Tschudis Chronik manche Stellen, wo dieser den Leser ermahnt, nicht auf sein Glück zu pochen, weil dasselbe schneller verschwinde als gegründet werde. So schließt Tschudi seine Schilderung von dem Unglück Leutholds von Regensberg mit den Worten: „Also soll sich niemant sins Guts und und machts

überheben, dann diser Herr Lütold, so vermeint der von Zürich Herr ze werden, ward Jr Pfründer, als der Krieg dry Jahr gewärt hat." Ueberall tritt in der Chronik die männliche ehrenwerthe Gesinnung des Verfassers hervor, welcher durch die ganze Haltung seiner Arbeit auf das Gemüth des Lesers Eindruck machen, und denselben für die ruhmvolle Vergangenheit der Eidgenossenschaft begeistern will.

Diese Gesinnung Tschudis, sowie seine ganze Auffassungsweise der Geschichte erklärt es auch, warum er an der Ueberlieferung der alten Chroniken und der Volkssage in gutem Glauben festgehalten hat. Von dem Standpunkt, welchen Tschudi jener Ueberlieferung gegenüber eingenommen, ist im Allgemeinen bereits gesprochen worden. Hier dürfte es aber am Platze sein, einige Einzelnheiten nachzutragen, um so mehr, weil sich dieselben auf die Chronik beziehen, von der ja zunächst die Rede ist. Wir haben gesehen, daß Tschudi bei der Auswahl seiner Quellen mit einer für seine Zeit nicht geringen Sorgfalt verfuhr, daß er den offenbaren Fabeln und Mährchen, wie sie noch in vielen Geschichtsbüchern des 16. Jahrhunderts sich finden, in seiner Chronik keinen Platz einräumte; wenn Tschudi dessenungeachtet dergleichen Schriften benutzte, so unterläßt er es nur selten, auf die abgeschmackten Erdichtungen hinzuweisen, welche nach unseres Chronisten Ansicht für ein ernsthaftes Geschichtswerk unpassend sind. Wenn Tschudi manchmal berichtet, „wie die Sun erlasch", wenn er verheerende Seuchen, Erdbeben, Kometen, Ueberschwemmungen und andere Naturerscheinungen mit den geschichtlichen Ereignissen in Zusammenhang bringt, so darf ihm dieser Aberglaube nicht zum Vorwurf gemacht werden, indem er denselben mit den aufgeklärtesten Männern seiner Zeit theilt. Weil Tschudi nicht bloß in solchen Dingen, sondern auch in Beziehung auf die Ueber-

lieferung durch die Volkssage sehr gläubig war, darum ist es sehr natürlich, daß derselbe Sagen, wie die von Tell und von der Befreiung der Länder, ohne Weiteres als wirkliche Geschichte betrachtet und in seine Chronik aufgenommen hat. Wer sich die Mühe nimmt, die betreffenden Abschnitte in der Chronik sorgfältig zu prüfen, wird zu der Ansicht gelangen, daß diejenigen Erzählungen bei Tschudi, welche von der modernen Kritik geradezu als Fabeln bezeichnet werden, oft auf sehr alten Quellen beruhen, und daß unser Geschichtschreiber auch in Beziehung auf die Ueberlieferung durch die poetische Volkssage sehr gewissenhaft verfahren ist. So hat Tschudi unter Anderem die Erzählung von Struthan von Winkelried (1250) dem Jahrzeitbuch von Stanz entnommen. Die Hauptquelle aber, aus welcher Jener die meisten der älteren Sagen geschöpft hat, ist nach unserer Ansicht die Volksdichtung. Wer die Geschichte Tells, wie sie in der Chronik erzählt wird, mit den noch vorhandenen Liedern vergleicht, wird über die eigentliche Quelle Tschudis nicht im Unklaren sein. Ueberhaupt dürfte bei genauerer Untersuchung die Vermuthung sich als richtig erweisen, daß ein großer Theil unserer älteren Schweizersagen auf historischen Volksliedern beruhe, deren Ueberlieferung in der Folge in die Chroniken überging. Von dem Drachentödter Winkelried sagt Tschudi: „Er was eins alten Stammens und unverzagter Held", und ebenso lassen sich in der Tellssage zahlreiche poetische Anklänge herausfinden. Wie unhistorisch die neueste Forschung in der Kritik jener Sagen verfahren ist, dafür nur Ein schlagendes Beispiel. Bekanntlich verweist Kopp die Tellssage in das Reich der Fabel, weil der Person Tells unter Anderem auch in keiner — Urkunde Erwähnung geschieht. Auch die Existenz eines Geßler wird von Kopp geleugnet, indem er urkundlich nachweist, daß die Burg

Küßnacht nie im Besitz eines Geßler gewesen sei. Damit ist aber nicht Viel bewiesen, weil in der Sage, wie sie auch durch Tschudi überliefert wird, gar nichts davon enthalten ist, als hätte Geßler die Burg Küßnacht als Eigenthum besessen. Vielmehr bezeichnet die Sage jene Vögte ausdrücklich als Ausländer, welche unter Albrecht gegen das Herkommen ihre Wohnsitze im Lande aufgeschlagen; weil Geßler keine eigene Burg besaß, wollte er Zwinguri erbauen lassen. — Manche Sage ist bei Tschudi in reinerer Gestalt erhalten als in anderen Chroniken. So z. B. erzählt derselbe bei der Schilderung von dem edelmüthigen Benehmen der Solothurner gegen Herzog Leopold, daß dieser von der Stadt abgezogen sei, weil er gegen dieselbe nichts habe ausrichten können. Eine offenbar später entstandene Sage läßt den Herzog noch in die Stadt reiten und Freundschaft mit den Solothurnern schließen. Auffallend ist es, daß Tschudi bei der Erzählung von der Sempacherschlacht die That Winkelrieds nur beiläufig mit ein Paar Worten erwähnt. „Also was einer von Underwalden, Arnold von Winkelried genampt, ein redlicher Ritter, der sprang für die Ordnung us und umschlug mit sinen Armen ein Teil der Vienden Spiessen; des gab er sin Leben darumb." So erzählt Tschudi die That Winkelrieds, durch welche der Sieg der Eidgenossen entschieden wurde. Viel ausführlicher ist in dieser Beziehung das gleichfalls in die Chronik aufgenommene Schlachtlied von Halbsuter, die älteste Quelle, in der Winkelrieds Heldentod erwähnt wird. Unter den Begebenheiten des Jahres 1091 (?) berichtet Tschudi die Erbauung der Stadt Rapperswyl am Zürchersee, und erzählt die „Sag" von ihrem Ursprung, wiederum ein Beweis, daß unser Chronist manche Erzählung in sein Werk aufgenommen, welche er als bloße Volkssage betrachten mochte. Sehr gewissenhaft ist Tschudi auch in den Zahlenüberlieferungen, welche

er meist den Landbüchern und anderen glaubwürdigen Quellen entnommen hat. Die Zahl der in einer Schlacht Getödteten wird von ihm in der Regel geringer angegeben als von anderen Chronisten, worüber in den Anmerkungen Müllers sich sehr interessante Zusammenstellungen finden.

Diese Bemerkungen dürften dazu dienen, über das Verhältniß Tschudis zur Tradition, zur Volkssage einiges Licht zu verbreiten. Wer den großen Geschichtschreiber nicht von einem unrichtigen Standpunkt aus beurtheilt, wird ihm dafür eher Dank wissen, daß er an der poetischen Ueberlieferung seines Volkes gläubig festgehalten und dieselbe als ein wesentliches Moment in seine Chronik aufgenommen hat. Denn auch die Sage verdient einen Platz in unserer älteren Geschichte, für welche die Urkunden allerdings eine wichtige, aber nicht die einzige Quelle sind. Uebereinstimmend mit der von dem Verfasser geäußerten Ansicht spricht sich ein achtungswerther Geschichtsforscher unserer Tage über das Verhältniß von Geschichte und Sage folgendermaßen aus: „Die Wahrheit in ihrer ganzen Höhe und Tiefe zu ergründen, ist dem Menschen nicht verliehen, ist ein von dem Sterblichen noch nie erreichtes Ziel. Aber wenn wir mit Ernst und einem festen und gewissen Geist zu erforschen trachten, was ein großes Volk Jahrhunderte geglaubt und als beglaubigte Geschichte überliefert hat, was mit seinem innersten Bewußtsein verwachsen ist, was große Thaten und edle Entschlüsse hervorgerufen hat, so ist dieß ein der Geschichte nicht minder würdiges Ziel. Mögen andere den Olympos stürmen, ich kenne nichts Höheres als eines Volkes tiefen, heiligen Ernst, wie er in Sage, Ueberlieferung und Geschichte sich offenbart.“ [46])

---

46) Gerlach in der Einleitung zu seiner röm. Geschichte.

In dem Vorhergehenden dürfte auch der Maßstab angegeben sein, nach welchem Tschudis Darstellung von den ältesten Zuständen der drei Länder und von der Entstehung der eidgenössischen Bünde gemessen werden muß. Dieser Theil unserer vaterländischen Geschichte hat durch die neuesten Forschungen ein besonderes Interesse erhalten, weßhalb es nothwendig ist, auf Tschudis Darstellung näher einzutreten. Nach seiner Ansicht waren die Bewohner der Waldstätte von uralter Zeit her selbstständig und unabhängig, ein von Norden her eingewanderter Volksstamm, welcher sich allmälig in drei abgesonderte Gemeinwesen trennte. Als freie Völker des Reiches anerkannten sie keinen anderen Herren über sich als den Kaiser, und hatten das Recht, sich selbst einen Schirmvogt zu wählen, lebenslänglich oder auch nur auf eine bestimmte Zeit. Zum Schutz ihrer Freiheit schlossen die Bewohner der Waldstätte schon in alten Zeiten Bündnisse, welche sie von Jahr zu Jahr erneuerten. Nach Absterben Ulrichs des letzten Grafen von Lenzburg nahmen die Waldstätte eine Zeit lang keinen Schirmvogt an, weil in ihren Streitigkeiten mit dem Gotteshause Einsiedeln die Kaiser mehrmals gegen sie entschieden hatten. Unbekümmert um die Drohungen der höchsten Reichsgewalt trotzten sie der Acht und dem Banne. Doch waren sie in den Kämpfen der Hohenstaufen mit den Päpsten getreue Anhänger der Kaiser. Im Jahr 1206 (?) erneuerten die Waldstätte ihr altes Bündniß auf 10 Jahre, eine Nachricht, die Tschudi dem Zeitgenossen Klingenberg entnommen hat. Schon damals besaßen ausländische und einheimische Edle, unter Anderen die Grafen von Habsburg, Güter in den Ländern. Auch Gotteshäuser, wie Muri, Murbach, Wettingen u. s. w. hatten Besitzungen daselbst mit eigenen Leuten. Diese Zinsbauern, welche unter der Gerichtsbarkeit ihrer Herren

ſtanden, mußten den allgemeinen Geſetzen der Landleute gehorchen, konnten aber als eigene Leute keine Aemter bekleiden. Kaiſer Otto IV., als Gegner der Hohenſtaufen den Waldſtätten abgeneigt, gab dieſen im Jahr 1209 den älteren Rudolf von Habsburg zum Schirmvogt. Die Schirmvogtei desſelben wurde aber im Jahr 1232 auf Anſuchen der Länder durch den deutſchen König Heinrich (nachher Heinrich VI.) wieder aufgehoben, indem derſelbe durch dieſe Maßregel die Bewohner der Länder noch enger an das Haus der Hohenſtaufen zu knüpfen ſuchte. Darum zogen denn auch 600 Mann aus den Waldſtätten mit Friedrich II. vor Faenza, wo ſie jene Freiheitsurkunde erhielten, welche die ſtaatsrechtliche Grundlage für die Freiheit der drei Länder geworden iſt. Als nach dem Untergang der Hohenſtaufen alle öffentlichen Verhältniſſe begannen unſicher zu werden, nahmen die Waldſtätte aus freiem Willen den jüngeren Grafen Rudolf von Habsburg zum Schirmvogt an. Als Rudolf den deutſchen Königsthron beſtiegen, beſtätigte er, eingedenk der alten Freundſchaft, den drei Ländern ihre Freiheiten. Dasſelbe geſchah auch durch ſeinen Nachfolger Adolf von Naſſau. Mit beſonderer Vorliebe ſchildert Tſchudi die edle Perſönlichkeit dieſes Fürſten. „Man ſoll wüſſen" — heißt es in der Chronik — „das der Römiſche Künig Adolf ein ſanffter gütiger Herr geweſen, ouch wis, verſtändig und unverzagts daffers Hertzens, der ſin Mannheit an mengem Veldſtrit bewyſen, hat ouch dem Römiſchen Rich, als lang er geregiert, nie ützit an ſich und ſine Kind abgezogen, ſunder es geüffnet, dann er koufft die Marggrafſchaft zu Michſnen us ſinem eignen Gut und gabs an das Rich zu Eigentumb, welche Marggrafſchafft harnach Hertzog Albrecht, als er Künig ward, dem Churfürſten von Saxen us des Richs Handen hingab. Künig Adolf ſucht nit ſiner Kinden ſundern

des Richs Nutz und Uffnung, deshalb er des Titels Merer des Richs wol würdig. Man kondt kein unloblich Stuck von Im sagen, dann allein, das er Hertzog Albrechten vorher ze vil Mutwillens nachgelassen, das Im vil ungunsts bracht." Weil Adolf sich den Eidgenossen freundlich erzeigte, deßhalb mochte allerdings der Chronist ihn so sehr loben; doch war Adolf gewiß nicht so schlimm wie Albrecht. Dann beschreibt Tschudi sehr ausführlich, wie Albrecht, nachdem er König geworden, den Versuch gemacht, in der Schweiz ein Fürstenthum zu gründen, wie er den Ländern die Bestätigung ihrer Freiheiten verweigert und ausländische Vögte in's Land geschickt habe. Albrecht's Tyrannei hatte den Bund im Grütli zur Folge, von welchem es bei Tschudi heißt: „Sölchs ward Jedem, so in diese Püntnuß ging, vor geöffnet, dann si nit begertend, jemand weder Geistlichen noch Weltlichen des Sinen, was Im von Recht und Gewonheit gehört, ze berouben, sonder allein vor bösem Gwalt sich ze beschirmen und Ir alte Fryheit ze handhaben." Albrecht's Tod änderte für einige Zeit die Situation, ohne daß seine Söhne ihren Ansprüchen entsagt hätten, bis die Waldstätte durch den Sieg bei Morgarten ihre Freiheit behaupteten und befestigten. Den ersten ewigen Bund der drei Länder setzt unser Chronist in das Jahr 1315 unmittelbar nach der Schlacht am Morgarten.

So schildert Tschudi die Entstehung der eidgenössischen Freiheit. Seine Darstellung ist in alle späteren Geschichtsbücher übergegangen; auch Johannes Müller hat an Tschudi's Ansicht festgehalten und ist derselben in seiner Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft gefolgt. Nach Tschudi und Müller verfochten also die drei Länder gegen Habsburg-Oesterreich ihre alten Rechte und Freiheiten, und wehrten sich gegen fremde Usurpation. In neuester Zeit ist durch Kopp gerade

die entgegengesetzte Ansicht ausgesprochen worden, welcher, auf urkundliche Forschungen gestützt, nachzuweisen versucht hat, daß die drei Länder ursprünglich Herrenland gewesen, in welchen das Haus Habsburg erbliche Hoheitsrechte, namentlich das Recht der Landgrafschaft über Uri und erbliche Vogteigewalt über Schwyz und Unterwalden, besessen habe. Die Kämpfe der ersten Eidgenossen sind demnach widerrechtliche Anmaßungen gegen ein gerechtes, aber unglückliches Fürstenhaus. Von unserem Chronisten sagt Kopp: „Tschudi's Glaubwürdigkeit und Gründlichkeit ist von Müller und lange Zeit auch von mir viel zu hoch angeschlagen worden. Ich sage dieses, ohne dessen übrige Verdienste zu verkennen oder schmälern zu wollen; allein sein allzeit reger Haß gegen Oesterreich hat ihn zu zahllosen Unrichtigkeiten und Verunglimpfungen verleitet, und die Sucht, Alles umständlich zu erzählen, schob ihm eine Menge Erfindungen unter." [47]) Dann macht Kopp Tschudi noch den Vorwurf, daß er das Archiv zu Luzern nicht gehörig benutzt habe, worüber im Früheren bereits gesprochen worden ist.

Die Resultate von Kopp's Forschungen erregten natürlich großes Aufsehen; man jammerte darüber, daß eine kalte Hand jenen poetischen Duft zerstört habe, welcher der Geschichte der ersten Eidgenossen einen so eigenthümlichen Reiz verleiht. Doch konnte nicht geläugnet werden, daß manche Ansicht, die Kopp ausgesprochen, schwer zu widerlegen sei, daß derselbe ein neues Leben in die Behandlung der älteren Schweizergeschichte gebracht habe. Die kritischen Resultate unseres Forschers gaben die Veranlassung zu einer Menge von gründlichen Untersuchungen, durch welche die Geschichte der eidgenössischen Bünde neues Licht erhielt. Da wir es aber zunächst mit

47) Kopp: Urkunden zur Geschichte der eidgen. Bünde 1835 und 1851.

Tschudi's Geschichtschreibung zu thun haben, so versteht es sich von selbst, daß auf die Kontroverse, welche durch Kopp's Forschungen hervorgerufen wurde, hier nicht näher eingetreten werden kann. Der Hauptfehler, den der Kritiker begangen, besteht darin, daß er die Geschichtschreibung Tschudi's von einem einseitig-kritischen Standpunkte aus beurtheilt, daß er an die Ueberlieferung unserer älteren Chronisten einen ganz allgemeinen Maßstab legt, anstatt die Geschichtswerke Tschudi's und seiner Vorgänger von ihrem eigenen Standpunkte aus zu beurtheilen. Die historische Kritik und die Quellenforschung des 16. Jahrhunderts ist ganz verschieden von derjenigen unserer Tage, und darum ist es denn auch durchaus unrichtig, wenn Kopp behauptet, Tschudi habe aus mißverstandenem Patriotismus die Geschichte der Bünde in idealem Lichte dargestellt. Tschudi hat sich seine Ansicht von der Entstehung der Eidgenossenschaft nicht willkürlich gebildet, er hat sie in seinen Quellen bereits vorgefunden, das ganze Volk war von dieser Ansicht durchdrungen, und unser Geschichtschreiber Tschudi nur ein Organ, durch welches sich das allgemeine Volksbewußtsein aussprach. Noch nie hat ein Historiker von sich aus die Geschichte gemacht, wohl aber ist derselbe nach den Gesetzen der menschlichen Natur gewissen allgemeinen Eindrücken unterworfen, über welche er sich nie ganz erheben kann. Das ist allerdings richtig, daß Tschudi an manchen Stellen seines Werkes sich bemüht, die Freiheit der drei Länder als von alten Zeiten her bestehend erscheinen zu lassen. Ein gründlicher Kenner der vaterländischen Geschichte [48]) bemerkt hierüber

48) Meier v. Knonau im Museum für Geschichte. Uebereinstimmend mit demselben spricht sich auch der alte Füßli aus in seiner Staats- und Erdbeschreibung der Schweiz, indem er sagt: „Die Skribenten haben eine gute Absicht. Sie machen die Freiheit der Städte und Länder alt, und

sehr richtig: „Es darf uns nicht befremden, daß die älteren Schweizerchroniken und, auf sie gestützt, geachtete Geschichtschreiber und das Volk selbst die Freiheit in ein graues Alterthum zurückführen wollten; denn tief ist den meisten Menschen der Gedanke eingeprägt, daß das Alte ein stärkeres Recht begründe und auf größere Achtung Anspruch machen könne. Daher die zahlreichen Bestrebungen, den Ursprung oder auch die Geschichte der Länder bis in ein hohes Alterthum hinaufzuführen. So kam es, daß man auch der Freiheit einen Stammbaum geben zu müssen glaubte, und die, welche eine lange Ahnenprobe aushielt oder auch nur glaubwürdig machen konnte, für weit stärker, fester und sogar für edler ansah als eine neue Freiheit, selbst wenn diese letztere auf glänzende Thatsachen oder feste Verträge sich gründete." Ein Beispiel davon, wie Tschudi oder, besser gesagt, die ganze ältere Geschichtschreibung verhältnißmäßig spät entstandene Verhältnisse in uralte Zeiten zurück zu versetzen pflegt, ist die Darstellung der ältesten Zustände von Glarus, wie sie in der Chronik unseres Geschichtschreibers enthalten ist. Das Thal Glarus hatte nach Tschudi's Annahme schon im 12. und 13. Jahrhundert eine Art von demokratischer Verfassung, einen vom Volke an der Landsgemeinde gewählten Landammann und einen Landrath, der die gewöhnlichen Landesgeschäfte besorgte. Durch die neuesten Untersuchungen ist jedoch nachgewiesen worden, daß die demokratische Verfassung der Glarner erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts begründet wurde, daß im

---

wollen damit beweisen, daß Diejenigen, welche Freiheit erlanget, nichts Anderes gewonnen, als was sie vorher verloren hätten. Die Sache wäre recht, wenn die Historie nicht dadurch umgekehrt würde. Meines Bedünkens ist es eben so löblich, aus einem Sklaven frei werden, als die Freiheit verlieren und hernach wieder erwerben.

Jahr 1387 die Landsgemeinde sich zum ersten Mal selbst Gesetze gegeben, und Gericht und Rath eingesetzt hat. Anders als in Glarus waren aber die Verhältnisse in den Waldstätten. Doch muß zugestanden werden, daß Tschudi auch die Freiheit der drei Länder in allzu weite Ferne hinaufrückt, in eine Zeit, da es dort noch gar keine Bevölkerung gab. Allein Tschudi hatte nun einmal keinen Grund, an der allgemein angenommenen Ueberlieferung zu zweifeln, was dem kritischen Standpunkte seiner Zeit vollkommen entspricht. Wir haben bereits darauf hingedeutet, daß Kopp nicht allein manche Angaben der geschichtlichen Ueberlieferung in Frage stellt, sondern daß er auch jene Sagen, welche die Geschichte der ersten Eidgenossen mit einem poetischen Nebel umhüllt haben, als unhistorisch verwirft. Kopp stützt sich hiebei wieder auf seine Urkunden, welche von den Begebenheiten, die in den Sagen berührt werden, nichts enthalten, ja sogar denselben bisweilen widersprechen. Das ist aber einleuchtend, daß ein Geschichtswerk nicht bloß auf Urkunden beruhen kann. Die echte Volkssage birgt, wie wir gesehen haben, immer einen historischen Kern in sich, und wenn gleich manche Einzelheiten unserer älteren Sage geschichtlich nicht nachweisbar sind, so steht doch so viel fest, daß gerade die Hauptzüge darin auffallend mit solchen Ueberlieferungen übereinstimmen, die urkundlich beglaubigt sind. Ueberhaupt haben die neuesten Forschungen, welche vorzüglich durch Kopp's Kritik hervorgerufen worden sind, Tschudi's und Müller's Ansicht von der Entstehung der eidgenössischen Bünde im Ganzen bestätigt [49]). Kopp wirft unserem Tschudi vor, er habe aus Haß gegen Oesterreich die

49) Vergl. Bluntschli: Geschichte des schweiz. Bundesrechtes. Alles, was gegen Kopp's Ansicht beigebracht werden kann, ist im ersten Abschnitt dieses Werkes zusammengestellt.

Gegner der Eidgenossen verunglimpft, d. h. mit anderen Worten, er habe absichtlich die Geschichte entstellt. Bei einer genaueren Untersuchung der Sache fällt der Vorwurf auf Kopp zurück, welcher sich alle Mühe gibt, die Persönlichkeit König Albrecht's in reinem Lichte darzustellen, ihn zu einem Märtyrer zu stempeln, welcher an der konsequenten Durchführung seiner Herrscherplane durch die rebellischen Eidgenossen verhindert worden sei. Aber Tschudi und Johannes Müller sind nicht die Ersten, welche die schlimme Seite von Albrecht's Charakter hervorheben; Müller citirt in seinen Anmerkungen österreichische Geschichtsquellen, in welchen Albrecht eben so schlimm erscheint wie in unseren Schweizerchroniken. Adolf von Nassau nennt Kopp — allerdings in schroffem Gegensatz zu Tschudi — einen unweisen Grafen aus machtlosem Hause, dem die Krone zur Besudelung hingegeben worden sei. Diese Behauptung ist jedenfalls zu stark. Es ist sodann gar nicht angenehm zu lesen, wie Johannes Müller und dessen Vorgänger Tschudi von Kopp bei jeder Gelegenheit geschulmeistert werden. Trotz aller Verdienste, welche sich der Letztere um die vaterländische Geschichte erworben, verhält er sich dessenungeachtet zu Müller wie der Zwerg zum Riesen. Müller ist Geschichtschreiber, Kopp bloß Sammler und Geschichtsforscher; Jener hat ein Werk für die Nation geschrieben, an welchem sich jeder Gebildete erfreut, von Kopp's Geschichte der eidgenössischen Bünde wird selbst der Geschichtsfreund sich kalt und gelangweilt wegwenden; denn hier ist nichts als Mosaikarbeit, ein aus unzähligen, sorgfältig gesammelten Theilchen bestehendes Ganzes, dem leider nur das geistige Band fehlt, der Genius und die Kunst des Geschichtschreibers. Durch eine wiederholte und aufmerksame Lektüre von Kopp's Schriften ist der Verfasser zu der Ueberzeugung gelangt, daß Kopp durch seine

Vorreden zu den Urkunden sich zum Mindesten des Verdachtes schuldig macht, als ob er sich durch seine Ehrenrettung Habsburg-Oesterreichs eine günstigere Stellung zu verschaffen suche, als ihm die Eidgenossenschaft zu geben im Stande ist. Hören wir, was Kopp von einem Nachkommen seines geliebten Albrecht sagt: „Die alte Eidgenossenschaft steht nicht mehr, auch das heilige römische Reich brach zusammen, und ein biederer Enkel König Rudolf's, der Letzte, welcher die Krone des römischen Kaisers und des deutschen Königs zu tragen erwählt worden, ist in unseren Tagen zu Grabe gegangen." Dann zählt Kopp — weit entfernt von der Bescheidenheit eines Tschudi und Müller — die gelehrten Gesellschaften auf, welche ihn zum Ehrenmitglied ernannt. Natürlich steht die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien voran [50]). Ganz sentimental wird uns zu Muthe, wenn Kopp ausruft: „Man nehme einmal an, es haben die von den späteren Chronisten erzählten und vielfach ausgeschmückten Greuelthaten der angeblichen Vögte in den drei Ländern gar nicht stattgefunden, welches menschliche Gemüth wird nicht bei diesem Gedanken erleichtert! Muß nicht der alte Haß, in welchem wir gegen Oesterreich und alles Deutsche auferzogen werden, zur Ehre der Menschheit allmählig schwinden?" Wer zwischen den Zeilen lesen kann, wird unsere Ansicht theilen, und wir dürfen wohl den Satz, welchen Kopp über seine Gegner ausgesprochen hat, auf ihn selbst anwenden: „Für Erforschung objektiver Wahrheit fehlt ihm der unbefangene Sinn; an ihm als einem Unberufenen ist der Geist der alten Jahrhunderte, wie

---

50) Wer sich darum interessirt, von welchen gelehrten Gesellschaften Kopp zum Ehrenmitglied ernannt worden, lese den Titel von dessen Geschichtsblättern aus der Schweiz.

Hamlet's Geist, ohne ihm Antwort zu geben, spurlos vorübergegangen" [51]).

Nachdem wir auch die Chronik ausführlich besprochen haben, sind wir mit der Würdigung von Tschudi's Geschichtschreibung zu Ende, und es bleibt uns nur noch übrig, den Einfluß anzudeuten, welchen unser Chronist auf alle späteren Geschichtschreiber ausgeübt hat. Das große Werk Tschudi's, welches zu dessen Ruhm am meisten beigetragen hat, gleicht einem Riesenbau, der, Jahrhunderte hindurch feststehend, in einzelnen Theilen von dem Zahn der Zeit zerstört wird; obgleich die herabgefallenen Bausteine von einem Epigonengeschlecht zu eigenen neuen Bauten benutzt werden, steht das Gebäude dessenungeachtet noch als Ganzes da, ein unzerstörbares Denkmal von dem rastlosen Fleiße eines Mannes, welcher den größten Theil seines Lebens dem Vaterlande und der Erforschung von dessen Geschichte gewidmet hatte. In welchem Ansehen Tschudi bei seinen Zeitgenossen stand, davon ist bereits gesprochen worden. Aber nicht allein Stumpf, Bullinger, Simler und andere Chronisten des 16. Jahrhunderts haben Tschudi's geschichtliche Werke als Quellen für ihre eigenen Arbeiten benutzt. Unsere vaterländische Geschichte beruht auch in ihren neueren Bearbeitungen zum guten Theil auf der Chronik von Tschudi; beinahe jeder Geschichtschreiber der

---

51) Als im Jahr 1843 ein zürcherischer Geistlicher dem Erzherzog Johann vorgestellt wurde, äußerte sich der Letztere mit großer Hochachtung über Johannes Müller, sprach sich aber sehr entschieden gegen Kopp's Kritik aus, zumal gegen das Einseitige derselben, wodurch die Sage aus der Geschichte verbannt werden soll. „Kopp's Schriften schaden Oesterreich mehr als der Schweiz," bemerkte der Erzherzog, „und wie vor Jahrhunderten, so haben wir auch jetzt eine Menge schlechter Beamte, welche ein späterer Geschichtsforscher eben so gut rein waschen kann, wie Kopp seinen Geßler und unsere Ahnen."

Schweiz führt dieselbe als Quelle an. Joh. Konr. Füßli spricht sich in seiner Staats- und Erdbeschreibung der schweizerischen Eidgenossenschaft (II, 46) über Tschudi folgendermaßen aus: „Aegidius Tschudi, den man insgemein Gilg Schudi nennt, wird von den »**delices de la Suisse**« unter die Reformationsfreunde gezählt, aber ohne Grund; denn er ist nicht nur bei der katholischen Kirche verharret, sondern hat auch für dieselbe geschrieben. Einige seiner theologischen Arbeiten werden in dem Kloster Engelberg in Handschriften aufbehalten; sonst ist er ein verehrungswürdiger Mann gewesen. Er besaß viele Gelahrtheit, erwies sich in seinen Amtsverrichtungen treu gegen das Vaterland, und hat sich durch seine Chronik um die ganze Schweiz verdient gemacht. Er hat die Urkunden am fleißigsten gesammelt und selbige seiner Chronik einverleibt. Aus selbigen ist Vieles zu erlernen, daraus die Geschichten aufgeklärt werden können. Dem gelehrten J. R. Iselin in Basel haben wir es zu danken, daß wir dieses Buch gedruckt lesen können. Daß es nicht genug Leser findet und zum Theil in dem Gewölbe des Verlegers vermodern muß, ist dem Geschmack unserer Zeit zuzuschreiben, da man das Wichtige liegen läßt und sich an Kleinigkeiten vergaffet." G. E. Haller nennt unseren Geschichtschreiber nur den großen, den unsterblichen Tschudi, den Großvater der helvetischen Geschichte. Seiner Unparteilichkeit, Aufrichtigkeit, Genauigkeit und männlichen Schreibart ertheilt er die größten Lobsprüche. Keiner aber wußte die Bedeutung Tschudi's besser zu würdigen als Johannes Müller, welcher die Chronik seines großen Vorgängers als Kollektaneenbuch, als das Gerüst gebrauchte, an welchem er sein kunst- und geistvolles Werk aufbaute. In den Vorreden zu seiner Geschichte der Eidgenossenschaft, sowie in den Briefen spricht sich Müller mehrmals mit Begeisterung über Tschudi aus, von

dem er unter Anderem sagt: „Gilg Tschudi, ein Glarner, hat fast alle Zeiten der schweizerischen Länder mit einer solchen Belesenheit, mit so getreuem unermüdetem Fleiß und alter Würde beschrieben, daß er ältere und neuere Geschichtschreiber dieses Landes hinter sich gelassen. Er war aus einem Geschlecht, welchem in Europa wenige gleichkommen. Als Jüngling erwarb er sich das Zutrauen seines Volkes, im Alter war er dessen Oberhaupt. Es ist kein Kanton, wo er nicht Freunde gefunden; Kaiser Ferdinand, an welchen er gesandt worden, ehrte ihn, viele Großen suchten ihn. Er sah die erste lichterlohe Flamme der Kontrovers. Dieselbe Parteiung hat ihn zu keinem ungebührlichen Wort verleitet und kein Haar breit von der Wahrheit entfernt; er besaß früh große Gelehrsamkeit, im hohen Alter behielt er seinen Fleiß. Seinem Sohn hinterließ er gute Waffen und einen Reichthum, wovon er den Armen wohlgethan hatte, allen Tschudi und allen Glarnern den Ruhm, daß der Geschichtschreiber der alten Schweizer aus ihrem Geblüt und unter ihnen entsprossen und geehrt worden." Kürzer, aber nicht minder rühmlich, spricht sich Göthe (Farbenlehre II, 139) über Tschudi's Chronik aus, indem er sagt: „Wer das menschliche Herz und den Bildungsgang der Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede stellen, daß man einen trefflichen Menschen heranbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu gebrauchen als Tschudi's schweizerische oder Aventin's baierische Chronik" [52]).

Schiller hat Tschudi's Chronik nicht bloß den Stoff zu mehreren Balladen entnommen, auch das Meisterwerk des großen

---

52) Ueber Tschudi als Geschichtschreiber vgl. noch Guilliman de reb. Helv. ed. 1589, pag. 67. J. J. Hottinger's helv. Kirchengeschichte 1698, III, 903 und IV, 1. Meier's Handbuch der Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft I, 468. Der Kanton Glarus von Blumer u. Heer, 324.

Dichters, der Wilhelm Tell, beruht auf einem sorgfältigen Studium der Chronik unseres Geschichtschreibers. So reicht die Poesie der Geschichte die Hand; denn auch die Entfernung von Jahrhunderten kann verwandte Geister nicht von einander trennen. Des Dichters Werk ist das schönste Denkmal für Tschudi, die Chronik und der Wilhelm Tell sind Zwillingskinder eines und desselben Vaters, der Liebe zur Freiheit, der Begeisterung für das wahrhaft Große und Schöne.

Anhang.

A. Tschudis Briefe chronologisch zusammengestellt.

Briefe von Tschudi.

(1517—1572.)

---

1. Tschudi an Zwingli.

Εὖ πράττειν! Posteaquam jamdudum, vir eruditissime, ad te scripserim, nunc demum iterum ad te dare literas cogor; quamvis tamen illibenter tuam humanitatem meis indoctis atque ineruditis literis conturbem, tamen necessitas ita cogit me, ut id me facere oporteat. Jam pridem enim literae Petro atque Valentino adlatae sunt, ut discederent, atque ego hic cum Glareano manerem, quousque hinc pergeret. Ille tamen, ut audio, non ultra Pascha hic manebit, atque neminem tunc habebo, qui me erudiat. Si namque opus erit, me ad patriam ire, nec deinde studere, statim obliviscar omnium, quae didici. Quare rogatum te habeo, vir eruditissime, si uspiam id esse poterit, me ad te recipias; non enim cum aliquo docto libentius esse velim quam tecum. Ubicunque igitur hoc promereri quivero (modo id fiat): ero semper paratissimus. Hisce vale.

Basileae ad Febr. 1517.

Tuus Aegidius Scudus.

---

2. Tschudi an den Rath zu Zürich.

Den Edlen, vesten, Fürsichtigen, Ersamen und wysen Bürgermeistern, Räte und großem Rat der Statt Zürich, minen sonders gnedigen lieben Herren.

Min gantz willig Dienst syendt Ewr Lyb alzit bereit. Alsdan ich vast nach gehaltenem Tag zu Baden für Ewr und ander mi-

ner gnedigen Herren der 7 orten wisen Ratzbotten beruft worden, alda gehandlet von wegen des abscheids, so durch obberürter Orten Botten vormalen zu Sangans uffgericht, antreffende die von Flumbs, ouch Herrn Martin iren Pfarrer, vnd also uff jetzigem Tag zu Baden, nach verhörtem Abscheid, vorbemelten und anderer Zufällen mir in Bevälch geben, denselben Herrn Marti Pfarrer abzestellen und hinweg ze wysen, und demnach gemein Kilchgenossen zu Flumbs von nüwem umb den glouben meren söllendt, nach lut des Landtfridens. Uff sölichs, so ich anheimbsch bin worden, hab ich, als der so siner Herrn Bevälch gern stat tun wölt, vff gestern Sonntags durch den Weybel zu Flumbs ein vollkommen gmeind der Kilchgnossen, den nechstkünfftig Sonntag ze erschinen verkünden lassen, hab ouch bevolchen dem Predicanten und dem Priester, so Mäß hat, bis Wochen still ze ston bis uff Erlüterung des Mers; vff das, gnädige liebe Herren, ist mir uff Nächt von Ewr Wisheyt ein schrifft zukommen, irs Inhalts, das ich mit sölchem Mer stillston und Herren Martin das göttlich Wordt fürer verkünden lassen soll bis uff witern Bescheydt, dadurch ich gantz fest bestanden bin, dan Ewr Lieb selbs wol betrachten, was grosser gfaar mir daruff stat, so doch ich der 7 orten gemeinklich knächt und amptmann soll syn, von denen mir zum Theyl solch obgerürt Bevälch gäben worden, dem nachzegan, und ich also jetz von der andern orten dheinem, dann allein von üch hinder sich ze ston angefordert wird, will mir die Sach zu schwer syn. Pitt Ewr wysheit wöll söllichs gnedigklich bedenken, dan ich dis gedächten Bevälch mit glympf und Fugen nit weyß ab und us zegon, sonder im Namen Gottes uff nechstkünfftigen Sontag, wie obstat, meren lassen, frig, unbedingt und on alles gfaar. Doch darby will ich üch, minen gnädigen Herren, zu lieb gern verschaffen, was joch zu mer werd, das doch kein Pfarrer wyter angenomen werd, bis das aber nechstmals von üch und andern miner gnädigen Herren, den 6 orten, Tagsatzung geleist worden. Ob dan Ir und andere bemeldte ort, mine gnädigen Herren, solch Meer und annemmung des Pfarrers gemeynlich oder der mer Theyl in Kräfften erkhennendt, ald welcherlei Ir üch witer vereinbarend und mir in Bevälch gebend, darby will ichs underthänigklich beliben lassen, dem gern nachkommen und vollstrecken. Verhoff Uewr Gnaden

werd sölch ein geschrifftlich antwurdt von mir gnedigklich uffnemmen und nit begern, mich in einich gfaar ze bringen, als ich dan üch aller gnaden, Liebe und guts sonder hoch vertruwe. Dan ich bin nit willens, die biderben Lüt, so in diser Ewr miner Herren graffschafft wonend und sich des gotzwordts Ewr Ers. Wysheit glichförmig gemacht habend, dheinswägs ze äfferen noch ze beschwären mit vffsatz. Es habend ouch die von Ragatz uff gestern Sontags des gotzwordts halben gemeret, und sich mit dem mere Ewr wysheit glichförmig gemacht, darby ich nit gewesen bin, doch ists mir wol gefellig, so doch sy sölchs mit dem meren gethon hond. Ich wölt gern zu Flumbs der Sach dermaß ouch mit dem meren entladen werden, damit ich der unruw abkäm, gult mir glich, was ze mer wurd, dan ich weyß wol, wo sölichs nit beschicht, das weder Ir mine gnädigen Herren noch ich kein Ruw werden haben, und zu besorgen ein groß unglück und verrat erwachsen möcht. Pitt Ewr wysheit wöll mich alzit in gnädigem beväld haben.

Datum Sangans Montags des 28. Tags Mertzen 1530.

Uewer williger Diener.

Gilg Schudy von Glarus ietz Landtvogt in Sanganser landt.

---

3. Tschudi an Martin Manhart zu Flums.

Herr Martin, Ir wissent, wie ich üch von wegen Uewres Fride- und Mandatprüchigen Predigens, fürder nit mer ze predigen bis uff Zukunfft miner gnedigen Herren der 7 orten Ratsbottschafften, ab und still ze ston, mer dann einmal gebotten hab, und wiewol das alles nit hilfft, sonder Ir uff Uewerm unghorsamen Fürnemmen mit üwern Anhängern beharrend, hiemit zu siner Zit der Sach gnug beschehe, so gepüt ich Uech und üwern anhengern bi üwern Eyden, das Ir nochmals Predigens abstondendt bis uff Zukunfft gedachter miner gnedigen Herren.

Datum Sangans uff Johannis des Evangelisten Tag 1530.

Gilg Schudy Landtvogt zu Sangans.

---

4. Aegidius Tschudus Beato Rhenano S. D.

His redditae sunt mihi literae tuae, vir humanissime, una cum libello gestorum Ariminii. Sed cum primas accepissem, non potui mox respondere, impeditus Gallica legatione, quae et quadrimestri tempore in Gallia me retinuit. Reversus autem, ne deessem amico, volui brevibus respondere, quid mihi in quibusdam locorum et populorum videretur. Et principio quidem, cum tibi videatur Lentienses non esse Lintzgoios juxta lacum Podamicum habitantes, sed magis eos, qui habitant circa oppidum Lentzkirch, magis mihi tua, quam mea arridet opinio, atque ob id libens cedo. Deinde cum scribas, me nimium tribuere Straboni, viro Graeco et externo, quando ille dicit, Germanos sic dictos, quod fratres fuerint Gallorum ob morum conformitatem ect. Referam, quid me moverit ad credendum huic Graeco autori externoque viro. Primo Strabo diligentius conscripsit Alpes, Alpinas gentes, Rheni ortum, lacum Podamicum, Helvetiorum, Rhaetorum, Vindelicorum, Gallorum, Germanorum, Italorum atque aliorum populorum regiones, quam ullus fecerit Latinus autor, diligentissime singulorum populorum loca et situs commonstrans, non quod sua persona has regiones omnes lustravit, sed Germani quidem et Galli haec omnia sibi suppeditaverunt, aut certe ingeniosi quidam milites, qui bellorum occasione omnes istas lustrarunt regiones. Vide, quaeso, quam oscitanter Caesar describat ortum Rheni, et cursum ejus negligens, et Rhaetos apud quos oritur, et lacum Podamicum quem efficit. Tacitus quoque et Ptolomaeus nullam faciunt mentionem de hoc lacu; et Mela obiter meminit nominis ejus. At Strabo diligenter eum describit, referens etiam qui populi et regiones ad illum usque pertingant. Si ergo vir ille in minutis his disquirendis tam diligens fuit, quis dubitet eum non diligentiorem fuisse in inquisitione magni illius Germanorum nominis? Et hic quidem nihil ex cerebro suo, sed quod alii experti viri ei suggesserunt, hoc conscripsit. Commendanda est igitur hujus Graeci viri diligentia, et magnis praeconiis extollenda, et nequaquam tantus autor contemnendus, quod longe a nobis dissitus fuit.

Si in minutis rebus verax deprenditur, ut jam indicavimus, quis non credat ei in majoribus, praesertim in his quae de Germanorum scripsit nomine? Vixit quidem ante Tacitum et ob id verisimiliora sunt verba ejus quam Taciti, qui scribit nomen Germaniae vocabulum esse recens, etiam cum Caesar et alii quam plures longe ante eum mentionem fecerint Germanorum. Quin et Livius indicat, se repperisse apud antiquos autores, tempore Tarquinii Prisci Germanos in Italiam profectos ect. Unde igitur est, ut Tacitus ex Germania novum faciat nomen, nisi quod somnium capitis sui scribit, sicut et de origine Judaeorum et veneratione Christianorum similia prodidit somnia? Ob id Tertullianus in Apologetico capit. 16. eum reprehendit, vocatque rabulam mendacem, id quod Straboni ab antiquis autoribus nunquam factum legimus. Verisimile igitur videtur esse id, quod scribit de Germanis, nempe eos a Gallis Germanice loquentibus vocatos fratres, qui usus apud Helvetios quoque hodie invenitur. Et cum postea Romani Galliam obtinuissent, didicerunt a Gallis nomen illud, transtuleruntque in linguam suam, et vocaverunt fratres illos, Germanos.

Deinde Tacitus non aperte dicit neque interpretatus est, nomen Germaniae esse Germanicum vocabulum, ut sit idem quod garman, id est totus vir, cum alioquin Germanica vocabula verterit in Linguam latinam, qualia sunt: brecht, herd, pfriem ect. Quare igitur et praecipuum vocabulum Germanicae nationis non vertit in linguam latinam, si est Germanicum? Notata fuisset proinde in majoribus nostris magna ambitio et praesumptio, si sese hoc ambitioso nomine reliquis nationibus praetulissent, denominassentque garman. Addo et illud, vocabulum ipsum Germaniae non sic omnino fuisse exstinctum in Germania, si fuisset vox Germanica, potissimum cum fuerit summum et praecipuum vocabulum hujus gentis, postea-quam particularium gentium nomina non sint apud vulgares homines obliterata, qualia sunt Friesii Friesen, Suevi Schwaben, Saxones Saxen, et alia quaedam, et tamen populi isti solum membra fuerunt totius Germanicae nationis, sed retinuerunt in vulgari lingua nomina sua antiqua, etiam cum illa nihil significent in Germanica lingua.

Quid igitur accidit, ut interciderit summum Germaniae nomen, si fuit compositum ex dictionibus Germanicis significativis, nempe ex »gar« et »man«? Et certe nullus hodie in Germania invenitur populus, qui in ipsa Germanica lingua nomen retinuerit Germaniae, sed solum apud Latinos invenitur, hanc nationem Germaniam vocatam.

Tertio dicit Tacitus, quod a se ipsis invento nomine Germani vocarentur: et quidem haec verba Strabonis sententiam nonnihil confirmant, et non enervant, cum in hunc usque diem hujus nationis consuetudo sit, a majoribus veluti per manus tradita, ut sese in bellis fratres compellent, ita ut etiam duces exercitus, quando milites alloquuntur, eos fratres vocent, quos Romani olim commilitones appellaverunt, et aliae nationes more quoque suo vocant. Nam quum Romani olim tubis aut tympanis milites ad vigiliam adhortabantur, vel aliud quippiam intimare fatagebant, dicebant: »Audite populi«, vel »commilitones«. Galli vero clamant: »O compagnoni«, id est; heus socii. Et Helvetii sic: »Also ir Herrn«. Id est, heus o Domini. Alii autem populi suos acclamant more suo. At Germani ab antiquo milites suos sic acclamant: »Also ir Brüder«, hoc est, heus o fratres; unde procul dubio ab exteris nationibus et ante multa tempora illis datum est Germaniae nomen. Et hic quidem mos est Helvetiorum, ut Germaniae populos fratres vocitent. Consonat quoque sententiae Strabonis, quod Romani vocabulum Germanorum populorum semper acceperunt pro fratribus. Vellejus Paterculus lib. 2., ubi mentionem facit de execratione, quae Coss. Lepido et Planco triumphantibus fiebat, quorum fratres proscripti erant, ait illis acclamatum: De Germanis non de Gallis duo triumphant Consules: ubi loquuntur obscure de fratribus Consulum, et per jocum incessunt consules ipsos, perinde quasi Germanorum populorum victores fecerint triumphum. Si itaque vox »Germanus« fuisset vocabulum Teutonicum »German«, minime quadrasset huic joco. Dicit proinde Tacitus: Germaniam frugiferarum arborum esse impatientem. Et quidem fieri potest, quod suo tempore nulla talis arbor in ea plantata fuerit, nihilominus terra ipsa semper fuit, et est hodie in

multis locis frugifera feraxque vini, ut in Franconia juxta Neccarum, et alibi. Cum itaque proprios antiquos autores non habeamus, qui Germaniam ipsam descripserint, sed confugere oporteat ad exteros, Latinos et Graecos, videtur mihi Strabo omnibus preferendus, qui diligentius ceteris quaeque investigavit.

Joannes Aventinus, qui Bavariae antiquitates descripsit, et vetusta nomina diligenter elucidavit, in hoc uno mihi non satisfacit, quando scribit, Augustam Vindelicorum non esse eam, quae hodie locatum prope Licum, quodque Vindelici citra Licum versus lacum Podamicum nihil dominii habuerint, sed juxta Ptolomei sententiam habitarint inter Licum et Aenum, id quod omnino est contra sententiam Strabonis, qui scribit Vindelicos attigisse lacum Podamicum. Facile quidem assentitor, tempore Ptolemei et ante Vindelicorum tractum inter Lacum Podamicum et Licum, jam Rhaetorum regionibus assignatum, et omnes has regiones in unam redactas provinciam: sicut et apud Helvetios postquam intercidit nomen ipsorum, pars quaedam Sequanorum provinciae fuit asscripta (Nam Ptolomeus ponit Aventicum inter Sequanos, quod tamen tempore Taciti Helvetiorum metropolis fuisse scribitur) et pars alia fuit Rhaetiae adjuncta, sed quae postea Alemannis una cum memoratis Vindelicis, qui sedem habuerunt inter Licum et lacum Podamicum, sese obligavit. Quod vero Aventinus illam terrae portionem contra Strabonis mentem dicit perpetuam Rhaetiam fuisse et Augustam in ea sitam, Augustam Rhaetorum vult esse, statuens interim juxta amnem Iseram aliam Augustam Vindelicorum, nullo fulciri potest autore. Hoc enim pacto liceret arguere ex Ptolomeo, Aventicum nunquam Helvetiorum fuisse, sed Cannodurm tantum et Forum Julii, juxta Rhenum atque intra Helvetiorum limites sita: sic enim Ptolomei tempora locata deprehenduntur. At ex Antonini itinerario facile probatur, hanc eandem Augustam, quae juxta Licum collocatur, Augustam esse Vindelicorum, quae et illo tempore, adhuc habuit nomen Vindelicorum, non obstante, quod citra Licum in provincia Rhaetorum sita esset. Nam erant adhuc illius regionis habitatores Vindelici, etiamsi Rhae-

ticae provinciae accenserentur. Ponit proinde Antoninus duo itinera; describit quoque itinera quaedam, quae ab Augusta Viudelicorum ultra progrediuntur, unde facile conjici, imo inferri potest, Augustam ipsam non juxta Iseram sed juxta Licum sitam. Vale.

Datum Glarus 1536.

Aegidius Tschudus.

---

5. Tschudi an Niklaus Briefern, Dekan zu Basel.

Min willig Dienst, samt was ich Ere und Liebs vermöcht, zuvor. — Ich schick Meister Konraten Schnit sin Wappenbuch wider. Bitt, Ir wellent Im von mintwegen hoch danken, ouch bitten, das er nit zürn der langen Summus, habs ee nit mögen vollenden. Günstiger Herr, ich hoff, ir werdint mit der Zit etwas lobwirdiger Chroniken usgon lassen. Ob es üch nit widrig, wer min Begär, ee ir die usgon liessind mich besechen lassen, wo ich mins kleinfügen Verstands etwas Mangels befund, üch anzezeigen, dann nichts einen löblicheren Namen geben, wann bewärt Ding, so das Unbewärt einem bald ufgerufft wird, wie Gebwilers Genealogia. Ouch das erdicht Turnierbuch, in welchem kum die letsten zechen Thurnier bewislich, so die übrigen allein ein erdichte Stampony und Fabel, den Menschen die Wyl zu vertriben, sind. Deshalb Ir uf die Namen desselben Buchs nit binden wellind, dann der so sölichs Buch erdicht hat us vilgelesenen Historien, us den Annalibus allweg Namen und Geschlecht us gesucht, und dann dero Meldung, als obs in Turnieren gewesen, geton. Damit ir aber merkind siner Erdichtung, so trifft er sich selbs fin am Ingang des Turniers fol. X. Da er schribt, wie er us einem alten Buch die alten Thurnier abgeschriben, welich Buch von Alter kum leslich were, und als er den, so im das Buch gelichen, gebetten, sölichs Buch niemands witer vergunnen abzeschriben, habe derselb (Johan Kirchberger genampt) ime angenz gewäret, und das alte Buch in sinem Bisin verbrennt. Secht ob das nit einer Fabel angelich; wo ein sölch Buch vorhanden were gsin, und Kirchberger

im hett wollen geweren, das es nieman wyter abschriben solt, hät ers wol mögen sunst disem Fabeldichter ze eigen geben und schenken, damit were es von nieman witer abgeschriben worden, hiemit hät er, wo man im nit glouben, das alt Exemplar zeigen mögen. Er hat aber solchen erdichten Schin one Zwifel darumb ingefürt, ob er von Gelerten gefragt, wo er die Exemplar solcher Thurnieren funden oder abgeschriben, das er dan sölch fule Antwort haben möcht, das das Buch verbrennt weri. Dann so er kein Exemplar anzuzeigen wußte, were er angenz an sölicher Lugendichtung ergriffen worden. Sunst mag ers mit Verbrunst des Buchs verantworten, so doch kein solch Buch je gewesen. So man dan den welt fragen, so das Buch gehapt soll haben, namlich Johann Kirchberger, so ist derselbig ouch tod. Hiemit will diser Lugner sin Fabel mit einem verbrunnen Buch und todten Lüten kuntlich machen. — Diser Dichter hat ouch sich selbs übel an die Nasen troffen, indem er hat gewänt, das dise so jetz Grafen sint, im Oberland alweg Grafen gewesen seyend. Als Thengen, Masox, Metsch, Lupfen u. s. w. Dann nemlich Thengen und Lupfen alte Fryherren gewesen, und Mitstifter des Gotzhus Wettingen, alda vil Brif von inen, dero Datum a. 1245—1255. Sind ouch noch etlich Zit darnach Fryherren beliben, habend ouch ir herrliche Sepultur zu Wettingen, und ire Wappen als Stifftere an vil Orten bi der anderen Mitstiffter Wappen, — sind harnach gegräft worden, wie dann in kurtzen Ziten die von Zimmeren ouch ze Grafen gemacht. Aber diser Dichter setzt in vil siner Thurnieren Grafen Dengen, Grafen Lupfen, ee sie je ze Grafen worden seyend. — Masox ist von Alter har nie kein Grafschafft gewesen. Der erste Graf Heinrich hat sich lassen gräfen a. 1430, sind darvor Fryherren gsin, alte Puntsgenossen unseres Landes Glarus. Als ir Pund mit minen Herren gemacht ward, waren drey Brüderen, Albrecht, Donat und Hans; dat. a. 1400 Montags vor Urbani. Diser Fabelschriber aber hat in merem Teil siner alten Turniren Grafen von Monsax. Metsch sind alte Fryherren und Erbkastvögt des röm. Richs über das Thumgestifft Chur, sid Abgang der Herzogen in Schwaben. Schloß und Tal Metsch ligt zu oberst im Etschland im Churerbistumb. Der erst Graf Ulrich het sich von Kaiser Sigmund lassen gräfen, als etwas Erbschaft

an der Grafschafft Kirchberg an in gfallen was. Er schrieb sich Vogt Ulrich von Metsch, Graf zu Kirchberg. Diser erbet Prettigöw im Pund von Graf Fridrichen von Toggenburg, deßhalb der letst Graf Gaudentz vil Zit sin Wonung hie ussen hat. Diser Dichter setzt vil Grafen von Metsch vor etlich hundert Jaren ee si Grafen gewesen. — Von etwa menigem Stammen Grafen und Fryen were noch ze melden, die diser Lugendichter meldet. Wurd vilnach eins Libels bedurfen. Er setzt den X Thurnier zu Zürich in Hertzog Welfen von Peiern Land. Hab nie funden, das gedachter Welf noch einicher Fürst von Peiern je Zürich ingehept, aber wol die Herzog in Schwaben und Zäringen. Derglichen wer noch vilfaltig anzezeigen, ist aber zu verdrossen. Ich verwirf ouch nicht dises Dichters Stampony dem herrlichen Adel ze Schmach, sondern sine Fäl anzezeigen. Was Fröwd solt der Adel ab erdichten unwarhaften Dingen empfachen. Glich als der Keiser ab Gebwilers genealogie uff Noe. Man sint wol vil erlicher trefflicher warhaffter Geschichten vom Adel ze schriben, bedarf nit Fabeln. — Die Artickel, Ordnungen und Statuten des Thurnieres verwirff ich nit.

Wellend min Schriben nit ze Verdruß uffnemmen. Dann was ich üch gfelligs Diensts bewisen könnt, wolt ich nit sparen. Grüßend mir Meister Conrad vast.

Datum Glarus uff Barbarä a. 1541.

Gilg Schudy von Glarus.

---

6. Tschudi an Bullinger.

Min willig Dienst sampt was ich liebs und guts vermöcht. Erender lieber Herr! Es hat vor etlichen Zyten Herr Nicolaus Briefer, Decan zu St. Peter zu Basel, mir ein Wappenbuch haruff gesandt und etwas zits gelichen, mit bevelch, so ich das gebrucht, imme solchs wider hinab bis gen Zürich ze ferken, zu Handen Hrn. Jörgen Müllers wyland Abt zu Wettingen gsin, der dan sölichs buch völlendts gen Basel schicken sölt; und als ich sidhar vernommen, ist mitlerzit gedachter Herr Jörg von Gott

berufft worden. So ich nun bericht bin, das obgemelter Herr Decan zu Basel üwer Lieb wol bekant, schick ich sollich Buch hiemit sampt einem Brieff, an inne gehörende, üch zu, mit ernstlicher Bitt, dise Stücke mit Gelegenheit an inne zu verfertigen.

Datum Glarus den 6. Dezembris 1541.

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

3. Tschudi an Johann Jakob Russinger, Abt von Pfäffers.

Hochwirdiger Fürst Gnediger Herr und Vetter; Uff Ue. Gnaden schriben an mich bi Herkules minem Son, ouch bi dem Dechan getan, darine Ue. G. begert Uech ze raaten, wüßte ich warlich kein andern Raat, dann die artickel so am dienstlichsten sind uß der Kopy an die Herren, so ich üch hinuf geschickt hab, ouch uß den Missiven so uech die Herren zugeschickt hand, uß ze züchen, und dann sölchs Herrn Morelet zuozeschryben. Dann Borigo ist hinweg. Item den fünf Orten ouch alle Handlung zuzeschryben gfalt mir vast wol. Die von Zürich beladent sich der Sach nit. So sind min Herren von Glarus jetzt uß der Vereinung gangen, das si sich dismals noch ouch nit beladen wurdint. Und aber so Ir der fünf orten hilff anrüffend, dörftind Ir Im schriben ernstlich fürhalten, das sölchs üwerm gotshus zugehörti und ze nutz kämi und nit üwer sonderbarn person, damit die puren in Ländern nit schreyind: was darf der Münch pension, Wie man dann höffty findt. Ir könnend ouch wol Inen fürhalten den apt und gotzhus St. Gallen, den sine schirmherren von orten bi der pension geschirmt das si Im one Intrag geben werd; da doch Ir und üwer Gotzhus vil notdurftiger dann das Gotzhus Sant Gallen. Und ze beschluß si ernstlich bitten, das sie als trüwe schirmherren üwers gotzhus nutz harinn bedencken wellind, und üch gegem Küng beholffen sin gütlich oder rechtlich, damit üch das üwer werd und dardurch üwer gotzhus geuffnet und verbessert möge werden. Ich schick Ue. G. die Missiven wider, Ist mer fatzwerch darinn vergriffen dann ernst. Man hat des untrüwen mit üch gespilt. Morelet ist ein Edelmann. Man schribt Im dem Edlen Hoch-

geachten Herrn Hern Morelet Kü. Mt. Franckrich sandbot in der Eidgnoschafft zuo Soloturn, minem erenden Herren u. s. w. — Der Käffen halb werdent Uech nit necher dann umb 7 angster per. lib., bringt ein Krinnen ze Kur mit der fuer grad 8 Kurer d. sind hübsch Käs. Man findt hie kein feil mer. Deshalb obs Ue. G. wil, so entbütend von stund an herab, dann er wirts jetz uff den Kurer marckt ze füren hingeben ze kouffen wer da kumpt. Des Künigs staats halb, ob Ir in der pünter oder Glarner staat verschriben sigind gsin, hab ich Uew G. vorgsagt, das weder pünter noch Glarner kein bsondern Staat hand, aber wol besonder Rödel uff genampte summen jetweders lands und jetlichs orts. Da muß allweg der ußsteiler des Rodels für die gantz summ quittiren. Das selb aber gat den Staat nüt an. Dann im staat muß Jetlicher für sich selbs quittieren und ze empfachen verschaffen. Es sitzt nieman in unserem land, der Im staat verschriben stand, dann allein ich. Die andern stond all im rodel. Wo aber Ue. G. im staat sig gestanden mag ich nit wüssen. Ich acht aber bi den zweien namen Her Lucius Iter und Her Hans Ulrich Saxer, dann die selben beid ouch Im staat sind gstanden und nit in Rödlen. Dann die Rödel hörend allein uff die ort und pündt und laßt man keinen uß den Vorländern darin stellen. Es stat in des Künigs staat die ort, die vorländer, die wallisser, und die pünter, so darinn hand, all in einem buch. Wirt üwer namen im alten staat alweg als ich acht bi den püntischen namen, so ouch darin sind funden, dann Ir ouch anfangs mit der püntischen vereinung darinn kommen sind. Man schribt aber alle Jar ein nüwen staat umb der absterbenden willen In der eidgnoschafft, den schickt dan der Herr, so in der eidgnoschafft ligt in Franckrich; den unterzeichnet der küng am end. Und ob Ir in den nüwen staaten nit funden wurdint, so hat üch Borigo oder Meigret ouch vilicht in todten Zal thon, so bezügend üch uff die stäat des 23. 24. 25. Jars. Darin Ir heiter stond und erklagend üch des unbillichen unverdienten Durchtuns. — Des rechtens halb zu Walenstatt, nimpt mich wunder, das Ir den artickel also blindtlich verston woltend, als ob die eidgnossen und pünter zu Walenstatt rechtsprecher nemmen soltind in der Statt. Weder pündt noch eidgnossen wurdint Irn gwalt also von hand geben. Der orten

pund gegen einandern wißt ouch im artickel glichermaß wie diser pund, umb stöß, doch das man das recht zu Einsidlen sol nemen. Und aber man nimpt kein Einsidler zu der sach. Darumb lassend es pliben oder überkommend sunst gütlich zu verhütung des Kostens. Dann die ort wurdints übel vergut han, wo Ir üch sölchs mercken liessind. — Ue. G. erbieten ob üch üwer pension verlangte, mich zu bedencken, danck ich zum höchsten. Welte Gott das es üch nun wurdi, als ouch billich weri. Dörfftind mir nit ein haller davon ze geben, dann Ir mir sunst vil guts gethon, mer dann ich verdienen könn. Bitt, Ir wellind mich alzit wie bishar bevolchen haben. Ich will etwa dis Summers wils Gott hinuf kommen. Hiemit Gott alzit bevolchen.

Dat. Glarus Donstags vor pfingsten Anno 1543.

Ue. F. G. Williger Diener und vetter
Gilg Tschudy von Glarus.

Die Jarrechnung facht an uff den ersten Sontag Brachmonats. Wil ob es Ue. G. gfalt etlich tag darvor hinuf komen, vom handel ze reden, ob man eine ernstliche gschrifft hinabschickte. Doch wil ichs nechste Wuchen gen Einsidlen und mit Amman am Berg, ob ich Inn fund, davon ratschlagen. Ich wil In ee bi eignem botten von Schwitz beschicken zu mir gen Einsiedlen.

---

8. Tschudi an Stumpf.

Min willig Dienst zevor. Günstiger Herr, ich schick üch aber allda Annalia, vom Land Glarus schick ich üch ein kurtzen Uszug, gar in il geschriben, dann ich fürwar nit Wil habe. Kommend etwa im Sommer har, wellind wir allerlei zusamen suchen. Ob Ir Sigeberten und Aimonium (die vor 400 jaren geschriben) gesta Galliae ac Regum Francorum nit hettind, so fundint Irs ze Konstantz ze kouffen; sind nit thür, meldent vil malen von unseren Landen. Ich hab ir inhalt in minen Annalibus nit verfaßt, wiewol ir beider opera hab. Ich schick üch allda ein uszug, so ich vor etlich zit us dem Aventino, so der Hertzogen von

Baiern, Gschichtschriber gewesen, abgeschriben. Ich dank üch hoch der numismata, und alles gut bin willens zu verdienen, wo ich kan. Hiemit alzit Gott bevolchen.

Datum Glarus Sontags an der alten Fastnacht 1545.

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

9. Tschudi an Fries *).

Min willig Dienst, sampt was ich vermöcht, alzit zuvor. Lieber Her Bruder. Ich wird bericht, wie verruckter tagen etlich Lerknaben unsers Lands one Bevelch irer Eltern sich abgeschweifft von üch, dem si bevolchen worden, die nun von Iren vättern und Fründen nit wol empfangen worden, deßhalb nach beschächner Mißhandlung si wider hinab zu üch abgefertiget, mit bitt inen das best zu tun, dann ouch die drey mir vom geblüt verwandt. Die fürgewendt ursach, so si Ir wegscheidens bewegt, als si anzeigend, sind si von etlichen andern üwern Lerknaben offtermalen gespeyet worden Irs gloubens mit verachtlichen Reden, welchs (wo dem also wär) mir nit zwiflet von üch nit bevolchen worden, und mer Mißdiensts daran beschechen. Ich hab nechster Tag, als mir wol Muß worden, vil in Her Johann Stumpfen nüwer Chronik gelesen, darin mich nit bedunkt, das er allenthalb dienstlich ding darin geflickt, sonders als ich besorg zu vil unrat gar bald dienen möcht, dann jeder Historicus soll unparteyisch sin, und durch sin schriben nieman sich verdachtlich machen. Was not ist es, das er ein lang Pluderment macht von München, wie si die Welt betrogen, wie si das Meritum erdacht und desglich so er von Bildern Beschribung tut, meldet er wie die Kirch darin gar recht gehept, das si dero nit gewellen und die verdampt, welchs jetz bi der Widerparthy zeletst ein große Erbitterung bringt, und in der

---

*) Fries, ein ebenso fleißiger als geschmackvoller Gelehrter, blieb durch sein lateinisches Handlexikon lange Zeit in der Schulwelt bekannt; auch war er ein tüchtiger Musiker: dieß in den vierstimmigen Melodien zu den Horazischen Oden beweisend.

Chronik wol het mögen underlassen bliben diser sorglichen ziten; dann von München Betriegungen, vom Merito, von Bildern, und andern Zänken die Religion und Zwispaltung berürende will nit in Chroniken anzeziehen dienstlich sin, diewil es in anhangendem Span, und einem Historico nit gebürlich, sonders den Theologis durch andre Gattung Bücheren, wann dann durch Historien darin ze handeln und ze urteiln zustat. Wäger wer dise Chronik dermassen beschriben, das si ze allen Teilen und Partyen mit gedultigen Oren, mit anmut und danckſagung hette mögen gelesen werden. Was nutz bringt es, so in den 7 orten, von münchen, vom Merito, von Bildern und anders derglichen vil in diser Chronik gelesen wirt, welchs si für gut achtend, und der Landtsfrid vermag, das man darin nit arguiren noch disputiren söl, und wirt eben darus unwill und gliche ansprach wie mit Her Walthers Büchlin ervolgen. Wo die Münch offentliche Bosheit begangen, wie vor Ziten ze Bern und anderswa, ist billich und historisch ze beschriben; die Zänk aber der Religion söllind die Theologi, nit die Historici ze recht legen. Was nützts, das er den Landtgrafen von Hessen allmal den Christl. Fürsten nempt, und andre Fürsten nit also tituliert, die der Widerpart sind, darus geacht wirt von der Widerpart, das er mer us Nyd und Partyische (welchs einem Historico gar nit zimpt) geschriben hab. Er meldet offtermaln dis Wort: Gottliebend Mensch, welchs ein christlich gerecht Wort ist, dienet aber nit in Historien, sonders an der Kantzlen söllend derglichen wort gebrucht werden. Mich bedurt siner großen flyssigen Arbeit, so ich besorg, das es mer ze unruw geraten mög, dann ze anmut, wann er min günstiger lieber Herr ist. Hette er sin Beschribung von anfang ans End mich besichtigen und mit wyl bis ze End durchlesen lassen, ich welt um jetlich Ding, so mich undienstlich bedunkt hette, min einfaltigen Bscheid geben haben, das weder einer noch der andern Parthy kein anlaß noch unwill niendert het mögen geben werden. Hiemit wer dis Buch jetz und in künfftigen bi aller Welt ze lesen anmutig worden. Die andere Sachen hettind sich wol durch die Theologos erörtert. Was nützts das etwa, so es in einer Summ alles zesammen gezogen kum dry Quaternen bringt, das gantz Corpus und herlich werck verderben sol. Wellind von mir im

besten vernemmen, und mich für üwern Bruder alzit bevolchen haben.

Grüssend mir M. Heinrich Bullinger. Gott well üch alzit bewaren.

Datum Glarus Sontags nach Nicoali 1547.

Uew. williger Bruder Gilg Schudy von Glarus.

---

10. Bullinger an Tschudi.

Min gantz willig Dienst, früntlicher Gruß samt Erbietung aller Eren liebs und guts syn üch bevor von mir bereit. Frommer, erenvester fürnemmer und wyser insonders günstiger Herr und Fründ. Zeiger diß brieffs, M. Laurentius Agricola, hat mich bericht, wie im von dem Meßpriester zu Glarus ein fräfflich inlidliche zured zugetragen, die im eren und ampts halb nüt lidenlich zu tragen und zu gedulden, mit trängenlicher Bitt, im darin zu raten. Und wiewol er mins rats nit bedörffen, deßhalb das die Sach so uff in vor jaren getroffen, von minen gnädigen Herren von Zürich ernstlich erduret, und nichtig als uff uffsatz one Grund der warheit uff in erdacht erfunden, deß halb ouch mit guten brieff und Siglen, wie die im grund ergangen, bezüget habend, welche stark genug warend und sind, im sin unschuld gegen mängklichen zu schirmen und zu bezügen, hab ich im dennocht gar gut früntlicher Meinung geraten, das er umb Frid und Einigkeit willen der frommen Landlüt in Glaris, und zu vermiden den argwohn, darin er bi vilen fallen möchte, als ob er ein hader und rächt uß nyd der Religion des Mäßpriesters anheben wölte, damit ouch die so unglicher Religion sind an einandern ze richten und hetzen, sin Kundtschafft der Oberkeit fürlegen, ja die ouch so er diser Tagen erst von minen gnädigen Herren erlangt, und also alle Sach güetlich einem ersamen Rat fry übergeben sölle, und wyter über den Mäßpriester, wie er den billich wol möchte, nit klagen, guter hoffnung, ein ersamer Rat zu Glaris werde der gebür nach handlen das zu der Sach dienet, einigkeit und ruw fürderen mag. Diewil ich dann durch vil stuck bericht bin und

grüntlich weiß, das ouch Ir ein Man des fridens und gar geneigt sind, alles das zu fürderen, das Ruw und einigkeit fürderet, nyd, uffsatz und haß verhinderet, dazu M. Laurentz mir von frides wägen verheissen, minem Rat zu volgen und die klag fallen zu lassen und alle sach gütlich einem ersamen Rat zu übergeben, und langt an üch min lieben Herren und besunders guten Fründ, und von dem ich ouch von H. Laurentzen vil guts rümen hör, das Ir üwer Bestes zu diser Sach ouch thügind, das der Mäßpriester sins ungebürlichen Redens und Schmähens ruwig stande, damit einigkeit und nit unruw pflantzt werde. Dann wo er wurde fürfaren ungebürliche reden ußzestoßen, wurde ich M. Laurentzen mit keinem fugen mer von siner rechtmäßigen Klag abziechen können, darus aber vil unwillens ervolgen würde. Je bas wir aber in Eidgnossen besonders diser gfaaren zit und in disen großen uffsätzen mit einandern früntlich und eins wärind, je besser uns allen were.

Hiemit bitte ich üch gantz früntlich, Ir wöllind mir diß min schriben, das allein uß wolvertruwen und liebe zur Einigkeit und hinlegen alles Unwillens beschächen, im besten verstan, und mich als üwern günstigen und willigen Diener alle zit für bevolchen haben. Gott mit üch und den üwern ewiglich.

Datum Zürich 27. Juni 1548.

Uewer alle zit williger Heinr. Bullinger.

---

11. Tschudi an Bullinger.

Min willig Dienst sampt was ich liebs und guts vermöcht zuvor. Erender günstiger lieber Herr. Als ich nächt anheimbsch worden, ist mir üwer Schriben geantwurt, berürende Dom. Laurentium Agricolam, der sich etlicher verletzlicher Zuredung ab dem Mäßpriester beklagt, welicher Span mir warlich leid, hab ouch den Mäßpriester, der min Commensalis und miner Husfrowen nächster Blutsverwandter ist, darum gestrafft. Er ist D. Glareani Schwöster Sun, ouch sunst einer erlichen wolgeachten Früntschafft und sunst ein ufrechter weidlicher Man, wan das er je ze Ziten, so er geanlasset, gächschüttig wirt, wiewol weder sin Achtung noch

Früntschafft in unrechten Sachen Im kein Fürstentum bi minen Herren wurdint sin mögen, sonders Gebür des Rechten dem Frömbden als dem Heimbschen gevolgen, acht ouch von mir nie anderst gespürt sin worden, wann das ich nimants siner Religion gevechtet, sonders alle kunstriche Lüt geliebt, min arme kuchin Predicanten oder Meßpriester mitgeteilt, welt gern, das wir gmeinlich minder vechtind einandern, und mit gfaarn antastung jeder dem andern sin Religion zu verkleinern uns zum höchsten maaß gebind, weil darus der gröste widerwill und ungedult volget, und nichts unvertraglichers sin mag, dardurch Störung und Hetzung mer gefürdert, und die gmüt wider einandern entzündt und bewegt werdint, wan Verachtung macht Erbitterung. So sicht man leider so vil unzimlicher Lichtfertigkeit und Lastern under uns allenthalb, das nach minem einfaltigen Verstand vil nöter tut, dieselben durch ernstlich anhalten underston uszerüten, dan das man täglich die Opinionen und Zänk der Religion beidersits defendiren will. Wie köndt besser Tagwerk beschechen, wann das die Liebe und frommer züchtiger Wandel möcht angericht werden. Das gmein populus ist von Im selbs sunst uff unrichtigs geneigt, so man si dann stört, so werdents noch unrichtiger, hörend allweg lieber ander schälten, dan sich selbs irer Lastern straffen. So ein Predicant das Bapstumb schilt, so reckend si die oren uff; ist wolgeton, das des gegenteils Religion veracht wirt. Hinwider so ein Mäßpriester die ander Religion schilt, und den Luther und andere dem Tüfel gibt, der hat dem unrichtigen und ufrürigen Pöbel wol geprediget. Hardurch wirt die Liebe beidersits gantz zerrütt, und sechend die gmüter je lenger je witer von einandern, mithin nemmend die Laster und Liechtfertigkeit beidersits zu, Im selben köndtind wir beidersits einandern wol volgen, in der Religion aber könnend wir uns nit verglichen, dann uns manglet Liebe und Einigkeit zum Guten; damit laßt uns Gott dest minder sin Gnad und Erkantnus der Warheit gedichen.

Diß min einfaltig Schriben ist unnotig üch minem günstigen Herren fürzemalen, dann Ir mit Verstand und Wysheit begabt sölchs und anders vil hochwichtiger ze ermässen. Bitt minem Unverstand ze verzichen, dann so ich üch allweg als ein schidlichen friedliebenden Man erkennt, der einer Eidgnoßschaft als des Va-

terland Einigkeit und Wolfart gern förderte und wegleitete (welchs ich ouch offtermals bi dem Gegenteil minen Herrn und guten Günnern von üch gerümpt) hab ich deſt ee einfaltiger Meinung dis Mittel als die fürnempſte Artzny und Hilff, dardurch Uneinigkeit hingenommen, und die Liebe wider uff die Ban gebracht möcht werden, geneldet. Darzu hat ouch mich gegenwirtiger Span Herr Laurentzen und Herr Heinrich unſers Mäßprieſters bewegt, ſo auch (als ich verninm) von etwas Schmützworten wegen entſprungen, dann Herrn Heinrich fürkommen, wie Herr Laurentz in einer predig etlicher Maaß die altglöubig Religion geſchmützt, und under anderm von bſchornen Buben vil Red gebrucht, welchs, ſo es Herrn Heinrich anzeigt worden, Inne ze widerwillen bewegt der maſſen, das er willens geweſen, mit Herr Laurentzen ze rechten. Wie nun das etlich vernampten Herrenlüt ze Schwanden fürkomen, habend ſi minen Schwager Amman Buſſin und mich gebetten, das wir Herrn Heinrich gütlich weltind abwyſen vom Rechten, ſo weltind ſi mit Herrn Laurentzen reden, und verſchaffen, das er fürbas uff Frid und Ruw halten und nit wyter derglichen Reden gebruchen ſölt. Welchs nun beſchechen und gütlich hingelegt worden. Darnach über etlich Zit iſt min Bruder Melchior, ouch Fridli Murer und ander unſer Landlüt ze Wyl im Turgöw am Meyen Jarmerkt gſin, und wie ſi heim kommen, haben ſi anzeigt ongevärd als ſi in einer Züch gſin, daby Herr Heinrich geweſen, wie zu Wyl ob Tiſch ein Red von Herr Laurentzen ußgangen, und habend ouch die Perſonen genempt, ſo ze Wyl diſe Red ußgegoſſen. Do hat Herr Heinrich darnach gegen etlich von Schwanden gſagt: Wenn das war were, ſo man von üwerm Predicanten zu Wyl geredt hat, ſo möcht er wol mich und ander ungebnbet und ungeſchmützt laſſen, dann das und das iſt alda vom im geredt worden, und hat ouch die Perſonen zu Wyl genempt, die es geſagt habend. Wyter iſt Herr Heinrich nit jichtig, das er je geredt hab, zeigt ouch darumb ſin anſagen ze Wyl, kann ouch nit erfaren an denen, ſo darby geweſen, das Herr Heinrich wyter geſagt hab, dann allein von des von Wyl Sag. Obs nun zu Wyl us Nid und uffſatz Herrn Laurentzen uffgetrochen ſig (als wol müglich) mag ich nit wüſſen, dann ſo Herr Heinrich nit wyter geredt hatte, wurde er Herr Laurentzen

mit Recht ußgon. Hiemit vernemmend Ir allen Handel, wie es ergangen, dann warlich, wo ich Herrn Laurentzen köndt bewysen, das Im ze Lieb und Gutem diente, wäre ich geneigt. Bevilch mich üch alzit, mit Pitt, wellind mir min lieben Herrn Bruder M. Johann Friesen grüssen. Hiemit Gott alzit bevolchen.

Datum Glarus, Zinstags post Petri et Pauli anno 1548.

Uew. alzit williger Gilg Schudy von Glarus.

---

12. Tschudi an Bullinger.

Min willig Dienst mit Erbietung aller Eren und guts zuvor. Eerender liebender Herr! Uff gestern spat ist mir min Läuffer, so ich uß Bevelch miner Herren der Eidtgnossen gen Augspurg zum Keiser gesandt, wider heimkomen. Ist bi 14 tag bi Augspurg still gelegen, ee man inne geferket hat. Die Ursach hinaus ze schicken, ist von der Provand wegen, so den unsern ennent den gebirgen us Meiland abgeschlagen wirt; darüber der Keiser ein ußschweiffe Antwurt gibt, uff die meinung er welle den Handel an sinen Gubernator zu Meiland erkunnen und gebürlich insechen, (wo es gestalt hab mög) verschaffen ze tun. Witer bericht mich der Bott, wie der Keiser ein groß Volck one underlaß uff Mägdaburg zuschicke, ouch rüste er ein grosse Macht gegen Ungern hinab, dann der Türck mit aller Sterck allda uff Oesterrich zeziechen vorhabens sin sölle. Er sagt, der Keiser sige gantz bleich, doch wandle er jetz in sinem Hof, darin er ligt, täglich herumb, das Inne sechen mag, wer wil. Zu Rütlingen ligend 400 Gulchisch Knecht, vil Hispanischs Volks kume täglich uß Italia gen Augstburg, welchs wol glouplich, dann hie zu Baden jetz etwa vil Tag one underlaß durchgefarn, und noch, doch vil unachtbars Volks. Dis sind die Zitung, die ich hab von minem Botten. Bitt, Ir wellind mir Meister Hans Friesen, minen lieben Bruder, grüssen, und wünsche üch beiden und üwern Husgesinden ein glückhafftig nüw Jar. Hiemit Gott bevolchen.

Datum Baden 7. Jan. 1551.

Uew. alzit williger Gilg Schudy von Glarus
Landtvogt zu Baden.

---

13. Tschudi an Abt Bonaventura zu Rheinau.

Erwirdiger geystlicher insonders gnediger Herr! Uewer gnad syent zu aller zit min ganz willig dienst mit Erpietung aller Eren zuvor. Insonders gnediger Herr! Schriber Oechsli von Schwitz hat mich bericht, wie Uewer gnad im anzeigt, nach dem si dem metzger zu Rinow dis Jar zu metzgen verleit, und im verpotten uff dis künfftig fasten nützit zu metzgen, da habe ein gemeind, oder etlich us der gemeind Im ein Ochsen abkoufft und den für sich selbs gemetzget, deßhalb üwer Gnad vermeine dieselben als von wegen verpotts ze strafen, mit beger, das ich üwer Gnaden minen rat und gut bedunken, was harinne ze tun sige, fürderlich zuschriben welle. Darnf ich üwer Gnaden früntlicher guter meinung zu vernemmen füg. Diewil min gnedigen Herren die Eidgnossen uff nechstkommenden Sontag ze miterfasten alhar gen Baden kommen werdent, das dann üwer Gnad sölichen Handel vntz darin rüwen hette lassen anstan, vnd ze anfang des tag ein vertruwte Person alhar gen Baden geschickt, die miner Herrn der 5 orten Ratsbotten rat gehept, und so üwer Gnaden bi denselbigen ein willen und gstand funde, das dann üwer gnad mit der straff fürfaren; obglich dann die gestrafften minen Herrn den Eidtgnossen nachlouffen, so wärind si doch des Handels vorhin bericht, und hettend Gunst darzu geben; dann sollt üwer Gnad si vorhin straffen und si dann minen Herrn den Eidgnossen nachlouffen, und dann etwas nachlaß erlangen, wie wenig joch des were, wurdent si darmit gesterckt, und üwer gnad in anderen sachen dest widerspenniger sin. Das hab üwer Gnad uff ir begeren unangezeigt nit wellen lassen. Da wo ich dero dienstlichen, und früntlichen willen köndte erzeigen und bewysen, soll si mich jederzit gantz willig erfinden.

Datum Baden den 27. February 1551.

Gilg Schudy von Glarus Landtvogt
zu Baden.

---

14. Tschudi an den Stadtschreiber Johannes Escher in Zürich *).

Min willig dienst, Sampt was Ich eren Liebs und guotz vermöcht Bevor, Günstiger Lieber Herr Gevatter, Ich schick üch bi Amman Jenni minem vettern dise bigelegte Vereinungen mit Franckrich, dero etliche mir manglet, als Künig Ludwigs des 12. gegenverschribung, acht si lig zuo Luzern, dann si zuo Bern nit ist, Künig Francisci Friden und vereinung, ouch Künig Heinrich, acht ich ir habinds, zevor, dann ich ouch bihanden hab, Ob ir etliche hettind, die under disen zuogesandten nit wer, wellind mirs abschriben lassen, Ir söllend diese behalten, und nit herwider schicken, dann ichs all abgeschriben hab, Es ist min früntlich pitt, ir wellind mir kopyen etlicher alten Richtungen, nach Inhalt ingelegten Zedels, dero Originalia bi üch sind, abschryben lassen, wil ich den Substituten wol belonen, und wo ich üch dienen kan nit sparn, Bitt ir wellind min vettern Amman Jenni für bevolchen haben, und daran sin das ich nit hinab beschriben werd dann man minen nützit mer bedarff, Brächt eben minen Herren unnotigen kosten, Uech hiemit Gott bevelchende.

Datum Glarus Sampstags vor Joannis Baptistä 1551.

Gilg Tschudi von Glarus
Uew. gantz williger gevfatter.

---

*) Escher, von dem adeligen Zweige dieser Familie, wurde vier Male mit diplomatischen Missionen betraut. 1552 und 1557 ward er zum König Heinrich II. von Frankreich, 1557 zu Kaiser Ferdinand I. und 1558 auf den Reichstag zu Augsburg geschickt, und zwar als bloßer Stadtschreiber. Diese erste Kanzleistelle stand früher in so hohen Ehren, daß Escher nicht anstund, die wichtige Seckelmeisterwürde, mit welcher freilich keine ökonomischen Vortheile verbunden waren, an die Stadtschreiberstelle zu vertauschen.

15. Tschudi an Zacharias Bletz *).

Min willig dienst, und alles guts zuvor. Lieber Herr vnderschryber, üwer schryben hab ich empfangen, und ir der Büchern, von der Evangelischen Meß, und vom rechten Weg durch Doctor Fabri usgangen ꝛc. meldend mir zu lychen, sag ich üch guten danck. Es hat unser priester Her Heinrich Schuler kürtzlich die selben Bücher ouch überkommen, dero ich mich behilff. Den alten Zürichkrieg hab ich uß dryer schribern beschribung, so domalen alle gelebt und bi den dingen gewesen, mit eigner Hand abgeschriben, dero ich zwen namlich Johans Fründ, Landtschriber zu Switz, und der Wanner Landtschriber zu Glarus gewesen, an unserm theil, und an der widerparth Eberhart Wüst, Stadtschriber zu Rapperswil, so domalen denen von Zürich anhangtend. Sölch min Buch hat jetzt mins Bruders Sune hinder Imm zu Grapplang uff dem Schloß, ist nit gar flyssig beschriben, dann es uss allen dryen zesamen gezogen. Ich will aber in kurtzem das buch beschicken, und so ir dann mitler Zit durch vergebne Botschaft, es fügen könnend ze beschicken, oder ich Bottschafft find, Sol es üch willigklich verlangen, demnach als ir üch erbietend, ob ich wyter Copyen begerte, üch ze berichten, wär mir lieb, ob ir etlich Richtungen zwüschend den vier Waldstetten und der Herrschaft Oesterrich fundind, die vor dem 1350 Jar usgangen, Ee kein ander Ort zu Inen verbunden, oder etwas Richtungen zwüschend der Statt Luzern und den drey Lendern, ee sy selbs zesamen verbunden, mir die werden ze lassen. Ich weiß nit, ob üch min letster Brief worden, den ich üch geschriben, nachdem ir mir bi Hern Schultheiß Ritter die letsten Copyen die alten meilandischen Capitel inhaltende zugeschickt. Ich hat üch im selben brief etwas wenigs gelts zugesandt, und daby geschriben, ob ich witer ze belonen schuldig, nach üwerm willen ze erstatten, darüber mir kein antwurt von üch zukommen. Ouch was im selben brief min begär, ob das Original künig Ludwigs von Frankrich vereinung und siner meilandischen Capiteln bi üch, mir Copyen schicken, dann die Copy Künig Ludwigs vereinung, so ir mir gesandt, wißt wes sich die

*) Dieser Zach. Bletz, gebürtig aus Zug, erwarb sich zu Luzern das Bürgerrecht. 1551 wurde er Unterschreiber, 1566 Stadtschreiber und starb 1570.

Eidtgnossen gegen Im verschriben, aber des gegenbriefs Copy hett ich gern, was sich der selb künig hinwieder mit vereinung oder Capitlen den Eidtgnossen verschriben hab. Was ich üch ze dienst tun kann, findend ir mich geneigt. Hiemit Gott und siner lieben Muoter bevolchen.

Datum Fritags vor Aller Heilgen Tag 1556.

U. W. Gilg Tschudi von Glarus.

---

16. Tschudi an Zacharias Bletz.

Min willig dienst alzit zuvor. Lieber Herr vnderschriber. Ich hab jetz die Copyen empfangen, sag üch grossen Danck, mit pitt (wie ich vor ouch schrifftlich vnd muntlich begert), ob ir etlich richtungen der Stat Lucern oder der vier Waldstetten, mit der Herrschaft von Oesterrich ald andern Herren vor dem 1351 Jar fundind, desglich zwüschend Lucern und den dry Ländern, ee Lucern in püntnus mit inen gewesen, mir dero Copy werden lassen. Demnach als ir begerend, üch das Buch des Zürichkriegs ze lychen, wil ich üch gern wilfarn bis vff künftig verenä oder vff michaelis, wiewol ich üch vormaln angezeigt, das sölich buch allein ein zesamengezogen werk, und nit in ordentlicher historischer form. Es wurd aber harus ein formliche warhaffte rechtgschaffne Histori dises kriegs vszogen mögen werden. Ob ir Graf Fridrichs Lantrecht mit Schwitz, desglich den alten Glarnerpund, der böß pund genant, desglich den sondern und mit Zürich und Glarus nit hettind (welche ouch in rechtfertigungen des kriegs gebrucht), wil ich üch die werden, vnd was ich üch zu gefallen tun köndt nit sparn. Hiemit Gott alzit bevelchend.

Datum Glarus Donstags vor Nicolai 1556.

U. W. Gilg Tschudy von Glarus.

---

17. Tschudi an Zacharias Bletz.

Min willig Dienst sampt was ich eren Liebs und guts vermag zuvor. Lieber Herr vnderschriber. Die Histori des Zürichkriegs, so ich üch gelichen, hab ich vormaln müntlich und schrifftlich angezeigt, das es nit formlich nach artlichem gedicht beschriben, dann ichs uß vilen zesammen gelesen, und insonders uß miner Herren alten zesamengelegten Rechtfertigungen und abscheiden dero Ziten verloffen, welcher Dingen besonders der Rechtfertigungen Klagen und antwurten, vilerlei in einem gewelb, da si gelegen, erfulet und zenichtet worden, an dero statt ich im Buch unbeschribne Bletter gelassen. Diewil aber sölche rechtfertigungen merteils zu Lucern geübt, ist min pitt, ob ir etwas bi üch fundind, so harinne manglete, das selbe ze inserieren. Item der Meise von Zürich, so enthauptet ward von wegen das er geraten das recht nach der pünden sag zu halten, hat Hans Meiß und nit Rudolff geheissen. Darumb wellind den selben namen endern. Ich hab üch vormaln gebetten und bitt aber, ob ir etwas alter Richtungen und Verträg zwischend den druy Lendern und Lucern, ee si alle viere in püntnus komen, fundind, ald andre antiquiteten Latin und tütsch, mir die selben werden zu lassen; desglich die Pflicht umb Engelberg. Das wil ich wol vergelten. Und im abschriben des Zürichkriegs wellind bessre ordnung und gedicht darinne gebruchen, dann es alda gestelt. Hiemit Gott bevolchen.

Datum Baden mitwuch nach Dorotheä 1557.

U. W. Gilg Tschudy Statthalter von Glarus.

---

18. Tschudi an Abt Joachim von Einsiedeln.

Hochwürdiger Fürst und gnädiger Herr. Min geneigt willig Dienst sampt minem Vermögen jederzit zevor ꝛc. Ich schick U. F. G. das Buch, mine **collectaneas** etlicher stritiger sachen halb, so ich mit kummer diser ziten zesamen zum Teil gezogen, nit künstlich, noch mit ruwiger muß, sonder mit unstäten und unbedachtem zu-

fall in wärender unser betrübnuß verzeichnet. Wo ützit temere darin wäre, das well U. F. G. nit praesumptu iniquo minhalb zumessen, sonder minem Iser, das ich der heil. Christlichen kilch als ein schwach glid und wenigsts verstants, mines blöden Vermögens gern ratsam sin welt, damit unserm Elend geholfen möcht werden. Man kan ouch interdum ex stercoribus margaritas colligere. Bitt U. F. G. welle dis buch allein üch selbs und Herr Florino *) bekant machen, dan es ordnung; zudem das vilicht etwas sträflichs darin möcht funden werden; was aber nützlich und dienstlich in disem christl. vorhabenden Werck der heil. Versammlung und Concilio fürgetragen sin möcht us disem buch, das welle U. F. G. uszichen lassen. Bitt dabi minen Sun Marti **) gnediglich in hut ze halten, wie ich vor ouch gebetten, und das kein zwifel hab, geschechen wird. Der allmechtig' Gott und sine küsche reine Muter, ouch alles himlisch Hör well U. F. G. ein glückhaffte Hininfart, ein heilige heilbare underhandlung und ein fröliche Widerkunfft verlichen, und vor allem Uebel bewaren. Das ist min innig herzlich begeren, dero ich ze dienen, und alle wolfart ze fürderen nit sparen welt.

Datum Glarus Mentag spat nach oculi in der vasten 1562.

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

Ich hab dem botten kein belonung geben, ist ein guter frommer alter Christ.

---

19. Tschudi an Abt Joachim von Einsiedeln.

Hochwirdiger Fürst und gnediger Herr! Min willig Dienst sampt minem Vermögen jederzeit bereit zuvor. V. F. G. mins

---

*) Florin war Pfarrherr zu Gossau, und von der zu Rapperschwil versammelten eidgenössischen Geistlichkeit dem Abt Joachim von Einsiedeln auf das Concil zu Trient als Gesandtschaftssekretär beigegeben.

**) Martin Tschudi war als Edelknabe im Gefolge des Fürstabts.

suns Martis schriben, sampt bigelegten schrifften zu Trient uf Fritag vor Palmarum geben; desglich zevor ouch von V. F. G. ein ander schriben zu Bellenz uf Lätare geben, hab ich beide, uf Palmarum, das andre uf den Ostermontag mit großen Freuden empfangen, und die glücklich reis über den Gothart, und die angenem ankunfft zu Trient von herzlicher begird vernommen, Gott bittend, das die zit der Verharrung, und ouch die widerkunfft mit noch merer glücklicher wolfart und guter ustraglicher erfolgung der Houptsachen volbracht werd, als ich vertröster unzwifelbarer hofnung bin, geschechen sol. Darum ich ouch Gott bitten will und mit Herr Heinrich unserm priester verschafft hab, das er alle sontag uns altgöubigen ab der cantzel ermant, ein gebet ze tun, wie dann mit zertanen armen geschicht, das Gott der heil. Versammlung des Concilium gnad verlichen, allen glouben span hinzulegen, und das dem, so da erkennt, bestattung geschehe.

Die Hertzogin von Lungavilla, so sich jetz in irer Herrschafft zu weltschen Nüwenburg enthalt, und den Predikanten ze der Landeren hat wellen ufstellen, das die zu Landeren erwert, welches noch geschechen, zevor ee V. F. G. verritten. Da nun die siben altgloubigen ort ira und ouch dem Vogt von weltschen Nüwenburg scharpf geschriben und ermant solchs vorhabens abzeston; also jetz diser tagen hat dieselb Hertzogin ir bottschafft mit 8 pferten von ort ze ort harumb gesant, klagt sich hoch des scharpfen schribens der siben orten, desglich des frevels dero zu Landeren, das si ira gewert den Predikanten allein ira selbs und irem hofgesind uffzustellen. Dan si sigind ir eigen lüt, und vermeint fug ze haben si darum ze strafen, also habend inen unsre Lutherschen hie groß gschir gemacht; si habend hinwider unsre Lutherschen wol tröst, ir ding werd ein fortgang haben, und sig Frankrich merteil uf ir nüwen religion, und vil wesens triben; ich hof aber, ir wan sol sich betriegen. Die altglöubige ort habend der Hertzogin recht angebotten, und denen von Soloturn, dero burger die zu Landern sind, lib und gut zugesagt, wie die Hertzogin sich understan wolt ze straffen. Ich acht aber, si wird irs vorhabens abstan. Es hat der schantlich Man Houptman Hans Altman, so nit in unser land kommen darf von siner Mißtaten wegen, etwas mietery wellen anrichten, also das man in zu Constanz gfangen; doch hat er

mit verlogenem geschwätz erdacht, das man in ledig gelassen und von der Statt gewisen. Also ist er gen Buchhorn und in des Herren von Wingarten Landschafft gefaren, und wider mit ufrürischen Practiken umbgangen, hat vil einfeltiger gsellen (deren etlich us dem Gaster ouch gsin) ufbracht, und sich mercken lassen, si gen Ulm ze füren, da wurdent si bscheid und gült finden; hat den gsellen was si von gelt gehebt abgenommen. Entlichen also hat Herr Abt von Wingarten etliche reisige Pferdt uff in gan lassen, inn fengklich angenommen, und sin gsellschafft verströwt, das einer hie der ander dort us gfaren. Ich acht immer Altman söl sin verdienter lohn werden. Uff künfftigen Sontag Quasimodo wird die rechtfertigung zu Einsidlen wider angon gegen unsere Nüwgloubigen. Es ist sunst alles still in der Eidgnoßschafft, dann das wir arme altgloubige Glarner vil schmach und tratz von sonderen lüten der nüwgloubigen täglich lidend, und je lenger je mer; und sucht man alle weg und Practiken uns Altgloubigen ze zertrennen; man tröwt uns, und sind in vil ängstigung; Gott well uns gnädigklich retten, zu dem und allem himlischen Hör wir unser Hofnung habend. Insonders geschicht mir vil schmach und Tratz; das will ich dultiglich lyden, bis mich Gott erlösit, als ich min unzwifelbare Hofnung hab, geschechen wird. Es ist noch kein gemeiner Eidgnossischer Tag (mins wüssens) angesetzt. Ich bitt V. F. G. welle dis min schriben Herren Landamman Lussi, H. Florino und minem Sun Marti ouch offenbaren, und min dienstlichen Gruß ansagen, ob ich schon jedem insunders wurd schriben, wurd es doch nützit anderst, dann wie oblut, inhalten, und mir vil arbeit bringen, dero mich nit verdruß, so ir nit bi einander werind; diewil ir aber bi einander, gedenk ich, es wurd V. F. G. nit beduren inen ze erschinen, was ich jederzit schrib. Dann ich V. F. G. vorab ouch Iro jedem sonderbar ze dienen nit sparen welt. Gott unser Herr, ouch sin wirdige Mutter, und alles himlisch Hör well V. F. G. und den mitverordneten sampt den gefärten gnad und verhütung aller schädlichkeit trüwlich mitteilen und alzit bewaren. Min Sun Marti well V. F. G. bevolchen haben vor übertrinken und andrer unordnung gnädiglich ze warnen, dann so er sich flißt, V. F. G. flissig ze dienen, wirt er sinem Großvatter und mir großes Gefallen tun. Die frommen

Altglöubigen bi uns, ouch min liebe Husfrow tund V. F. G. und Herrn Amman Lussi iren dienstlichen Gruß ansagen.

Datum Glarus Zinstag in Osterfirtagen 1562.

V. F. G. dienstbereitwilliger
Gilg Schudy von Glarus Altlandamman.

---

20. Tschudi an Abt Joachim von Einsiedeln.

Hochwirdiger Fürst! V. F. G. Wolfart ze hören fröwet mich zu allen Ziten. Hab Herren Landamman Lussis schriben uff Mitwochen in Osterfirtagen, geben nach Quasimodo empfangen, und mins Suns Martis, sampt bigelegten Schriften, so uf Donstag in der osterwuchen usgangen, am Sontag Misericordia empfangen. Ich hab zevor V. F. G. geschriben, und als ich kein Bottschafft wußt, hab ich die Brief dem Pfarrer von Waldkirch gesant, und inn schrifftlich gebetten, V. F. G. zu zusenden, mag nit wüssen, ob die V. F. G. worden sind oder nit. Bitt im nechsten schriben mich des ze berichten. Ich schick V. F. G. ein copy Herren von Wingarten schribens, und ein kopy des faltschen bestellbriefs, damit Altman der schantlich Boswicht umbgangen, die wellind Herrn Amman Lussi ouch ze lesen geben, dann ich im ouch davon schrib.

Es hat sich sid minem letsten schriben nützit nüwes zutragen, des ich V. F. G. berichten kön, dan das ich besorg, es stand in Frankrich vil wirsch des gloubens halb, dan man wüß. Man sagt, das in Picardi der Abfal vil nach gar geschechen; die fürsten in Frankrich sind nit einhellig, unsren Nüwglöubigen habend vil Trosts uf Frankrich, dan inen von Zürich tägliche zytung zukumt, wie ir gloub für und für alda überhand nemme. Es ist die Sag, das die Kaiserlich Majestet das Kaisertum resigniren welle. Von grösten nöten ists, das man mit dem heil. Concilio fürwert fare, und zuletst von Päbstlicher Heyligkeit und allen Christl. Potentaten sich dem heil. Concilio underwürflich machend, ein tapfer insechung der Exemption halb beschehe, und unverzöglich, sobald **determinationes finales** beschechend, da je

ner je besser, und je lenger verzogen je schädlicher; man sicht doch wol, wo es us must. In Tütschlanden und offtert im Rich ist es noch still, doch vil heimliches Practicierens under den Fürsten. Unserer Nüwglöubigen Rechtfertigung gen Einsidlen ist ufgeschoben bis in nechstkünfftigen Meyen. Weiß V. F. G. dismal nützid witers ze berichten, achte in anderen schriben von Schwitz und anderswo allerlei vernemmen werdind.

Gott und sin reine Mutter wellind V. F. G. alzit bewaren.

Datum Glarus 17. April 1562.

V. F. G. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

21. Tschudi an Abt Joachim von Einsiedeln.

Hochwirdiger Fürst! V. F. G. schriben hab ich von Heinrich Scherer montags nach **corporis christi** empfangen. Er ist durch Engadin harus gefaren, durch ein bös Mörderneſt, an etlichen orten, da nit alweg sicher ze faren, zudem das es böse Pirg; acht es würd inn nit gelusten, denselben weg wider ze bruchen, wiewol er der nechst. Herr Pannerherr Walser wird V. F. G. wol berichten, wie der mer Teil der 7 altgloubigen Orten wider abgeschlagen, dem Concilio, das man die sachen fürdere ze schriben; das hat er mir erst angezeigt, nachdem ich V. F. G. geschriben hab. Es gat elendiglich und werdend alle Ding uf verhinderung gespilt, das leider nit gut ist, wie min Herr Schwecher Amman Schorno und min Bruder Jos witer bericht geben werdend. Doch hab ich jetz wider angschirrt, damit solche geschrifft uf die ban gericht mög werden. Ich hab die latinisch Copy, so mir V. F. G. harus geschickt hat, angentz Herren Ammann von Beroldingen geschickt, der jetz Landamman ze Uri ist, und ein zugesetzter Rechtsprecher wider unsere Luterschen an Amman Imhof sel. statt verordnet ist. Es werden im ouch zukommen die latinischen und tütsche Copy, die ich gestelt hab, und hab im darneben ein Missiv uffs bittlichist und früntlichist zugeschickt und gebetten, das er fürderen und helfen welle, damit solches schriben an das Concilium

ein fürgang gewünne. Dan der from Herr ist mir gantz geheim, weiß wol, das er allen müglichen Fliß anwenden wirt. Dan was ich fürderen mocht, welt ich von Hertzen gern tun, so doch insonders wir altgloubigen Glarner des notdürfftig sind. Wie es hie ze land gestelt, wirt V. F. G. von minem Schwecher und Bruder vernemmen; deshalb von unnöten ze schriben. Des Priesters halb von Pludenz danck ich V. F. G. ires getrüwen Rats und Wolmeinung. Aber diser zit ists nit fruchtbar, dann wir Altgloubigen inn nit vor schmach beschirmen möchtind; diewil wir uns selbs nit geschirmen mögen.

Mins diensts erbütt ich mich V. F. G. alzit geneigt, die Gott und sin wirdige Muter langwirig bewaren wolle.

Datum Zinstag nach Corporis Christi 1562.

V. F. G. dienstwilliger Bruder

Gilg Schudy von Glarus.

---

22. Tschudi an Abt Joachim von Einsiedeln.

Hochwirdiger Fürst! V. F. G. schriben letsthin bi Heinrichen von Matt geschechen, hab ich zu Sargans fritag den 22. Mey empfangen; bin demnach noch ettlich tag im Oberland gsin, von einer Rechtfertigung wegen, so mine Herren mit dem Grafen von Sulz gehept, also das ich erst vorgestern wider anheimbsch worden, allda ich ein schriben von minem Schwecher Amman Schorno funden, so am Pfingstabent geben; darin er schribt, das die 5 ort bewilliget, das man dem Concilium das zu fürderen schriben sölt, und er achte, Friburg und Soloturn würdind ouch bewilgen. Deshalb sin begern, das ich ein latinische Copy, wie man dem Concilium schriben söll, stelle. Nun hat nützit gesumbt, dann ich nit anheimbsch gsin, und von mins Schwechers schriben nit gewußt, bis ich anheimbsch worden, welches erst uff vorgester geschechen. Also hab ich uff gestern ein Copy Latin und Tütsch gestelt, dero abschrifft ich üch zuschick. Bin angentz gen Wesen

geritten, dann man mir gesagt, Herr Pannerherr Waser von Underwalden wurd alda übernacht sin, und ze üch hininfaren, ist mir in der nacht Bottschafft kommen, das er zu Glarus sige; bin also hüt fruy vor Tag nachts wider heimb geritten, und im die abschrifften überantwurt; ouch ein latinischen gewaltsbrief, so Herrn Amman Lussi gehört. Ich hab die Copyen angentz gen Schwitz geschickt, welt gern das es vorhin het mögen geschechen, ee Herr Pannerherr Waser verritten wäre, aber min abwesen, das ich nit anheimbsch gsin, hat mich verhinderet, ich welt mich sunst nit gespart haben, dan ich zevor wol drimal gen Schwiz und in die 5 ort geschriben und angehalten han, damit solch schriben geschechе; ob si es nun bi diser zugesanten Kopy bliben lassind, die merind ald minderind, kan ich nit wüssen. Ich hab V. F. G. zuvor nie geschrieben von wegen der gegebenen Vota über die 12 Artikel, die mir von Herzen wol gefallen, und notdürfftiglich darüber geantwurtet ist; mir ist so not ze schriben gsin, das ichs vergessen hab ze melden. Fürwar es will vil nöter tun, die wichtigen sachen zu traktieren, und die ergernuß der Priesterschafft und etliche simonische grobe mißbrüch abzeschaffen, damit die widerpart nit ir unverschamt mul mit dem Concilio wäschen, und aller welt in hals geben, man habe ergernuß und mißbruch angeregt. Wie es hier zu land stat, wird V. F. G. Herr Pannerherr Waser berichten, deshalb ichs underlaß; mir hat nit wyl mögen werden minem Herren und Bruder Amman Lussi ze schrieben. Was ich einem schrib under üch, das soll dem andern ouch geschriben sin. Bevilch mich hiemit V. F. G., die Gott langwirig bewaren wolle.

Datum Glarus Fritags nach Corporis Christi 1562.

Uew. dienstwilliger Gilg Schudy von Glarus.

23. Tschudi an Abt Joachim von Einsiedeln.

Hochwirdiger Fürst! Dis ist jetz der fünffte Brief, so ich üch zuschick, hab einen zu Wesen einem überantwurt, so anzeigt, er welt in nechsten tagen selbs gen Trient. Ein anderen hab üwerem vordrigen Boten ufgeben, und zwen hab ich gen Veldkirch Herren Viten dem pfarrer zugesant, üch bi zufallender Botschafft zu ze schicken. In jedem Brief hab ich ordentlich geschriben, was sich bis uf selbigen Tag mins wüssens verloffen. Nun aber verston ich in V. F. G. schriben uf Marci Evangelistä gäben, (da mir der brief eigentlich zukommen) das allein ein einziges Schriben, so ich üwerem vordrigen botten ufgeben, überantwortet ist worden; das mich vast befrömbt, dan ich mich beflissen, üch on underlaß ze berichten. Wird ouch den Briefen nachfragen, als ver mir möglich. Seckelmeisters Schudis kauf ist zu Schwiz bewilligt, und solchs V. F. G. Dechan und Kantzler zu Einsidlen durch min Schwager Amman Schorno angezeigt worden. Am Mayabent, als damaln wir Altgloubigen Glarner mit Krütz zu Einsideln gsin, und die Kertzen umgetragen, und ums V. F. G. Convent mit dem Heiltum und ordentlicher Prozession entgegen gezogen, Gott und siner lieben Mutter sig es ein Lob, uns betrübten zur begnadigung.

Schwager Amman Schorno, Amman Reding, Statthalter Güpfer, Hauptmann Ulrich, Vogt Tägen, und Vogt Gasser, als verordnete Botten von Schwiz haben uns zu Einsidlen eerlich empfangen, und den Vogt Freuler (so ouch bi uns war) heissen von uns stan, dann unsere Nöwglöubigen habend inne denen von Schwiz zum tratz zum Vogt ins Gaster geben, da er doch den Nüwglöubigen Lib und Gut zugesagt, deshalb die von Schwyz inne gar nit wellend, und habend denen us Gastern verbotten, das si im schweren sollind. Wir hand den Amman Hässi wider zum Amman geben, und ein sindselige Gmeind gehept, insonders wild tobet wider die von Schwiz, also das etlich Nüwglöubige, namlich Amman Schuler und der Seckelmeister das Volck kum mögen tämen. Si tröwend öffentlich denen von Schwyz und denen us Gaster, sie wellend understan den Vogt Freuler mit

gewalt inzesetzen, und stand wir Altgloubigen in grosser gefar, dan es über uns zum ersten gan wird.

Deßhalb uns gantz beschwerlich, wo sich das heilig Concilium ützit lang mit sinem uftrag verziechen sölt, dann uns ist die Hand underem faß; langer verzug bringt uns täglichen schaden, und nit allein uns sonder ouch in anderen landen, wie ougenschinlich ist, das wellend den hochwirdigsten Vätern mit allen Trüwen und ernst anzeigen. Ich hab gen Schwiz und an etlich ort mer geschriben und gebetten, dazu ze tun, damit angehalten werd, dem Concilio förderliche endschafft ze gäben, und die Houptartickeln ze erörteren, daran der gröste Haft ligt. Die geringere sachen mögend allweg durch Päbstliche Heiligkeit oder sondere Deputatos Concilii verfertiget werden, das man nit generaliter dasin muß, da hinwider die hochwichtigen Händel durch die generalitet usgeübt müssend werden.

Zu Schwiz ist Vogt Iberg der jung Landamman worden, hat man mins Schwechers und sin mer gegen einander müssen zellen, hat Ibergs gar wenig fürgetroffen. Es hat Amman Iberger sin Bottschafft zu uns Altglöubigen gen Einsidlen geschickt, und anzeigen lassen, wir sollend in nit schüen, er well sin lib und gut zu uns setzen, das wir im ernstlich danken lassen.

Ich hab die Zitung, so V. F. G. mir latinisch zugesannt, was sich in Frankrich bis uf den 7. Aprilis verloffen, angentz vertütscht, und minen gnedigen Herren St. Gallen und Wettingen, ouch V. F. G. Dechant zu Einsidlen zugeschickt, und hab sidhar brief us Frankrich empfangen, die zu Paris uf den 14. April, da der Künig jetz ligt, geben, ufwisend, das der Printz von Condé und der Admiral und der Herr von Andelot (so der Nüwglöubigen Houptlüt sind) mit irem nüwglöubigen Hufen noch zu Orleans ligend, und ligt der Künig sin Muter, ouch der Künig von Navarra, der Connetable, der Hertzog von Guisa, der Hertzog von Lungavilla, und sunst vil Grafen und Herrschafft bim Künig, und sterckt sich sin Hufe täglich. Ouch hat der Künig 4000 Eidgnossen erforderet, und ist ein Tag zu Solothurn gsin, und habend die von Zürich und Bern ouch ire treffenliche Bottschafft uf dem Tag gehept, wiewol si nit beschriben, und vor nie ir bruch gsin, das si ir bottschafft, so es die vereinigung oder erforderung der

rechten antroffen, gesannt habend. Und habend ein lange schrifftliche Instruction ingelegt, und die ort in der Vereinung*) ernstlich ermant, das si dem Künig dis Mal kein Knecht lassind, dann es sig ein seltsame Zit, und hab der Künig kein frömbden Find, sig allein ein inländische bürgerliche Zwispaltung siner lüten und nit wider den Künig, sonders habe der Printz von Condé und der Hertzog von Guisa ein Span mit einander, das jetweder gern der oberst am Hof sin welt, und von ir beider wegen sig dieser ufrur und sunst keiner andern ursach, darum dunkt si gut, das man botten soll hininschicken und versuchen, si gütlich zu vertragen, das wurd den Eidgnossen löblich u. s. w. mit vil Stempeneyen. Uff das haben Basel und Schaffhusen denen von Zürich und Bern gehellet, und ist ein einmundige Praktik iro halb. Und habend alle 4 Stett Zürich, Bern, Basel und Schaffhusen bim höchsten bott verbotten, das niemant zum Künig zieche, und wir Glarner habend glich als scharf verbotten von wegen das die Nüwglöubigen uns übermerendt. Aber die siben katholischen Ort und Appenzell habend noch nit weder verbotten noch erloubt, und ist anderer Tag gen Soloturn angesetzt uf den heil. Pfingsttag, ob man die knecht dem Künig lassen will, oder botten schicken, doch acht ich, die katholische Ort werdind im lassen.

Der Cognet, französischer Ambassador, ist zu Zürich ofenlich mit sinem gsind zu irem Tisch oder Nachtmal gangen, und ist ein anderer Ambassador hieruffen, der die Knecht erforderet, heißt der Herr von Vaquiere. Der Cognet macht uns nüts guts im glouben in der Eidgnoßschafft, und besorg, er prakticier solch ding als ze argwonen ist, möcht nüt schaden, ob es schon dem Bischof von Paris (doch on meldung mins namens) anzeigt wurd.

Lieber Herr Bruder Landamman, ich bitte, ir wellind die beruffung Gottes üwer lieben husfrowen selig Gott dem Herren dultiglich heimgeben, und üch nit so vil mit ze schwerem Kummer betrüben; wir sind des falls alle erwartend; wir sollen billich truren um die unseren, so wir aber wüssend, das sie der ewigen freud und seligkeit teilhaft, soll uns daselb trost bringen, das wir

*) D. h. das 1549 zwischen Heinrich II. und sämmtlichen eidgenössischen Orten, mit Ausnahme von Zürich und Bern, geschlossene Bündniß.

im Truren maas bruchind, als üwer wiser Verstand selbs bas weißt, unseren geliebten Abgestorbenen trüwlich mit Gottesdienst nachtun und ira in unserem gebet niemer vergessen, ist inen und uns selbs ergezlich und tröstlich.

Ich bitte V. F. G., ouch üch Herr Bruder Amman, ir wellind mich allzit bevolchen haben, was ich hinwider dienstlichs üch bewisen kann, will ich nit sparen.

Johannes Brenzius, des Hertzogen von Wirtemberg oberster Predikant, und der Bullinger schribend wider einander scharpf mit vilen scheltworten. Man hat nüwlich ze Zürich verbotten, das niemand des Brenzen bücher koufen söll. Also erzeigt die Gnad Gottes für und für, das ir ding us zwytracht geslossen, und durch zwytracht wills Gott letzlich enden wirt, und das der Geist Gottes, so ein Geist der einigkeit ist, kein gmeinschafft mit inen hat. Gott der Herr und sine wirdige Mutter welle V. F. G. und üch Herr Bruder Landamman, und üwer beeder gsind in hut und schirm gnädiglich erhalten, damit ir letstlich mit frölichem bescheid wider anheimb würdend.

Datum Glarus an der heil. Uffart Christi abent 1562.

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

24. Tschudi an Abt Joachim von Einsiedeln.

Hochwirdiger Fürst! Das ich V. F. G. ouch minem brüderlichen lieben Herrn und Amman Lussi letstes mal nit geschriben, ist ursach, das ich nützit nüwes ze schriben gewüßt. Dann wiewol ich zu Pfeffikon in üwer Gnaden hus bi Herrn Houptmann von Pro von Uri (den ich allda betreten) gewesen und mir Herr Wolfgang V. F. G. Statthalter anzeigt, der Bott wurd innert dry Tagen uff Trient züchen (dann dero Tagen die Tagsatzung zu Einsidlen enden solt) wußte ich doch nit, was allda gehandelt, dann mir die acta etlich tag nach üwers botten abschid zukommen, deshalb ich nützit nüwes ze schriben gewüßt, gedacht dabi V. F. G. aller ding, als ich acht geschechen sig, im grund ze berichten; deshalb hab ich den Herrn Statthalter gebetten, so der abscheide,

mich gegen V. F. G. dasmals zu entschuldigen durch sin schriben, als ich hoff geschechen sig.

Ich schick V. F. G. Bullingers Büchli, so er letst wider den Brenzer schribt*), darin er den lib Christi in Himmel verschlüßt, und darus keines wegs bis an jüngsten tag kommen will lassen, inzilet inn und spricht, diewil er ein waren mentschlichen lib, so sig unmöglich, das er zemal mer dann an einem inzileten Ort sin mög, oder er hat nit ein mentschlichen lib. Sin Gottheit mög allenthalben sin, aber sin lib nit, und sig unmüglich, das sin warer lib, fleisch und Blut anders dann im Himmel und sunst niendert bis an jüngsten Tag sig. Zücht er an zu siner bewärung etlich sprüch us dem Evangeli, us actibus Apostolorum, und dem symbolum unsers gloubens, darin wir selbs bekennind, das er gen Himmel sig gfaren, da er sitze zur rechten Gottes, und da dannen kommen wirt zum Gericht.

Hiemit will er das hochwirdig Sakrament des zarten Fronlichnams und Bluts Christi stürzen, das da nit der war lib und blut fleischlich, sonder allein geistlich sig nach der Gottheit, da er allenthalben sin mög; und mit diser gottlosen leer, ouch infürung viler sprüchen verbländt und verfürt er vil welt, dann dis Büchli bi vilen hochgehalten, also ouch der Brenz abgstanden ist, als man sagte.

Er find niendert in der gschrift, das unmöglich sige, das Christi lib (diewil er doch der Gottheit und Allmechtigkeit vereint) nit ouch möcht ussert dem Himmel oder mer dann an einem ort sin, bi den sinen, als das geschriben sig, das er müß allein in dem Himmel unverruckt bis zum gerichtag bliben, und nit anderswo ouch mög sin.

Ist Bullingers leer war, so sind Christi wort falsch, da er spricht, essend, das ist min lib, der für üch geben wirt, Luc. 22, et Corinth. 1, 12; dann der geist ist unsterblich, und nit für uns in tod geben, sonder dem Vatter in sine hend durch sin leiste

*) Der Titel dieser Schrift lautet: Responsio, qua ostenditur, sententiam, de coelo et dextera Dei propositam, adversaria D. Joannis Brentii sententia nondum esse eversam, sed firmam perstare; und in deutscher Uebersetzung: Gegenbericht auf den Bericht Joh. Brentii von dem Himmel und der Rechten Gottes.

Wort bevolchen, deshalb er fleischlich für uns gstorben und den aposteln geben mit fleisch und blut, seel, Gottheit und Geist ze genieſſen geben worden. Item trinkend, das ist min blut, das für üch und für vil vergossen wirt, Math, 26; Marc, 14; Luc, 22. und Corinth, 11. Der Geist hat kein blut, sonder des waren fleischlichen libs blut ist für uns vergossen, welches er inen ze trinken gab, und saß dennoch er selbs ganz und unversert libs zegegen, als er inen sin lib und blut ze genieſſen gab. Und über das ist sin gemelter warer lib und blut, so si ganz genossen hatten, erst darnach am Krütz für uns gestorben, und sin blut vergossen worden. Und wie er zegegen saß am nachtmal gantz und unversert, und sin fleischlichen waren lib und blut, so für uns in tod geben und vergossen ist, ze genieſſen gab, also sitzt er ouch gantz und unversert im Himmel zur rechten Gottes, und wird ouch hie uf erden us sinem bevelch und geheiß im hochwirdigen Sacrament, mit siner Gottheit, seel, geist, fleisch, lib und blut gantz unversert und unzerstuckt von sinen gloubigen genossen, liblich und geistlich, und lebend, dann fleisch on geist und leben ist kein nutz der seel, er wird ungesünderet genossen, nit nur bloß geistlich, sonder liblich und geistlich unzerteilt.

Sind nun die heitere Wort Christi, das er sin lib, der für uns in todt geben, und sin blut, das für uns vergossen ist, sinen jüngeren ze nieſſen geben, und inen selbs, als kein glöubiger zwiflen soll, so mag Bullingers noch keines Kätzers leer hinwider nit bestan, und mögend dennoch die wort, das er zur rechten im Himmel sitzt, ouch war sin us Krafft siner Allmechtigkeit, wie das ouch war, das er genossen ward, und dennoch unversert selbst zegegen saß, als er genossen ward, und mit sinen Henden selbs sich genieſſen gab, wie Augustinus spricht.

Andere vilfelte Argument wärend noch inzefüren, dem ich ze kleinfügig; doch ist das der Houptgrund. Dieweil dann Bullingers Büchli so vil unrats macht, were gut, das durch die gelerten sin unbefugte argument widerlegt wurdind, damit die einfältigen, so durch sine ingefürte faltsch erklärte Sprüch betört werdend, sich hüten köntind. Sin faltsch fundement lendet dahin: Wo Christus von Apostlen liblich genossen wird, müßt er zwen ald noch mer fleischlich lib gehept haben, einen so da gesessen,

den andern, so er inen ze niessen gegeben. Dis argument ist faltsch, dann wir gloubend und halten, das er ein einzigen mentschlichen lib hab. Derselbe lib, als die Evangelia bezügen, ist am nachtmal gesessen, hat selbs das Sacrament ze niessen dargereicht, ist demnach hinus gangen, gefangen, in tod geben, und sin blut vergossen; wie ouch die Zwinglische selbst bekennen.

Und neben dem lib und blut, so Christus im Sacrament mit eigner hand den Apostlen ze niessen gab, und inen heiter und nit tropisch gesagt, es wäre sin lib und blut, ist derselb lib selbs, so für uns in tod geben worden, und sin war blut, so für uns vergossen ist, wie sin eigner mund selbs bezügt. Deshalb der sektischen Opinion durch Christi wort selbs umgestürzt und heiter erklärt wird, das es ein einziger lib, so da gesessen und ouch genossen ist, dann allein ein lib Christi für uns in den Tod geben und sin blut vergossen hat. Si tund wie die Capharnaiten, die meinten, Joannis 6. Christus welt inen sin fleisch stuckwis zu essen geben, wie man getödt fleisch, so one leben ist, uß der metzg isset, ergerend sich darob. Christus brach inen ir fleischlich gedanken, und sprach: Fleisch ist nit nütz, der geist macht lebend; als well er sagen, todt fleisch genossen, so kein geist (das ist leben) mer hat, wie dann fleisch us der metzg genossen wirt, wie es die Capharnaiten verstunden, ist zum ewigen leben der seel kein nutz. In Christi fleisch ist der geist Gottes, der macht lebend, dann er vom heil. Geist empfangen ist, deshalb von gloubigen nit genossen wirt ein tod fleisch, sondern Christi lebender warer lib und blut, seel, geist und Gottheit, unzerteilt und ungestuckt; uff das wir alle in im lebend.

Also zeglich wie sich die Capharnaiten ergerten ab dem fleisch essen, als ergerend sich jetz die Zwinglische ab dem, das er liblich im Himmel soll sin, und dennoch uff erden liblich genossen werden, bringend ein fleischlich argument, das sin lib allein an einem umbzileten ort mög sin und allein im Himmel, wellend Gottes eigne Wort im Nachtmal stürzen, und siner allmechtigkeit zil und mas nach iren fleischlichen bedunken setzen, und in sin gewalt griffen, als ob unser mentschlicher Verstand Gottes Allmechtigkeit ergründen und ussprechen mög, unangesechen des spruchs **Pauli Rom. XI. O altitudo divitiarum ect.**

Bezügung aller lereren und ordnung der Kilchen, ouch besitzung von den Apostlen ziten har sind wir in ruwiger gewär, und stimmen mit uns; diser dingen ist V. F. G. alles das bericht, dan mir ze schriben müglich ald gebürlich.

Nüwer zitungen wird so vil gesagt, das ich nüt weiß, was ze glouben; doch soll entlich war sin, das der Bernern Volck, so si gen Lion geschickt, bi einem Kloster geschlagen und zerstreut worden, bis 800 umbkommen, und soll der ein Studer von St. Gallen, so ouch bi inen und ein halber Houptman gsin, im Harnisch erstickt sin*). Die Berner nemmend in ir Statt und land uff under Panner und Venli, und meint man, si wurdend in kurtzem mit einem zug uffbrechen zu beschirmung irs nüwgewunnenen lands, dann si versechend sich Krieges, diewil si den brey also versalzen habend, und des Künigs finden und widerwertigen zugezogen sind. Es sind jetz ettlich Guardi Knecht us dem Römerland kommen, die sagend, das in Italia alles Kriegsvolck uffzige, und uff Frankrich ziche. Herr Amman Reding und andere verordnete Botten von den 7 altgloubigen Orten sind in Wallis, anzevordern, das si das Landtsrecht schwerind, welches zu handhabung des alten waren gloubens vor jaren mit inen in ewigkeit uffgericht worden, und will man dan erfaren, ob in den underen zehenden, da der nüw glouben etwas ingewurzt, etwas sich sperren welle, desglich wird man allda erkunnen, ob si die 2 Vendli Knechten, so der iro mit den Bernern zogen, nach gebür straffen wellen. Strafft mans nit, oder so sich etwar das Landrecht ze schweren wideren wurd, acht ich, man wurd mit ernst darzutun, dan die obern Zehenden in Wallis sind gar handvest uf der alten Religion. Der Cognet, französischer Bott, als im die altgloubigen ort das gleit abgekünt, facht im an, das houpt warm sin, diewil er sicht, das der Luterschen sachen, so er alles sins vermögens gefürderet hat, in Frankrich von Gottes gnaden ze grund gand. Er schribt und wirbt in jetlichs der altglöubigen orten besonders, und bittet uffs höchst, man soll in bim gleit lassen bliben; er wolt sich gern viler dingen entschuldigen. So kan er nit. Er facht jetz an die Luterschen in Frankrich schelten, si

*) Vergl. darüber Stettler b. Jahr 1562.

sigend trüwlos, meineidig lüt und verräter am Künig. Hats gegen Bischof von Chur geton, acht darum, das es vom Bischof den Altgloubigen anzeigt werd, aber man kert sich nützit mer an sin faltschheit.

Unser nüwglöubigen Glarnern ding steckt noch also, das, siddem si in urteilen zerfallen, noch kein Obman erwelt. Die us Gastern und Wesen habend ein Tozend guter topelhacken lassen machen, und sind uns Altgloubigen sehr tröstlich, das ich hoff Gott und sin liebe Mutter und der lieb heilig St. Fridli werdind uns ouch mitlerzit de ore leonis erlösen. Ich bin erst vorgester bericht worden, das V. F. G. umb enderung des lufts gen St. Gerold harus kommen. Es hat V. F. G. recht daran geton, dan wer frömbder landen nit gewönt, dem falt lichtlich Krankheit zu, so durch wenige Luftenderung gewendt mag werden*).

Dismal kann ich V. F. G. nit witer berichten, ist min bitt, bigelegten brief Herren Amman Lussi zuzeschaffen, und mich zu V. F. G. Diensten alzit ze gebruchen. Dero ich willig erbütt, die Gott und sin liebe Mutter in frist bewaren welle.

Datum Glarus 22. Dugst 1562.

V. F. G. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

25. Der Rath zu Glarus an Aeg. Tschudi.

Erstlich als Ir Herr Ammann Tschudi vergangener Tagen vor vnsren Herren Amman vnd Räten erschinen, vnd üch erklagt, was vnzucht üch an üwrem hus abermaln begegnet, vnd diewil üch dieselb vnd ander vormaln ouch beschechen, werdend Ir verursacht, hinweg ze züchen, vnd üch an andre ort, da ir villicht besseren schirm, frid und ruw haben mögent, ze setzen. Domaln üch von gedachten vnsren Herren geantwurt, das inen dise vnzucht in trüwen leid, vnd so si oder Ir dieselbigen thäter erfaren vnd bechrütten möchtind, welltind sy die mit allem ernst nach irm verdienen straffen. Derhalben wir wol verhofft, ir hettend üch diser zim-

*) Der Abt war vor Beendigung des Conciliums wegen Unpäßlichkeit wieder zurückgekehrt.

lichen antwurt settigen lassen, vnd in üwrem vatterland, da üch ouch vil guts, zucht und ehr von gmeiner Landlüten bschechen (das vns am liebsten) hushablich pliben. Diewil vnser Herren domaln vnd wir noch hüttigs tags vns erpüttend, üch vmb all üwer ansprachen, so ir gegen gmeinen oder sonderbaren personen haben möchtend, gut gricht vnd recht wie einem andren erlichen Landtman vnd Insässen ervolgen ze lassen. So aber Ir in sölichem üwrem vorhaben verharrend, vnd üwre Hushab an andre ort verendrend, müssen wir es beschechen lassen. Doch wellend wir vns, für vns vnd gemein Landlütt vnsrer Religion abermaln bezügt haben, das wir üch deß mit vnsrem wüssen vnd willen dhein vrsach geben habind, es sye dann, das Ir iemant der vnsren, gmeinlich oder sonderlich mit Recht der vnbillichkeit bewysen mögint, da dann billich der schuldig, vnd nit der vnschuldig deß entgelten söl. Dann üch wol ze erinnern, das noch vnzhar üch vnd den üwren, so oft Ir des begert gut gricht vnd Recht fürderlich ervolgt ist. Diewil wir nun vns wol zuvorsechen, das söllicher üwrer Hinzug us den vilfaltigen klegten, deren Ir üch jez vnd vormaln vernemmen lassen vnser Eidtgnossen der 5 Orten, vnd andrer vnwillen gegen vns nit mindert, so sind wir doch entlich gsinnet, so erst wir durch die gnad vnd hilff Gottes zu vstraglichem Rechten kommend, vns aller unsrer vorigen vnd jezigen verunglimpfungen, so schrifftlich und muntlich viele von vns vsgossen, nebend andren vnsren spennichen sachen mit Recht ze verantwurten, und diewil Ir allhie vor offnem gricht anzeigt, ir wellend hie nit mer rechten, wiewol ir hie gut gricht vnd recht funden, da wir nit wüssen mögent, woruff ir söllichs geredt, so ist doch entlich vnser meinung, das es billich vnd recht sye, das Ir all üwer ansprachen, so vor disrem üwrem Hinzug vfgeloffen, gegen wen Ir ioch der vnsren die ze haben vermeinind, vor gemeinem stab dis Landts zu Glarus nach inhalt des Landtsbuchs, das ir noch jezigs Jars mit vns gelopt vnd gschworen hand, fürnemmen vnd vsüben söllendt. Söllichs alles habend wir vs beveld vnser Mitlandtlüten vnser Religion, zu bewarung vnser ehren notturfft, nit können üch verhalten.

Datum Mentags vor Martini 1562.

Der Rat zu Glarus.

26. Tschudi an Abt Joachim von Einsiedeln.

Hochwirdiger Fürst! Ich hab us widerwertigkeit mins betrübten gemüts V. F. G. von minem abscheiden von Glarus, so mit der altglöubigen willen und geheiß beschechen, bishar nit berichten können, dann beschwerung der sinen macht unbedacht. Hab daneben durch min Vetter Meinraten, dero Diener, verstanden, das V. F. G. durch andre vernommen, wie es minthalb ein gstalt. Derselb min vetter mir anzeigt, V. F. G. gnedig anerbieten, des ich zu guten minen armen diensten und vermögen nimer vergessen will, dann ich bi dero allweg gnedigen willen befunden; Gott der allmechtig well es gnediglich beschulden, dann ich nit wenig getröst und erfreut worden. Ich muß in minen alten Tagen min lib und gut — ? wiewol min richtumb nit groß, und in den unrichtigen Jaren vast verschweineckt hab, ists mir doch kein beschwärung, wann allein sin gnad verliche, das min Vaterland einigkeit des alten waren gloubens wider gebracht mocht werden, welt ich alsdan gern sterben. Mine widerwärtigen wüssend, Gott sig lob, keins wegs noch uners von mir, könnend mich ouch keiner mißtat schuldigen, aller haß und unwillen, so si zu mir tragend, ist allein, das ich dem alten waren glouben ze vil yfrig fürstendig gewesen, und nach minem vermögen geüffnet und gefürderet, den schmächern widerstanden, ouch in Räten und in Landsgemeinden inen offentlich in ir widerspännigkeit geredt, desglich vor den Eidgnossen, und wo es die notdürftigkeit erforderet, ire feler angezeigt, die man doch uns undertrucken wolt. Sunst künnen si mich nützit zichen, das ich Gott trüwlich lob und danck sag. Hett ich geschwigen und unsers waren gloubens undertruckung fürwert gon lassen, so wär ich lieb und wert gsin. Ich danck V. F. G. der bewarung miner Kleinoden, die mir min Vetter Meinrat ordentlich überantworten hat. Die Altgloubigen schriben minen Herren den 5 orten, bitt V. F. G. welle den Brief minem Schwager Amman Schorno, oder Schwager Amman in der Halden zu schicken, bi gewisser bottschafft, und si bitten gen Luzern zu verfertigen. Vetter Meinrat hat denselben brief. Min buch de purgatorio, so ich geschriben, wellend miner Husfrowen

geben harzebringen; bevilch mich V. F. G., die Gott langwirig beware.

Ich will in Kurtzem wills Gott gen Einsidlen zu V. F. G. kommen.

Datum an St. Katharinen der heil. Magd tag 1562*).

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

27. Tschudi an Abt Joachim von Einsiedeln.

Hochwirdiger Fürst! Ich danck V. F. G. des berichts mins lieben Herren Bruders Landammann Lussis zukunft, und wiewol min liebe Husfrow und ich uf Morgen St. Thomastag willens, unser beider notdurft halb ze aderlassen, bin ich doch willens, angentz mich hinüber in einem schifli gen Lachen füren ze lassen, ob ich min lieben Herr Bruder alda betreten möcht. Ob aber er vilicht schon fürgefaren sin möcht, so bitt ich doch V. F. G. welle mir jene früntlich grüssen, und min willig dienst sagen, dan mich sin zukunft von Hertzen fröwet. Gott welte, das er sin erlichen Eegemal wider finden möcht, wie ers verlassen, und sin höchste begird wäre. Diewil es aber Gott so gefallen, der bas weißt dan wir, was uns das best, weiß ich min Herr Bruder so verstendig, das ers demselbigen alles heimsetzen wirt mit gedult. Bitt V. F. G. welle berürten min Herr bitten (ob ich inn nit betreten würd) mich schriftlich, wie alle sachen gestalt, ze berichten, oder V. F. G. anzezeigen, damit ich von dera bericht empfache. Gott well V. F. G. langwirig bewaren, und ein künfftig gut glückhafft jar verliehen.

Datum Rapperswil Sonntag St. Thomas abent 1562.

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

*) Vermuthlich ist dieser Brief wie der folgende zu Rapperswil datirt.

28. Tschudi an Abt Joachim von Einsiedeln.

Gnediger Herr! Ich danck V. F. G. sambt miner Husfrowen trülich irs früntlichen willens und gabung des guten jars, bin ze kleinfügig ze verdienen, was aber mins vermögens, welt ich nit sparen. Schick V. F. G. ein wenig Trunck mines Veltliners zur Collation; so der V. F. G. gelipt, wellind bi mir um mer schicken, was ich vermag, ist in V. F. G. dienst. Ob die Conventherren *) ein nüwen Herren erwelt, haben si im recht geton, dan langer Verzug wär inen nit nutz gewesen, nach arglistigkeit der jetzigen welt, da man ja fräventlich ingriff ze tun understat, als mit Rhinow ouch geschechen. Uff die schenckgebott Herrn Bischofs von Chum **) schribens wäre noch vil ze antworten, ja wan der minder mit dem Merern (als V. F. G. mit dem Kardinal, der solchs one zwifel angericht hat) so fry und unnachteilig reden möcht, als er gegen V. F. G. tun darf. Dan er wär in vier, fünf oder mer artiklen des nüwgehaltenen Trientischen Concily ze taxiren, das er dem nit nachgab, und erstattet in hochwichtigen Sachen, dan das so V. F. G. und ire Conventbrüder geton, des ist üwer Gotzhus gefryt und privilegiert, hat gnügsamen schin und urkund darzelegen. Hinwider das ein bischof soll abwesend sin sinem Bistumb, besonders so zu sinen ziten die haereses in sinem Bistumb fürgebrochen und am allernotwendigsten wäre zu residiren, und der Sekten ze weren, das ist nie billich noch recht gsin, nie keine bischöf darumb, weder von Päbsten, Concilien, noch göttlichen

*) Die von St. Gallen, welche nach dem zu Rorschach erfolgten Absterben ihres Abts Diethelm sogleich Othmar II. erwählt hatten, der Statthalter zu Rorschach war.

**) Dieser war päpstlicher Nuntius in der Schweiz, bei welchem sich Marx Sittich, Kardinal und Bischof zu Konstanz, beklagt hatte, daß Abt Joachim zu Einsiedeln durch unbefugte geistliche Amtsverrichtungen in seine bischöfliche Rechte Eingriff thue, die er ihm also kraft seiner Gewalt untersagen sollte. Diese Amtsverrichtungen bestanden in Weihung der Kirchen und dem Sakrament der Firmung ꝛc., welche Papst Pius IV. dem Fürst Joachim ertheilt hatte. Der Kardinal war ein Enkel des Papstes, beim Kaiser und dem römischen Hof in großem Ansehen. Der Nuntius wollte ihn also nicht beleidigen, und schickte dem mit Unrecht angeschuldigten Joachim ein zwar mit vielem Lob vermischtes Abmahnungsschreiben, welches Joachim sammt seiner Antwort darauf unserem Tschudi, seinem vertrautesten Freunde, zuschickte; und hierauf bezieht sich das Schreiben Tschudis.

rechten gefrit und privilegiert, sonders jewelten unrecht gsin, wo es ein bischof geton hatte; ist ouch fürnemlich im jetzigen trientischen Concilio abgestrickt, und sonderlich gebotten, das die Bischöf residiren sollen, dan wo tut es dem Pastor nöter ze weren, wan wo der sektisch wolf ingebrochen ist, und die schäfli anfangt ze verschlingen. Es hat ouch der Pabst, will er doch ein nutzer Statthalter Christi sin, nit gewalt ein solchen Bischof an andere orte ze gebruchen, und des bischofs bevolchen schäfli ze grund gon lassen. Sonder wird jedem Pabst gebüren, wo ein solcher usschweifer Bischof wäre, im ze gebieten, das er sich zu sinem bistum und seelsorg täte. Es ist ein schlechter fürwand, das min Herr Bischof von Chum schribt, der Kardinal müß große geschäft in Italia ußrichten. Warum befilt er es nit einem Kardinal, der nit ein Bischtumb ze versechen hat, deren etwa menger ist, oder warumb ordnet er nit ein Kardinal oder Bischof zu solichen zu verrichten, der us Italia, Hispania oder Portugal sige, da keine Sekten, und minder nachteils iren bistummen am christlichen glouben bringen mag, dann in denen bistummen, da die Sekten ingerissen, und irer Bischöfen mangelbar sind. Diser artickln wäre wol mer ze erzellen, aber grosse Herren sind bös von den niederen ze straffen. Bevilch mich V. F. G. allzit, die Gott der allmechtig mit glückhafftigen künfftigen Jaren allweg bewaren well.

Datum Samstags post Thomae Apost. 1564.

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

29. Tschudi an Fridolin Tschudi Abt von Pfäffers.

Hochwirdiger geistlicher Her Vetter. Min willig dienst alzit bereit zuvor. Als wir nächermalen von pfävers verritten und hinab gen Ragatz komen, ist angezeigt worden, das uff anwordrung des von Marmels, üw. G. Ime das roß nit wellen lassen, und antwurt gäben, es könne noch über ein Monat wol u. s. w. Welchs der Siben orten Botten, als si das vernommen, träffenlich ungern an Uew. G. gehept, und vermeint das roß nützer sin hingeben (zu veräussern), dann im Stall am Kosten höw und

futers zehalten. Zu dem das dem Roß liecht etwas het mögen zufallen, das es ze unnutz abgangen. So hette man dann dem von Marmels ein anders müssen geben. Da aber üch heiter angedingt worden, was am kosten und on nutz sig, söll man uß dem kloster tun, und ersparn was müglich. Wie ich nun den unwillen gehört, hab ich dem von Marmels geheißen das roß antwurten. Deshalb welle Ue. G. so man mit üch redt, besinntliche und nit strüttige antwurten geben, den nutz des Gotzhus fürdern, und den schaden abwenden. — Demnach als vetter vogt Jouch üch ein Summ gelts schicken wirt, were min beger, das Ue. G. mit Rat Hern Landtvogts, (on den Ir nützit wichtigs handlen söllind) von stund an die unnützen diener uff abrechnung abbezalt, und dahin gericht; desglich alle notige Lidlöner, demnach die notigisten schulden, uff die man schaden triben möcht, damit man kosten fürkomme. Wann Ue. G. mit Hern Landtvogt über die sach sitzend, und das notigist überschlachend, werdend Ir wol befinden, wo man am ersten löschen dörfft. So wirt man ouch müssen bedencken, woruf man vetter vogt Jouchen versichern well, diewil merteil alles versetzt, ob man vilicht etliche geringe Versatzungen ledigen möcht, damit man Inne versichern köndt. Gnediger Herr, es ist min väterliche bitt Ir wellind üch erberlich und züchtiglich halten, nit mit lachen, unnützen reden, hochtragnen gebärden und stoltzen worten üch erzeigen, und mengklichem rich und armen früntlichen bescheid geben, vor zorn und trunckenheit hüten, und **gravitatem dignam Abbatis officii** bewysen. So wirt üwer achtbarkeit bi frömbden und heimschen lüchten, und ich alter man und alle die üwern erfröwt. Hochtragenheit stat übel an einem prelaten. Desglich ze gmein underm pöbel sich mischen mit liechtfertigem geschwätz, macht ein prelaten unachtbar und verachtlich, das man nützit uff eim halt. Beschämend üch nit je ze predigen, dann es ist ein fürnäm stuck des Gotzdiensts und ziert ein prelaten. Sie werinds all schuldig zu tun, wann si ir pflicht betrachten weltind. Min Her von Einsideln tuts offt, wird ouch darumb gelobt. — Min Her Vetter, hand Gott und sin Liebe muter und userwelten vor ougen, so wirt sich all üwer ding glücken. Tund üwern Konventherren des best, so sind si ouch desto geneigter zu aller gehorsame. — Min Husfrow und

kind, ouch Marti, tund üch vast grüssen. Der allmechtig Gott und sin Liebe muter wellind üch Ir hilff und gnad bewysen, das Ir mögind reparator und renovator üwers Gotzhus sin. Das wirt üewer Gn. ein ewigen guten nachnamen gebären, und unserm blutstammen ein großer rum und eer sin. Das well üch Gott sampt langwiriger frist verlichen.

Datum Rapperschwil 24. Jänners 1565.

Ue. G. williger vetter
Gilg Schudy von Glarus.

---

30. Tschudi an Simler.

Min willig Dienst, sampt was ich eeren liebs und Gutz vermöcht zuvor, Eerender liebender Herre. Als ich von Rapperswil wider in min Vaterland verruckt, hab ich in miner Beschribung Verbigeni pagi et Vindonissae, so ich üch zugesandt, und derozit obiter geschriben als ich mine Bücher nit bihanden, etwas überhupft der Geschichten und ouch der Jarzalen halb. Und so ich jetzt inheimisch und mine Historias durchlauffen, hab ich etwas von Annonio, Walafrido, Sigiberto, gestis episcoporum Constantiensium, Coenobiorum Scti Galli et Augiae majoris aliorumque etwas geändert und gemeeret. Schick üch deshalb min vorgeschriben Exemplar wider hinab, ze durchsechen was hin und wider hinzugetan.

Wo der hingelegt beschriben Bogen Papier ist werdend ir im vorigen Exemplar durchgetan finden, an welches stat derselbig hört inzeliben.

Item zuvorderst am anschon des Exemplars hab ich directam longitudinem Helvetiae verzeichnet; ob üch bedunkt ze inserieren mögend irs tun.

In den inscriptionibus Tigurini pagi hab ich die ob Stein ze Burg *), so entzweigebrochen und die stuck von einander gesündert ligend, da ich vormalen (als ichs nit eigentlich besah) vermeint,

---

*) Vgl. Gall. com. I, 3, 7. § 23.

es wärend zwo Inscriptionen gewesen. So ichs jetz aber kürtzlich (wie ich üch angezeigt) eigentlich besechen, hab ich befunden, das beide stuck ein eintzig stein und Inscriptio gewesen. Diewil aber das ein teil so gar durch den Fußpfad verschlissen, das daran kein Buchstaben und am andern teil nur etlich ze erkennen, hab ichs im Exemplar geendert und formam propriam verzeichnet.

Im Antuatio pago, diewil Lacus Lemanus beidersits in Antuatibus Helvetiis gelegen und der Anstoß Romanae provinciae allein den allobrogischen tractum betrifft, der gar wenig der linken siten des Sees bis Jenf harumb und da fürwider den Rhodanum bi 10 welschen Milen lang antrifft, hab ich zur lüterung solches ze erklären hinzugetan*), damit man nit meine, das der See durchuf die Undermarch sollt gewesen sin. Dann den meridianischen Marchzweck Helvetiae, so das Fussentier Gebirg bis an die Aarauniſch Klus Sanct Mauritz genannt und da dannen dem Wallisergepirg nach für Sanen, Sibental, Hasle, Urner und Glarnerland underlaßt Caesar ze melden. In derselben Antuatischen Beschreibung hab ouch angemerkt Mentionem Aricii episcopi Lausannensis.

In der hindersten repetitione pagi Tigurini hab ich inserirt Rosacum**) (Roschach), diewil als ein namhaft Fleck und die insignia Rosac: ir Antiquität bezugend, wie ouch arboris felicis***) der Boum den sie fürend, sind nit witer dann 4. Mil. pass. von einander gelegen.

Diser Dinge hab ich üch wellen berichten. Wann irs mitlerwil us dem Exemplar gezogen, so schickend mirs wider. Wann mich nit die trübselig Zit verhinderte, mit dem presten damit uns Gott ernstlich heimsucht wolt ich zur Infürung etwas der Helvetiern ursprünglichen Geschichten uszüchen, ists mir müglich so wil ichs tun. Wann uns Gott wider sin Gnad und Friden verlihe, hoff ich ir werdend etwa ein fart zu mir kommen, dann ich noch schuldig ünvre Bücher, damit ir mich vereeret, ze vergelten. Sölt alsdann ouch geschechen, woltend wir alsdann (mit Gottes

---

*) Vgl. Gall. com. I, 3, 6. § 5.
**) Vgl. Gall. com. I, 3, 7. § 17.
***) Vgl. Gall. com. I, 3, 7. § 19.

gunſt) mit guten rüwigen ſtatten uns beſprechen. Warin üch dienen kann findend ir mich bereit. Der almächtig well üch alzit bewaren.

Datum 14. Novemb. 1565.

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

31. Tſchudi an Simler.

Min willig Dienſt, ſamt was ich Liebs und Guts vermöcht, Uech bereit zuvor. Gerender, lieber Herr! Uewer Schriben iſt mir überantwurt, hette uech verruckter Wuchen darüber Bericht geben, habend mich Geſchäfte verhindert, und als ich Uewer Vorhaben vernimm, die fürgenommene Arbeit in ſieben Bücher zu teilen *), gefallt mir; wird mins Bedunkens formlich ſin. Und ſo es Uech nit beſchwerlich, wäre mir lieb, daß, ſo oft Ihr ein Buch colligirt, mir daſſelbige Exemplar zuzeſenden, das ze überſechen, ob vilicht etwas Zuſtürung dem Werk dienſtlich durch mich geſchechen möcht, dazu ich gern fürdern und helfen will. Iſt auch gut, daß man Zit und Wyl genug darüber gan laß, damit es opus maturum wird, wolgegründt, damit es den Afterrednern, inſonders aemulis Helvetiorum, allen Fug zum Widerſprechen benemme.

Als ich vor Ziten in miner Jugent Rhaetiam superiorem beſchrieb, und das Buch ſamt der Mappa Herrn Glareano, minem alten Lehrmeiſter, zuſandt, das ze beſechen, und min Meinung

---

*) Ohne Zweifel das Werk: »De Republica Helvetiorum«. Von dieſem Werk erſchien nur ein Auszug im Druck. Simmler ſagt ſelbſt davon in der Dedicatio ad. Sen. civit. S. Galli: »Interea vero, dum justos commentarios rerum Helveticarum, jam dudum a me inchoatos, sed saepe de manibus depositos et paene neglectos, ad finem perduco, hunc de Republica commentariolum et majoris operis quasi epitomen quandam in lucem emittere, et nostris hominibus judicandum proponere volui.« Von dem größeren Werke berichtet J. J. Fries in der »Bibliotheca Gessneri in epitomen redacta per Jos. Simlerum et amplificata per J. J. Frisium. Tig. 1583.« pag. 519: »Historiam Helvetiae et ejusdem periegesin inchoavit, sed morte praeventus non absolvit.«

was, daß er's Jemand communiciern sölt, ist Herr Münsterus selig ungevärd bi im zu Friburg gewesen, dem er davon angezeigt. Der hat Herrn Glareanum erbetten, daß er im's ein Zit gelichen; der hat's translatirt, (und dennoch nit zum Besten) und mir one Wüssen in Truck ußgan lassen, deß ich warlich erschrack; dann ich allein mins alten Lerherrn judicium hat begert, und etlich ding selbs darin Vorhabens ze ändern was, auch zweier fürnemmer Personen, namblich Herrn Johan's Traversen selig uß Engadin und Herrn Trappen uß dem Etschland, beider wolerfarner, hochgelerten Männern Rat ze haben, Willens was. Do ward ich unwüssend durch den Truck überilt, deß ich mich gegen Herrn Glareano erklagt. Der gab mir Antwurt, (wie ich sin missiv noch hab) es wäre on sin willen und bevelch geschechen, und beklagt sich ab dem Herrn Münstero. Der gut Herr Münsterus hat's im Besten geton, aber unzytig; dann ich etwas in Rhätia ze ändern und ze bessern gesinnt was. In Sequanis ist Montbellgart auch nit recht in der Mappa ingesetzt. Zwüschend Uri und Glarus hat er ein Oeffne gelassen, so doch ein merklich Gebirg unterscheidet. Die Mängel in Rhätia will ich Uech mitlerzit, so ich bas Wyl hab, verzeichnen und zusenden, wie mich beduncht dienstlich sin; dann was ich Uech harinne ze Gefallen bewysen kan, will ich nit sparen, und doch min Meinung nit eigensinnig haben, sonder Uewer und anderer Gelehrten besserm Bericht unterwerffen. Hiemit Gott allzit bevolchen.

Datum Glarus 28. Nov. 1565.

Uewer williger Gilg Schudy von Glarus.

---

32. Tschudi an Fridolin Tschudi Abt von Pfäffers.

Hochwirdiger Gnediger Herr Vetter. Min willig dienst und früntlich grus zevor bereit. Als mir Ue. G. schribt mines gefalnen zins halb noch etwas zits gedult zehaben, wil ich gern noch bis ze usgändem Meyen warten, mitler zit gefallend die 10 Kronen uff Georgy ouch, bezalt dann Ue. G. eins mit dem andern. Mich frömt das Ir zehanden nemmend abzelösen. Bitt

Ir wellind nit sparn emsig huszehalten, damit ürre mißgünner üch nit stumpfiern und mit warheit usrichten könniud, und üwer und min eer (als üwres fürdrers) damit bi lob und ruom bestan mög, so bedurt mich mins zinswartens ouch destminder, wiewol ich des bedörffte. Dero von Schwytz sind vierzechen bi mir in minem Hus übernacht gsin, hab kein klag von Inen gehört. Tund minem Schwager Landvogt das best, der wirt es umb üch wol beschulden können, gegen den Eidtgnossen und ouch sunst. Der praktik halb so gebrucht wirt ꝛc. hab ich die Kopyen Hern Landtaman Schorno zugeschickt. Die rechnung so Ir Hern Vogt Tröstlen an sin wol vernügen geben, fröwt mich gar wol. Bitt, Ir wellind mit Hushaltung, den gotzdienst ze üffnen, und mit züchtigem wandel und mit andern gebürlichkeiten wie einem achtbaren prelaten zustat üch bewysen. So zwifelt mir nit (wann vogt Tröstly und min Schwager jetziger Vogt uff die Jarrechnung das best tügind), man werd üch der rechnung erlassen. Was ich üch dann guts bewysen kann, wil ich nit sparn. Min Husfrow tut Ue. G. vast grüssen. Ich bin vilnach ein Jar zu Rapperswil und hie in grossem trübsal gsin der pestilentz halb, die mir an beiden orten nie vom hus komen. In Schindlers mins nachpuren hus sind 6 gestorben. Gott tröst aller Seelen. Jetzt ist von Gottes gnaden nieman kranck im dorff. Gott und seine Liebi muter wellind Ue. G. in langwiriger frist bewarn.

Datum uff Reminiscere 1566.

Ue. G. w. v. Gilg Schudy von Glarus.

---

33. Tschudi an Simler.

Min willig Dienst und früntlich Gruß zuvor. Wirdiger, lieber Herr! Uewer Werk hab ich in yl überlesen, das mir wol gefallt, doch danebent etwas mines Bedunkens gestelt, daran niemant gebunden; ob Uech etwas fruchtbares oder gruntlichs darus ze nemmen bedunkt, mögend ir's tun, was Uech zum Werk dienstlich, ußzüchen, das ander sin lassen. Danebent, als ir mich Uewer Kranckheit berichtend, die Uech etwas Zits verhindert, wünsch ich Uech langwierige Frist und Entladung derselben, klag Uech dabi

des Leids Uewer Husfrowen sel. Absterbens. Gott well ira ein fröliche Urständ verlichen! Es sind Werk Gottes, der uns heimsucht. Ich hab Uewer Werk erst uff verschinen Fritag spat empfangen, und unbedacht, tumultuose, darüber geantwurt in yl, und uff der letzten Sexternionen, darin linguae gallicae Meldung geschicht, nit mögen etwas hinzutun; was mins Bedunkens, wil dasselbig in unlangem ouch hinabschicken, ob es etwas dienen möcht, Uech ze erinnern; bitt, ir wellind mir uewern Herrn Schwächer Bullingeren früntlich grüßen. Danebent witer min früntlich Bitt, mich nächsts Frülings oder Summers heimzesuchen, damit wir früntlich Gespräch und Geselschaft hie zu Glarus mit einanderen gehan mögend, wann Uech, und wer ir mitbringend, Früntschaft, Lieb und Dienst zu bewisen bin ich geneigt. Gott well Uech allzit bewarn.

Datum Glarus 6. Martii 1566.

Uew. williger Schudy von Glarus.

---

34. Tschudi an Simler.

Min willig Dienst zuvor. Erender, lieber Herr! Ich schick Uech hiebi min Opinion der alten Gallischen Sprach. Bedunkt Uech etwas zu Uewer Arbeit dienstlich, mögend ir's ußzüchen. Es ist niemant miner Opinion gebunden. Ich bin verrukter Wuchen nit anheimbsch gsin etlich Tag, und dann sunst mit Verdruß und je zufallenden Geschäften beladen, deßhalb ich dest träger und langsamer ze antworten. Ich hoff, ir werdind mitlerzit in unlangem uech etwa har verfügen, unsre birgische Gelegenheit ze besuchen, und mich alsdann heimsuchen, und uewern Wirt sin lassen; dann es mir mißdienet wär, wo ir ein andere Herberg, wiewol die schlecht, annemmen soltend, und, so das geschicht, wellind wir alsdann mit guten Statten und Ruwen von solchen Dingen uns üben und ersprachen. Grüßend mir uewern Herrn Schwächer. Hiemit Gott allzit bevolchen.

Datum 19. Martii 1566.

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

35. Tschudi an Simler.

Wirdiger, Gerender, lieber Herr Simler! Es ist min früntlich pitt, Ir wellind die fastos, so zu Brugk in Flandern getruckt, mir vergunnen und inbinden lassen, und zuschriben, was das Buch koste, sampt dem Inbinderlohn. Will das Gelt uech unverzüglich hinabschicken mit Dank.

Demnach min pitt, mich nächsts Dugstens oder nach mitten September (dann ich Anfangs selbigen Monats vilicht bi 10 oder 12 Tagen nit anheimbsch sin wird) heimzesuchen und mitzebringen, wer uech geliebt, und mich berichten, wann es uech gelegentlich, mir harinne ze wilfaren, damit ich mich beflissen möge, alsdann nit abwesend ze sinde. Hiemit mich zu uewerem Dienst bevelchende; Uewern Herrn Schwächer wellind mir grüssen. Gott well uech bewarn.

Datum Glarus 17. Julii 1566.

Uewer williger Gilg Schudy von Glarus.

---

36. Tschudi an Simler.

Min früntlich Gruß und willig Dienst zuvor! Günstiger, lieber Herr! Ir habend mir mit Vereerung etlicher Büchern geliebten Anmuth bewisen, so mich gefruwt. Dagegen ich bishar kein Widergeltung (wie sich längst gebürt hette) uech erzeugt hab. Verhofft, verschinen Summer etwa ein Gampsthier oder ander Gewild ze überkommen; ist mir von andern (so etwas gefangen ward) allweg abgelouffen, wiewol hür gar wenig Wildprets bi uns gewesen. Schick uech also 2 Zigerli und 1 feisten Käs zu einer kleinfügen Vereerung; bitt, den Willen für die Werck zu empfahen. Hab verhofft, ir söltind mich etwa in minem Vatterland geheimsucht haben; vernimm ich, daß ir zu Ziten nit woluf, das mir warlich leid; welt gern, daß wir vil Zusammenwandlung mit statten haben möchtind, den Antiquitatibus obzeligen. Wellind mir uewern Herrn Schwächer grüssen. Was ich uech

Lieb und Fründtschaft bewisen köndt, söllend ir mich geneigt und dienstwillig finden. Hiemit Gott bevolchen.

Datum am 3. Dezembris 1566.

Newer gutwilliger Gilg Schudy von Glarus.

---

37. Tschudi an Simler.

Gerender, lieber Herr! Min willig Dienst allzit bereit zuvor! Als ir mich in Newerm Schriben bericht, daß ir jetz wol wider uf, fruwt mich; Gott well, daß es allweg bestand, damit ir mich allhie in minem Vatterland ouch noch heimsuchen mögind. Das Buch Aldi, darinne etliche alte Inscriptiones verzeichnet, bitt ich, minem Diener, Andreas Zögern, ufzegeben; der wird mirs bringen; sol uech unversert wider zukommen. Und worinne ir mins Dienst manglend, sol uech unversagt sin. Der allmechtig Gott well uech ein künfftig frölich nüw Jar verlichen.

Datum 11. Dezembris 1566.

New. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

38. Tschudi an seinen Bruder Balthasar, Landvogt im Toggenburg *).

Bruoderliche trüw zuovor, Lieber Bruder, Uff nächt hat Baltasser von Grissach des ambassadors in pündten Dolmätsch har geschriben in geheim, wie er jetz angentz uß dem Veltlin komen, alda er an anstößen Meilands verkuntschafftet wie sich die sachen alda zuotragind, da er bericht empfangen das nüwlich noch 8 tusent alter kriegslüten die uß den Besatzungen hin und wider genommen, zu den 12 tusent die vorhin schon da gewesen, in des Künigs uß

*) Der zweitjüngste von Gilgs zehn Brüdern. Er bekleidete die Landvogtei Toggenburg zwei Male, war aber auch in Kriegsdiensten der Krone Frankreich gestanden.

Hiſpanien dienſt ankommen, und warte man täglich des Hertzogs von Alba der noch mit 8 tuſenten kommen ſöll, der werd oberſter veldherr ſin, ouch ſigind ſchon bevelchhaber mit gelt abgefertiget in tütſchlanden, den ufbruch tütſchs volcks zetuon, das des hörs veberal 60tuſent zefuoß ſöll werden, one die im niderland die ſin eigen volck ſind, und über irn koſten reiſen müſſend, der uß Saffoi nimpt ouch volck an, desglich der pabſt. Und ſobald die fütrung angang umb ingenden Aprell, ſoll der ufbruch geſchechen, und werd der Krieg über Anttorf und Brabant gan. Ouch ſagt man die venediger ſigind underhandler den Türckiſchen Krieg ze verrichten und abzeſchaffen gegen der Chriſtenheit, Sölchs iſt von Baltaſſern vertruwenlich zuogeſchriben, Bericht dich des, wie die miſſif inhalt, der Künig uß Franckrich tuot der glichen, Als ob er ſich ſelbs beſorg und mißfallen trage ab des Hiſpaniſchen Künigs kriegklichem vorhaben, ich gedenck aber (wie mich die ſach anſicht) ſi ſigind heimlich eins. Ich hab bishar nit vil gloubens uff diſen uffbruch gehept, und geacht er hab das Kriegsvolck ſo erſtlich in Meyland kommen one koſten (diewil er doch die ſelben vor im dienſt gehept und anderswa müſſen beſolden) in Meiland beſcheiden, damit er ein ſchyn mache als ob er kriegen, und die abgefalnen Brabanter damit wider zur gehorſame durch ſchrecken bewegte, damit ſi one Krieg ſich wider undergebind, jetzt aber laßt es ſich anſechen als ob der ernſt gebrucht well werden. Gott der allmechtig well der Katholiſchen kilchen ſin gnad und notdurfftige Rettung verlichen. Hiemit Gott und ſiner Lieben muoter bevolchen.

Datum Glarus Fritags vor Judica 1567.

D. G. V. Gilg Schudy von Glarus.

Grüß mir din volck alles.

---

39. Tſchudi an Simler.

Erwirdiger, wolgelerter, lieber Herr! Min willig Dienſt uech bereit zuvor! Diewil ich offtmal begert, daß ir min Herberg und Vatterland in Glarus heimſuchen ſöltind, und ich acht, uech

nächstkünftigs Ougstmonats, sölichs ze erstatten, kommlicher dann anderer Zit geschechen möcht, ist min früntlich pitt, dasselbig ze tunde, und mich etwas wenig Tag darvor ze berichten; ich will mich flyssen, alsdann anheimbsch ze sinde, und alle Geschäfft hindan ze setzen. Es wird ouch Herr Fridli Brunner, unser Predikant, so ietz zu Pfevers im Bad, vor angendem Ougsten wider anheimbsch sin; so wellend wir mit früntlichem Gespräch alter Historien und verlauffner Geschichten unsere Gesellschafft leisten und erlustigen. Dann, was ich uech Lieb und Fründtschafft bewisen köndt, sölt nit gespart werden. Hiemit Gott jederzit bevolchen.

Datum Glarus 15. Julii 1567.

Uewer williger Gilg Schudy von Glarus

---

40. Tschudi an Simler.

Wirdiger, wolgelerter, wiser Herr! Min willig Dienst jederzit zuvor! Uewer Schriben sampt den Büchern (die mich wol fröwend) hab ich empfangen; dank uech ganz früntlich üewer Müy, so ir mit mir habend, bitt dabi nit ze zürnen, daß ich uech stät mit Arbeit beladen. Wenn ich hiewider etwas uech anmutig dienstlichs bewisen köndt, welt ich nit sparen. Schick hiebi die 5 Gl. lut uewers Schribens. Demnach als ir mich ermanend, die Helvetischen Geschichten ze beschriben, diewil mir uß den Behalten viler Orten der Eidgnossen allerlei vergangner Sachen und Antiquitäten irs Harkommens und Verhandlungen zugestanden, ist nit weniger; ich hab sehr vil Dings alter Verträgen, Kriegsrichtungen und geschächner Händeln zesamen bracht, nit allein Annalia, sonder vilfach Diurnalia, welchs alles in grosse Bücher, doch nit historisch, sonder allein als ungeordnete Collektanea von mir beschriben, alweg mit Inlibung der ganzen copirten Briefen, Verträgen, Richtung, das noch kein Ansechen einicher formlichen Histori hat, die aber wol darus ze ziechen wär mit geringer Arbeit, wann vil unnotwendigs, so sich unterlassen wurd, inserirt ist. Es manglend mir ouch noch etwa vil alter Kriegsrichtungen

der eltisten Kriegen. Und diewil dann ein gloubwirdige Histori allein uß alten Verträgen, Püntnussen, Richtungen und derglichen Schrifften gezogen kann werden, hab ich mich geflissen, dieselben zu kolligiren, damit nit etwa uff ungwüße Ufzeichnungen, so von anderen geschechen, ich lendete nachzevolgen, und, so die alten Richtungen ald Verträg dawider lutetind (die dann nit fälend) das ganze Werk dann dadurch sin Ansechen verlure, wie ich dann solcher Irtumben vil befunden bi etlichen, so Historias beschriben; deßhalb ich bishar allein Kollektanea zesamen getragen. Besorg wol, ich sig im ze alt, mich der Arbeit witer ze unterwinden; doch will ich einem andern Ansam zubereiten, sölich Werk lichtlich ze vollbringen. Wann ir zu mir kommend, als ich hoff künftig Augstens geschechen wird, will ich uech die Kollektanea, welche große Korpus sind, besechen lassen, desglich der Fürsten von Oesterrich alten Urbers, anno Domini 1309 gestelt, Abschrift aller Rechtungen, Flecken, Nuzungen, was si dero Zit in aller Eidgnoßschafft, Elsaß, Sungöw, Brisgöw, Schwarzwald, Schwaben und Markgrafschafft Turgöw gehept. Hiemit Gott allzit bevolchen.

Datum Glarus 29. Junii 1568.

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

41. Tschudi an Simler.

Erender lieber Herre, min früntlich Gruß und willig Dienst üch bereit zevor. In üwerem schriben wird ich bericht, zu end künftigen Augstens mich ze heimsuchen, wie ich dann offt begert und längst Zit wäre gsin ze erstatten; freuet mich, daß ir mir Wilfarung erzeigen, wellind ouch mitbringen üwer guten Günnern. Wer üch geliebt sol mir ouch lieb und mit üch willkommen sin. Bitt ouch mich in mitler Zit ze berichten uff welchen Tag üwer Zukunft sin wird, damit ich mich dannzumal inheimisch beflissen und zufallende Geschäfte (ob mir dero begegnen werden) abwenden mög.

Uewer Arbeit Wallis berürende hab ich beharrlich geleſen und darin allen Fliß und ordentliche Uffürung befunden, on alle calumnia und Verletzung, wie dann jedem Hiſtorico gebürt eigne aspectus zu myden. Und als ir begerend ob ich etwas der ſach dienlich wußte üch berichten, wiewol es übel lutet ut indoctus doctum erudiat ſo falt doch einem gringes Verſtands ouch etwas zu den kunſtreichern zu ſtatten dienſtlichs. Plin. I, 3 meldet Leponlios Viberos *) ad ortum Rhodani, alſo haltend alle gedruckten Exemplare, ſo ich befunden. Der geſchribenen uralten hab ich keins geſechen. Dagegen im ſelben Capitel Plinii als er recitirt die Inſcription e Trophaeo Augusti Alpium, werdend ſi in allen gedruckten Exemplaren Lepontii Juberi und nit Viberi genannt, wiewol derſelben namen gentium demissarum one zwifel nit durch Plinium ſonder durch die Amanuenses vil verfelſcht, alda Brigiani, Scutientii, Ebroduntii, Acitanones für Brigantii, Sentii, Ebroduni, Centeones genempt. Sigismundus Gelenius hat uß vermög der obern Worte, da die gemelten Lepontii Viberi genannt werdend, im Trophaeo ouch Viberos geſtelt im nüwern Werk, und doch nit mögen wüſſen, ob der Fäler amanuensium vilicht oberhalb geſchechen und Juberi wie im Trophaeo und nit Viberi geſtelt ſölte ſin, dan gemelder Sigismundus in ſinen annotationibus vil geirret als ich wol wußte anzezeigen, wil allein zween fäler melden. In lib. 4, cap. 3, da Plinii alte Exemplaria inhaltend Dorion Thamyrae vatis clara temporibus emendirt Gelenius: Dorion Zancle variis clara temporibus. Alda die alten exemplaria mitſtimmend Strabonis c. 8 und Lucano cap. 6. Us dem Strabone hats Plinius genommen. Item im L. 5 c. 32 meldend Plinii ältere gedruckte Exemplaria: In quo portus Azari. Gelenius emendirt: Portus Amyci, da aber Strabo cap. 12 Azari und Azaritii fontis gedenkt dannenhar es Plinius gezogen u. ſ. w. Wo nun der Nam Juberi ſölte der bewerter ſin (als ich nit wüſſen mag, dann da kein urteil ze ſchöpfen, diewil ſunſt bi keinem autore weder von Juberis noch Viberis funden wirt) ſo wurd ze achten, daß vilicht derſelbe namen von dem Berg Jubet der nächſt

*) Vergl. Gall. com. II, 3, 3, §. 3. Zu unterſcheiden von den Lepontiis in tractu Italiae, II, 2, 3.

bi der Furcken umb den Ursprung des Wassers Elmi, so durchs Agarental flüsst, sin sol (als ich allein von Hörsagen bericht) dem Gonser und Briger Zenden *) vor ziten den Namen Juberi geben. Munsterus in seinem Weltbuch schribt, das vor ziten der Berg, darus der Rhodan entspringt, Juberus genannt, so man jetz die Furka nempt, woher ers hat ist mir nit ze wüssen. Man findt der Tälern wol mer, so den Namen nach iren nächstgelegenen Gebirgen habend, als Vallis Poenina nächst unterm Berg Poenina. Item der Fleck Fuso im Meintal underm Berg Fuso u. s. w. Und diewil Polybius L. 3 meldet, das Rhodanus us dreyen Brunnen entspringe, mag wol das Waser Elmi ouch der eine sin. Die Gebirg Gothard, Furcka und der Berg darus die Elmi falt (oder joch Jubet oder Juberus heißt) sind die höchsten Firsten und nit unbillich von Caesare summae Alpes genant, da ouch Silius Italicus mitstimpt L. 3. Aggeribus caput Alpinis et rupe nivali prosilit etc. Es sagt ouch Strabo Lib. 4, das der Rhoddan unverr vom Rhin entspringe, wann der vorder Rhin unverr darvon. Aber fälschlich meldet davon Mela L. 2, cap. 3, das si nach bi der donow usganginb, ouch Ammianus Lib. 15, der da sagt, das Rhodanus im Poenino sin Ursprung habe. So vil von Juberis oder Viberis, dero Undermarch gegen Sedunis ex conjectura gewesen vor Ziten an der linken sidten Rhodans die gemuret letzi, so man nempt am Gestein, und zur rechten siten an den berg genant Bielschhorn. Berürende Octodurum und Sedunum, als ir vermeinend von wegen der nachen gelegenheit allein ein bistumb gewesen sin, will mich nit bedunken, diewil doch Theodorus Sedunensium und Constantius Octodorensium einzerzeit gelebt, diversis nominibus. Wann der touffnam einerlei wer, und an einem Ort Sedunensis am andern Octodorensis genempt wurd, so doch die Jarzal nach Christi Geburt irs Lebens so nach einander berüret, namlich a. dom. 505 und 510, so möcht us Conjectura gedacht werden, es wer einer gewesen, sunst dissonirts. Es irt nit, das sie von Nachgelegenheit wegen allein ein Bistumb söltind

*) Nach Anderen sind die Lepontii Viberi die Bewohner des Urserenthales, vgl. a. a. O.

gewesen sin. In Italia liegt Nepe und Sutrium vil nacher aneinandern, und ist jetweders ein eigen Bistumb von wegen das jede mit ire Zugehörung ein sonderbar Volk und sonderbarer Jurisdiction ist, habend doch wenig Landschaft und Pfarrkirchen, die darzuo gehörend, sind ouch nit grosse Stett und ligend andre bischofliche Stett gar nach um si. Die alt Helvetia was allein ein Volk, doch in 4 pagos zerteilt, hat jeder pagus (one Tigurinus) iren eignen Bischoff in iren Hauptflecken gehabt, namlich Antuates Lausannae, Aventici in Aventicorum colonia, und Verbigeni Vindonissae. Die Tigurini aber, die sich an die Alemannos anfängklich gehenckt, und den Römern irer nüwen sequanischen provintz ingelibt ze werden alweg widersetzt, und nach Undergang des Römischen Richs, als die Burgunder die sequanisch provintz und Narbonensis Galliae den merern Teil erobert, habend sich gemelte Tigurini den Burgundischen Königen ouch entsagt und sind den Allemannis (die sich des Christenglaubens lange Zit gewidert) alweg angehangt, deshalb si keine Bischoff gehept, noch lange Zit nachdem si under der frankrichischen Kunig regierung kommen. Clodoveus Magnus hat si bezwungen, und doch bi ire heidnischen glauben bliben lassen, dann mer dann 100 Jar darnach hat Divus Gallus gelebt, der ze Tucken, ze Bregentz und an andern orten sampt sinem praeceptore Columbano von des Gloubens wegen vertriben wurdend. Si lissend wol die Christen under inen wonen, und derftend nieman weren Christen ze werden, von wegen ires künigs ze Frankrich der ein Christ was. Doch mußt man si lang Zit bi iren heidnischen Glouben fri lassen. Frankrich aber und Burgund ward alles Christen, und diewil jegklich Volk, ob es schon beherrschet, von wen Herren gefryt wirt bi sinen Autoriteten und Jurisdiction ze bliben lassen, und die Veragri ein gar underscheiden abgesundert Volck von Sedunis gewesen, ist wol ze gedenken, jetweders hab in geistlichen glich so wol wie in weltlichen sin sonderbare, Verwalter, Bischoffe und Regenten gehept, und sins Lands autoritet nit mindern lassen, obschon ein volck vil kleiner als das ander, und sonder wo gute Land sind, wie dann um Sedunum und Octodurum, da nistend die Häupter geistlich und weltlich gern.

Für Ajentum wurd ich Agendum setzen, wiewol es nützit bringt, wann das derglichen änliche Namen in Gallia und andern Landen gebrucht als Agendirum Senonum etc.

Für pagus, wo es schöne Dorfflecken berürt, bedunkte mich vicus zu setzen, welcher nam vorziten allein herrlichen Dorfflecken, die etwelcher Mas statlich gebuwen, gewen ward. Deshalb die schönen Gassen in der Statt Rom Vici genempt wurdend. Wan obwol pagus zu ziten bi den alten ouch für ein Dorf gemeldet, wirt es doch vil mer für ein Landtgöw, und micheln Begriff einer Landtschafft genommen, und möcht ein einfaltig Leser dadurch irr werden.

Das Hartmannus ein Graf von Habsburg sich ein Graf von Kiburg genempt solt haben, und von siner Muter Gräfin Elisabeth von Kiburg solt die Grafschaft Kiburg geerbt, und sich dannethin ein Grafen von Kiburg genempt haben ect. ist gar nichtz, und ein erdichte Fabel von Hieronymo Gebwyler, vorziten Schulmeister zu Hagnow, erstlich mit andern derglichen tantmären vom Habspurgischen Ursprung erdicht. Er meldet, Eberhardus, ein Graf von Habsburg, hab sich ein Graf von Kiburg genempt, und habe Künig Rudolf die Stat Friburg in Uechtland ze kouffen geben etc. Des Kouffs halb ist war, er ist aber ein rechter geborner Graf von Kiburg gewesen, gemelter Eberhardus von sinen Vordern, und sin letster Nachkomm Graf Egk von Kiburg ist anno dom. 1416 schier in armuth gestorben, habend das kiburgisch Wapen alweg gefürt, zwen gel Löwen in rotem veld, da Habspurg allein ein Löwen und den in gelwem veld gefürt. Wer wolt meinen, das ein Graf von Habspurg sich sölt sins Geschlechtznamens und Wappens verleugnet haben, und den Kiburgertitel und Wapen an sich genommen, so doch der Habspurger Nam und Stam derozit vil in einer höhern Achtung dann Kiburg gewesen, wann Rudolfus von Habsburg war Römischer Künig. Und so obgemelter Eberhardus were ein Graf von Habspurg gewesen, und Kiburg von siner Muter ouch an inn gefallen (wie Gebwyler getroumt) wurd er sich on Zwifel in sinem titel (wie billich) erhöcht und Grafe ze Habspurg und Kiburg, wie der erbherren brouch geschriben und nit sins Wapens und Namens verleugnet haben. Es hat gemelter Gebwyler in sinèr Genealogia

comitum Habspurgensium nun nit gewußt, wie Künig Rudolfs Großvater geheissen, davon Künig Rudolf selbs meldet im Kouffbrief umb Dietigkon so er dem Gotzhus Wettingen gab, darin er sins Vatters Großvatters und uränis gedenket, dennocht hat sich gemelter Gebwiler vermessen bis uff Noe sine vordern ze erzellen *).

Ich hab der Grafen von Lentzburg, Kiburg, Habspurg, so vil in Gotzhüsern zu Münster, S. Urban, Wettingen, Einsideln, St. Gallen und allen Klöstern im Turgöw und andern mer ires stammens und harkommens gelesen, das ich erlernet, das nach Absterben der Grafen von Burgdorf und Thun die Grafen von Lentzburg vil herschafften in Ergöw und Uechtland geerbt. Es ist ouch dero von Lentzburg gewesen Baden und Zug. Der letste Graf von Lentzburg, Ulrich genant, starb one Liberben anno dom. 1172, liegt zu Münster begraben, ward geerbt von sins Vatters seligen, ouch Graf Ulrich genant, Swöster Richenza genant; die was Graf Wernhern von Kiburg, Landtgrafen im Turgöw eegemachel, der erbet Lentzburg, Baden, Gastern, Zug, Burgdorf, Thun, Oberhofen, Uspunen, Uechtland und andere vil herrschafften und vil vogtyen über die Gotzhüser Inderlappen, Münster, Schännis. Der gemelt Graf Wernher von Kiburg starb, und sine Sun Hartmann und Eberhard teiltend die Land. Hartmanno ward Kiburg, die Landgrafschafft Turgöw, Gastern, Zug, Baden, Leutzburg und sunst vil Herrlichkeiten. Graf Eberharten ward Burgdorf, Thun, Oberhofen, Uspunnen, Vogty Inderlappen, das Oberland und was sie in Uechtland hattend. Graf Eberharten Nachkomen habend ire Herrschaften nach und nach verkriegt und verthan, an die ouch Friburg im Uechtland kam nach Absterben der Hertzogen von Zeringen. Graf Hartman obgemelt buwt die Stadt Diessenhofen (so vorhin ein Dorf was) mit Ringkmuren anno dom. 1178 wie dero von Diessenhofen Briefe wisend. Er verließ ein Sun Ulrich, derselb Ulrich verließ zwenn Sun Hartman und Werner und ein Tochter Hedwig genant, die ward Graf Albrecht von Habspurg vermehlet, und ist Künig Rudolfs Muter gewesen. Der gemelt Graf Wernher starb, und verließ ein Sun ouch Hartman genant, den man den Jüngern nempt, dann sins

*) Vergl. Chronicon, ann. 1259.

Vatters-Bruder Graf Hartman der elter lebt noch. Darnach anno dom. 1264 am 27. tag Novembers starb ouch der elter Graf Hartman, und was das gemelt Töchterli Anna einiger erb. Aber dasselb Töchterli lebt darnach nit lang und fiel das erb alles an Künig Rudolfen von Habspurg, der war einiger rechter erb, dann des Töchterlis Großvatter was Künig Rudolfs Muter rechter Bruder gewesen. Also ist Kiburg an Künig Rudolfen von Habspurg erblich kommen und ist vorher nie in dero von Habspurg Handen gewesen. Und nach obgemelt geschechner Teilung hat der obgemelt Graf Eberhart von Kiburg und sine Nachkommen niemermer Kiburg eingehept, noch utzit davon besessen, und ist ouch sin muter nit ein Gräfin von Kiburg gewesen, dann er selbs ist des stammens Kiburg von sinen Ureltern gewesen und nit ein Habspurg. Es meldend ouch etlich das nit ein kleiner argwon gewesen, als ob Künig Rudolf das Töchterlin mit gifft sölt umbbracht haben, dann es ein schön Land gehept, Kiburg und des Turgöwes ein grossen Teil, ouch Lentzburg, Baden, Bremgarten und vil Lands Ergöw, derglich Zug, Gastern u. s. w. Man mag im aber wol Unrecht tun.

Episcopus Silenius hat nit Justus sondern Jodocus (Jost) geheissen, wiewol wenig daran ligt, ist allein um deswillen das man catalogos episcoporum beschribt und Jodocum nempt, wurd alsdann nit mitstimmen, so kein Justus darin funden. Er ist miner Vordern Blutzverwandter gewesen, und nachwerts ouch Bischof zu Grationopolis im Delphinat worden.

Als ich disen Brif vil nach halb geschriben, kumpt mir Geschäfft, das ich offt darab müssen lauffen, hat mich irr gemacht, das ich schier nit weiß, was ich geschriben, das ich unbesintlich geilt; ob üch etwas miner opinionen dienstlich mögend Irs annemen oder underlassen, ich möcht villicht ouch irren. Schick üch alda etliche Wildhünli, wellinds mit üwern guten günnern essen. Die Hitz ist so groß, das ich besorg, si blibend nit gut. Hiemit Got alzit bevolchen.

Datum 27. Juli 1568.

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

42. Tschudi an Simler.

Min früntlich Gruß und willig Dienst zevor. Wirdiger wolgelerter Herr. Als ir mich berichtend, üch nit müglich sin vor dem 20. tag des louffenden Monats mich heimzesuchen, vorstender Geschäfften halb, bitt ich doch das es unlang darnach geschehe. Am Sontag darnach 22. Augusti ist unsers Fleckens Kilchwichi, und diewil es des Landes Houptfleck, kumpt groß Volck inner- und ußländisch har, da mir min Teil ouch alweg wirt, die mich besuchend, welches mich fröwt. Weret also zwen oder drey tag, und ist ein unruwig gefert, wie dann an Kilchwichinnen geschicht. Ob üch nun alsdann ouch ze erschinen geliebt, stat ze ürem gefallen, dann wann ir komend, sind ir mir lieb und werd. Ob es sich üch aber kommlicher schickte uff Freitag den 27. Augusti zu Zürich uszefarn und morndes Sampstags harzekomen, möchtend wir alsdann mit bessern statten unsere rüwige Conversierung haben, absyz impedimento. Dann uff den Kilchwichen tragt sich alweg etwas zu das man ze schaffen gewinnt. Weders nun üch gefalt ist mir lieb, doch das eintweders geschehe. Bitt ich früntlich mich bi diesen marktlüten ze berichten, uff weders Zit (so Gottes Gwalt es nit wendet) ir erschinen wellind, dann ich in selben Ziten stet inheimisch sin wird. Und bringend mit üch wer üch geliebt, und sollen niendet anderswo dann in minem Hus alhie inkeren. Hiemit Gott bevolchen.

Datum Glarus 10. Augusti 1568.

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

43. Tschudi an Simler.

Dem wolgelerten, wirdigen, wisen Herrn Josias Simmler ze Zürich, minem lieben Herrn und Fründ.

Wolgelerter, wiser Herr! Ich bin verruckter Tagen darhinder kommen, der Switern Harkommen und Ursprung uß den Fabeln ze schütten, hab der Cimbrischen Kriegen ein Ußzug gemacht, und

nit rhetorisch; dann ich geylt, diewil ich wegfertig uff Uri, mich allda um ein erlichen Gegemachel ze bewerben: deßhalb ich nit wil gehebt ze überlesen, bitt, Ir wellind die Arbeit über uech nemmen ze besichtigen, und, was darinne ze vil oder ze wenig, zu und von ze tun und ze bessern, und mir über 14 tag oder innert dryen Wuchen sampt uewerem Judicio zuzesenden, damit ich witer schriben köndt, so veer mich ein gute Lun ankäm. Dann diewil die Switer von iren Urältern alweg die sag erhalten, daß die ersten Inwoner in disen Landen uß Schwedien und Ostfriesen gewesen, und sölche stät beharrte sag one Zwifel nit vergeblich erstanden, sonders etwas Ansechens bringt, und aber die alten Gallier und Germanier keine Beschriber noch Uffzeichner irer Geschichten gehept, hat mich beducht, nit bessere Conjectur sölichs Ursprungs der Switern sin mögen, dann die Cimbrischen krieg, diewil dieselben von thüri und wasserpässinen wegen von land müssen in Helvetiam kommen, und dieselben ire Mitreiser worden, welche ding ein fabeldichter, so innert 100 jaren der Switern harkommen beschriben, gar verfelscht. Was derselb Märsager witer irer gesta schribt, und ouch mit lugen vermengt, wurd ich (so mir wil und zit gevolgt) ouch ex conjecturis reinigen. Wann ir mir disen Uszug wider schickend, so wellind mine Collectanea damit senden sampt den Abschrifften, so ich uech gebetten mir ze verhelffen, so wil ich mich witer der Arbeit, wann mir ruw wirt, begeben.

Die Gernfröw, mit der ich in Handlung ze verehlichen, hat vor zween eernman gehept, den Comissari Büntiner und Comissarium Arnold, ist zimlich betagt, und mir von den minen und andern eerenpersonen geraaten. Gott der Herr welle sin Segen und Gnad dazu verlichen. Bitt, ir wellind min Vettern pannerherr Lochmann ouch hievon berichten, inne und andere Herren und Gunner mir grüßen. Hiemit Gott alzit bevolchen.

Datum Glarus Zinstags vor Galli 1568.

U. gantz williger Gilg Schudy von Glarus.

44. Tschudi an Simler.

Erwirdiger wolgelerter Herr und guter Fründ, min willig Dienst alzit bereit zuvor. Demnach ich durch üwer schriben bericht, das min gering Gedicht von Cimbrischen Kriegen üwerm Herrn Schwecher und andern gelerten bi üch gefallen freuet mich, wirt ouch mich desto reitziger machen mitlerzit so ich wil hab und mich Gott erhalt witer Hand anzelegen. Ich hab geilt damaln mit dem schriben und dichten, und üch zugesandt das ichs warlich nie überlesen, und so ichs jetz besieh, find ich min Unflyß und Unförmlichkeit nit der Materi sonder der Construction, so nit cantzliysch gestelt, dann ich hat damaln anders ze sinnen, diewil ich mit hiraten umbging.

Uewre Manungen die Histori Tauriscorum et Uraniensium sonderbar und nit ingemischt andern Geschichten ze beschriben, gefalt mir üwer Rat, bin ouch des Vorhabens gewesen und noch, so ich möcht bis ze end die gantz Histori ab origine volfüren, das mir an minem Leben nit abging (welches an Gott stat) das ich alsdan nit allein Tauriscos, sondern auch quatuor pagos et eremum Helvetiorum underscheiden und ussündern wurd, welchs alsdann dest ringer ze tun und ze excerpiren, so vorhin der Mererteil der substantz in volfürter Arbeyt ingelibt. Es wer ouch alsdann glich im andern kassirt und abbreviert, diewil sich doch sunst sölich erst Exemplar anderst schriben und in bessere kanzlische Ortography ze reformieren von nöten. Danebent hab ich gedacht, so verr ich dies Werck nit von Ursprung nach gebürlicher Ordnung ussfüren möcht, durch ermüdung oder absterben, so wurde doch den Nachkomen (so verr die Arbeit alzit gedächtnus wirdig) die geschechnen Ding hiedurch ingebildet und den Gelerten Ursach geben werden ze bessern. Es hat Strabo in siner Geography offt repetiert die Geschichten und Gelegenheiten der Völkern, so dick die Materi solchs erwordert hat. Des Worts halb Legatus, das die etwas anders dann Kriegsrat bedütend, und von wegen das si der Legionen Vorstender gewesen den Namen legati gehept, ist mir wol bewußt und habend recht. Diewil ich aber wellen die Latinischen Wort (den tütschen nit verständig und unanmütig) schüchen, hab ichs Kriegsrat genempt; dann ein Veldherr (wie

dann die imperatores über die gantzen Herhuffen gewesen) haben gewonlich über jetlich Regiment (welches Legionen ze achten) sonderbare Obersten wie bi den Römern die Legaten gewesen, die gebrucht der Veldherr zu sinen Ratgeben, wie noch die grossen potentaten, Kaiser und Künig tünd, doch stat der oberst gwalt ze handen bi dem Veldherrn. Es hat sine Gradus und Staffeln. Bi den tütschen und Weltschen ist das Wort Legat so ungewon worden, das man allein des Papst Botten Legaten genempt, darum hab ichs underlassen, möcht aber wol formlicher sin, Legaten und fürgesetzte der Regimenter ze benamsen. So haben ouch die Römer gewonlich ire Ratzsandbotten Legaten genempt.

Von dem Kloster Schlat Sant Lazari ist mir nit ze wüssen, aber in Uri ist im Flecken Sedorff Altorffer parrochi das Kloster S. Lazari noch in Wesen und von Frowen desselben Ordens besetzt. Man findt vil Flecken Schlatt genannt. In dem Jar Dominicae incarn. 1291 oder 1292 ist ein strit bi Winterthur beschechen, da die Stat Zürich vil redlicher Lüten verloren, und um Bartholomei ein richtung *) gemacht, so die Herrschafft Oesterrich (als die Widerpart dero Zit) mit der Stat Zürich beschlossen. Bitt mir umb die Copy desselben Briefs durch Herrn Underschriber ze verhelfen, ist alt verlegen Ding, doch der Histori dienstlich.

Mine Collectaneas, so ir begerend mitlerzit witer ze sechen, sol nit Mangel haben, so bald es sich fügt. Mir kumpt stät etwas ze inseriren, deshalb ich dero dest minder lang emberen mag. So ist es nit historisch gestelt. Es kann ouch ein Histori nit formlich noch volkomenlich beschriben werden, one zevore versampte Collectaneas, darus dann rechter Grund einer waren Histori in kurtzer Form, uff den Urkunden der Richtungen, vertragen, vereinigungen, puntnussen, verständnussen und allerlei derglichen Briefen mag gezogen werden.

Bitt ir wellind mir üwern Herrn Schwecher und andre gelerte Herren bekant und unbekant grüssen, zu denen ich nit ze verglichen, doch ire und aller gelerten Liebhaber und Günner. Hiemit Gott bevolchen.

Datum Glarus 23. Nov. 1568.

---

*) Vergl. Tschudi's Chronicon.

Das Buchli der Stifftbriefen Copyen hab ich was mir dienstlich abgeschrieben. Sag üch darumb Dank. Das Datum Wighardi und Ruperti diplomatis ist in sinem Dat. gar falsch, dann anno dom. 513 wie die Copy wisst (dero ich vor mehr gelesen) zeigt an, das die Stifftung in S. Leodegari eer beschechen, so doch der selbig Heilig noch dero Ziten nit geboren gewesen, noch etliche Jar darnach, wie us Annonio und den catalogis ze mercken. Zudem ist offenbar, das vor Caroli Crassi ziten nie kein Röm. Keiser noch Künig annum incarn. Dmi in sinen Briefen vermeldet, sondern Anno Christo propitio Imperii seu Regni. Wann si bi den Jaren irer Rechnung und Indiktionen ire Brief beschlossen. Ich acht das Datum anni Dm. erdicht sin, aber des Briefs thema halt ich für gerecht, und acht, das Clodoveus oder Lodovicus der letste Pharamundi Nachkomm dero Zit gerichsnet, derselb hat nach Leodegari Martrung geregiert.

Caroli Magni brief Praepositurae wirt ouch das Datum anno dom. 810 hinzugeton sin und im waren Original nit ston. Dann ich siner briefen im Gestifft Chur, desglichen zu S. Gallen und Kirchenow etlich abgeschriben, stat allweg anno Christo propitio Regni sive Imperii ect. sunst tragt das Jar Imp. Caroli 10. die Jarzal Incarn. Dom. 810.

---

45. Tschudi an Zacharias Bletz.

Min willig Dienst sampt was ich liebs und guts vermag üch bereit zuvor. Günstiger Herr Statschriber. Das Oesterrichisch Urber hab ich wider empfangen, sampt dem alten pfänning, vor 1300 von keiser Antonino Pio geschlagen, frömt mich nit weniger, dann wer er silber oder gold. Das wort „urlig" in alten richtungen ist so vil als offner kriege, dann vorziten hat man den offnen krieg urlig genämpt bi den Tütschen, oder offne vechd. Ich bitt üch, ob ir jendert Copyen fundend, wie Abt Berchtold von Murbach vorziten Künig Rudolfen von Habspurg, oder künig Albrechten hertzogen zu Oesterrich sinem Sun (weiß nit wederm)

die Statt Lucern ze kouffen gäben, sampt anderen Rechtungen in disen obern Landen, mir abschriben lassen. So hör ich ouch, das die äpt von Murbach offt der Statt Lucern sich verschriben, si niemer von Irem Gotzhus ze verendern, ze vertuschen, ze versetzen noch ze verkouffen, und über das sich die äpt des verschriben und Inen die Burger offt uß großen schulden gehulfen, uß friem Willen, habind sis darüber verkoufft und verendert; sölich alt brief möchtind vilicht latinisch sin, si sigind aber tütsch oder latinisch, bitt ich mir umb Copyen ze verhelffen. Was zu Vri und Schwitz ist, alle ir ersten Fryheiten und Gewarsame, ist mir vergunnt abzeschriben. Es soll (wils Gott) zu eeren der Eidtgnoßschafft und jedes orts besonders, so mich Gott leben laßt, dienen, und zu keinem nachteil. Vß alten richtungen, Verträgen, püntnussen ꝛc. kan man ein rechten Grund warer Histori fassen. Sodann under den Copyen, so ir mir geschickt, der Fridbriefen der dryen Lendern Vri, Schwitz und Vnderwalden mit Oesterrich wyßt ein Datum uff montag vor St. Urbans tag anno domini 1315. Da aber der Histori nach den volgenden Copien sich ansechen laßt, als ob es die Jarzal anno domini 1319 betreffen sölt, bitt ich im Originalbrief ze besechen, ob es 1315 oder 1319 gemäldet wird, dann diewil das selbig allein ein verlengerung oder anstand eins vorgemachten Fridens berürt, wurd der selb elter friden, so verr das Datum 1315 stünd, manglen. Wann ich üch etwas dienen kan, wil ich nit sparen. Hiemit Gott und siner lieben Muoter bevolchen.

Datum Donstags vor dem Heiligen pfingsttag 1569.

Uew. Williger Gilg Schudy von Glarus.

Ob bi üch etwas Zitungen wärind vom pfaltzgraf Wolfgangen von Zwei Bruck, wo er ußzuge, bitt ich mich ze berichten; von den alten knechten hat man hie brief und bericht empfangen, dero Datum 1. May. Acht wol üwern Herren sigi ouch zugeschriben.

46. Tschudi an Simler.

Gerender, lieber Herr! Wüßend, daß ich verschinens Sampstags wider von Uri gen Glarus gezogen. Hab zu Lucern, Uri und Underwalden, was si in irn Scriniis, Ursprung der Eidgnoßschafft beruerende, habend, anfengkliche Fridanständ, richtungen, verträg, pflichten, Fryheiten und anders beruert, merteils überkommen, und mit kosten abschriben lassen. Ob ir mir zu Zürich etwas der alten richtungen und verträgen, dero ich gemanglet, (wie ich uech anzeigt), abcopieren lassen, bitt ich, mir förderlich zuzesenden, damit ich mit der Arbeit fürfarn, und uß minen Collectaneis eine formliche Histori ußziechen könne. Demnach die Mappa unser Eidgnoßschafft, so ich uech geben, bit ich uech, so sie in truck ußgon wurd, mins Namens nit ze gedenken, als ob es durch mich ernüwert; dann mich wurd der Rum nit fröwen und zewider sin. Man mag ouch wol melden, daß die Mappa, so etwa von mir ußgangen, gemert und gebessert sig, aber nit, daß ichs geton und gemacht hab. Hab ietz nit wil, witer ze schriben, wird uff Laurentii (10. August) gen Pfevers ins Bad farn, und sobald ich wider vom Bad kumm, die Arbeit wils Gott anheben. Hiemit Gott bevolchen.

Datum Schännis 1. Augst 1569.

U. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

47. Tschudi an Simler.

Gerender, lieber Herr! Min willig Dienst üch bereit zuvor. Lieber Herr! Der Copyen, so ich begert, die man nit finden kan, dero Zal in biligendem Zedel gemeldet, und werdend die Houptbrieff wol vorhanden sin, bi andern der Stattbrieffen, unter denen, die nit mer in Würkungen noch nutz sind, als: die verlegnen Richtungen, geendet Jarspüntnussen, Verträg, Friden und derglichen verjarten, fürbas unbindigen Brieffen, die man allein von vergangner Geschichten wegen behaltet, und sunst kein krafft mer habend, wann daß mir dero Copyen dienstlich wärind zu mi-

nem Werk, etwas darus ze fassen und ze inseriren. Möcht vilicht die Oberkeit nit zulassen wellen, von Schribern mir abzekopiren, und vermeint, es wäre etwas wichtigs, so es doch allein der Histori dienstlich; dann, wann man sucht, wird mans finden. Das papir, so miner Frowen von Schännis Amman zu uech gesagt, mir zuzeschicken, hat mir Heinrich Escher gesandt, schreibt, es koste 22 batzen; die schick ich uech hie, bitt, ir wellind ims geben, und von min wegen früntlich dancken. Wo ich im dienen kan, sol er mich ouch willig finden. Ir wellind mir mine Collectanea der Räten, so etwa in Zürich gewesen, da jeden dritteil jares zwölf sonderbar geregiert, wider zuschicken, und ob ir uß der Chorherren stifftsbriefen ouch etlich funden, dieselben mir ouch verzeichnen. Die Volumina, so nüwlich ze Basel ußgangen, dero hab ich etlich Autores, namlich: **Rheginonem Pruminensem, Hermannum Contractum Veringensem, Hartbertum Schaffnaburgensem, Vitam Henrici quarti, Ottonem Frisingensem, Guntheri Ligurinum.** Die andern, so ir meldend, hab ich nit, weiß nit, ob si mir sonders dienstlich, diewil mir dero Inhalt nit bewußt; möcht wol ein exemplar sechen. Schribend mir, in was Geltwürdung si siginb, wo mir nit sunst eins ze sechen möcht werden. Worinne ich uech dienen kan, söllend ir mich willig finden. Hiemit Gott bevolchen.

Datum Glarus Montags vor Michaelis 1569.

U. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

48. Tschudi an Simler.

Gerender, wirdiger, lieber Herr! Min willig Dienst uech alzit bereit zuvor. Den gemeerten Ußzug der alten Räten hab ich empfangen, sag uech Dank um die, so ir hinzugeton. Ob ir mitler Zit mehr überkommen möchtind, wellind mirs mittheilen; under den Briefen des Frowenmünsters und anderer Gotzhüseren der Statt würdind vil ze finden sin. Die Copyen der Brieffen der usgetrettenen Räten, 1340 zu Küngsfelden Montags post Agnetis geben, desglich Keiser Ludwigs Bestätung des nüwen Regiments,

geben zu München 1337 Sampstags vor der Herren Vasnacht, bitt ich mir zuzesenden; dann si mir dienstlich. Der Büchern, so in St. Galler Gotzhus, ob etliche Scribenten allda wärind, so wirdig, an Tag ze geben, ist warlich mins Wüssens nützit namhaffts. Es sind etlich, die ich gelesen, **Walafridi, Ratperti, Noggeri, Eckkardi**, barbarisch Ding, darinne nichts historischs einicher Ordnung gestelt; dann selten etwas angeruert wird, so den Historien dienstlich, das übrig alles verdrossen Ding. Der almächtig Gott well uech in langwiriger Frist erhalten.

Datum Glarus 20. Octobris 1569.

U. dienstwilliger Gilg Schudy von Glarus.

---

49. Tschudi an Simler.

Min früntlich Gruß und guetwillig Dienst uech jederzit bereit zuvor. Günstiger, lieber Herre! Ich danck uech fast der Copyen, so ir mir zugesannt; si werdend mir wol dienen; was ir witer überkommend, bitt ich mir mitzeteilen, kann uech dismal nit witer bemüyen mit minem schriben, dann, was ich uech dienen köndt, söllend ir mich gutwillig finden. Grüßend mir uewern Herrn Schwächer. Hiemit bewar uech Gott in sinem schirm.

Datum Glarus Zinstags vor Martini 1569.

U. dienstwilliger Gilg Schudy von Glarus.

---

50. Tschudi an Simler.

Erwirdiger wolgelerter Herr, min willig Dienst üch bereit zuvor. Ich bin langsam gewesen üch üwer Ding wider zuzesenden, ist warlich min blöde Schwachheit schuldig, dann ich bi dry monaten stäte zufäll mins libs abnemmens gehept, doch von gnaden Gottes jetz zimmlich wol wider uff, verhoff ouch tägliche besserung. Bin also (diewil ich etwas wider erstarcket) über üwre arbeit geraten die ze überlesen, diewil ich aber mit minem werck gern für-

für, darinne allerlei berichts (so ichs mit Gottes hilff zu end volfüren möcht) funden wurd, wird ich mit sölchen nebenschweiffen gesumpt und verhinderet fürzefaren. Ich wurd ouch one üwer und andrer verständiger Rat und Besichtigung min arbeit nit publicieren noch ußkommen lassen, bis ich in jedem Ort der vertrüwten mir geheimen fürnemen personen Rats gepflegen, und nach dero heimlichen Ueberlesung Urteilung und bescheid vernemmen, ob etwa der sach ze vil oder ze wenig geton, als einich ort (insonders die acht alten) etwar in verletzt oder beleidiget möchtind werden, damit ich dasselb emendiren möcht und ungunst fürkomen. Und obschon etwa von einem oder andern Ort unglimpflich sachen ouch verlouffen, die ein historicus nit fürkommen ze melden oder ze überhupfen mit glimpf kan, damit er nit für ein schmeichler und verhäler der warheit offenbarer geschichten gehalten, und sin Histori dadurch verdächtig geacht wurde, so halt ich doch jeden verständigen in den Orten darfür, er wurd erkennen das bi den Römern und jeden völckern etwa zu Ziten ouch ungerymte sachen verlouffen und ungeschicktlich gehandlet. Ich schick üch ein mittelbuch miner arbeiten, das mögind ir ein monat behalten, lenger kann ichs nit embern, dann mir stät etwas zugesandt wirt ze inseriren. Die Waldstet sind mir obgelegen, das ich der Eidgnoßschafft Ursprung, so durch si hargeflossen, von erst beschribe, habend mich alle ire Monumenta sechen und abschryben lassen, was ich begert, hab zu Underwalden mer der alten anfänglichen richtungen, verträgen, anständfriden und andre verloffne Geschichten mit Oesterrich vom ursprung har funden, dan bi andern Orten, das mich verwundert hat, das ire vordern alle urkund so geflissenlich behalten, bas dann die andern Ort. Und diewil si mich so ernstlich ermant, ire österrichische anfängkliche krieg ze beschriben, hab ich inen nit abschlachen können ze wilfarn, bis Mittelbuch von erst ze machen, welchs noch nit ze end gefürt, dann es sich bis zu der verbundnus der acht Orten erstrecken wirt. Ich hab vil an der vorigen arbeit müssen endern, vil Fridbriefen und Geschichten, so ich uß denselben erlernt, müssen inflicken, wie ir in der arbeit befinden werdent. Uewere arbeit betreffende, als einer von Landenberg solt uff Alzelen im Bad erschlagen sin, als Etterlin in siner Chronik gestelt, dem ich in miner ersten arbeit

nachgevolgt, wie ich aber verschinens Dugstens ze Underwalden gewesen, habend si mich ob und nid dem wald bericht, das einer von wolfenschiessen (des vesti unverr von Alzelen) im selben bad erschlagen, und nit der von Landenberg, dann der von Landenberg sige one schaden sins libs uß dem Land komen, derselbe Wolfenschiessen ist ouch ein österrichischer Amptman uff Rotzberg gewesen, also hab ich der Underwaldnern bericht gevolgt und sölichs in diser arbeit geendert.

Item üwre Beschribung mit Zürich hab ich ouch ein Ueberlouffung irs Harkommens und stands diser tagen in yl verzeichnet, so ich üch hiebi zusende; bitt mir mit dem buch wider ze überschicken, und umb dieselbe Beschribung, ouch umb das Buch üwer judicium mir mitzeteilen. Ich habs selbs noch nit überlesen.

Welfus Bavarus hat nie Zürich ingehept, wie einem fabeldichter etlicher tourniren getroumt hat, des Widerlegung in minem zugesendten Buch ir finden werdent.

Albertus Graf von Habspurg Rudolfi Regis proavus hat nie Zürich ingehept, ist bi desselben Alberti ziten noch in der Hertzogen von Zeringen Handen gewesen, deshalb Nauclerus gar irret, der von Alberto sölchs fürgeben, aber etliche pfarren und flecken, als Dietickon, Schlieren, Talwil sind demselben Graf Albrechten vom Rich durch den Keiser ze lehen verlichen, wie andern Grafen ouch Flecken in derselben Rivier verlichen worden. Die gemelten Dörfer Dietikon, Schlieren, Talwil habend harnach Graf Rudolf von Habspurg (nachwertz Künig) und sine Vettern dem Gotzhus Wettingen ze kouffen geben, und in kouffbriefen bekennt, das es ir lechen vom Rich.

Von Sarunetibus und andern Rhätiern hab ich nit wyl alles ze durchlouffen und min fürgenommen werck damit ze versumen; bin aber willens, so mir Gott min leben verstreckt und mich in frist erhalt Rhaetiam superiorem et inferiorem eigentlich zu erbütlen, und vil in miner vorigen Beschribung (die ich wolt geendert haben und von Munstero on min wüssen und willen in truck geben worden) ze emendiren.

Etliche andre punkten in üweren Collectaneis, so ich müssige Zit gewünne, welt ich min bedunken ouch darüber geben, der

mererteil und vil nach alles ist ordenlich und wol beschriben, darin ich nützit ze reprehendiren wußt, wiewol an minem korrigiren nützit gelegen und üch nit irren sol. Es möchte mich min judicium wol betriegen, deshalb nieman daran gebunden.

Hiemit bevilch ich üch in Gottes schirm.

Datum Glarus 25. Aprilis 1570.

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

51. Tschudi an Simler.

Erwirdiger wolgelerter Herr, min willig Dienst jederzit bereit zuvor. Uff üwer letst schriben, als üch irret in minem Compendio vom Herkommen der Statt Zürich, das ich ex conjectura geacht bi Annonio L. 4. cap. 44. Wigbertum und Ampertum, die gewesen sin, so im Diplomate Hludovici tercii Regis Ziten von Stifftung der kilchen zu Luzern und Zürich lutende Wichardus und Rupertus *) genempt werdend, und die namen etwas deprimirt sin ꝛc. Da ir vermeinend, so das were, so wurdend dieselben beid one Zwifel den Leudesium ouch gehulfen haben zum Majore domus setzen mit Leodegario, und were kum glouplich, das si S. Leodegario ein tempel söltind gebuwen haben, insonders zu regierung ziten Ludovicii III Theodorici filii; diewil doch der Vater Theodoricus vilicht nit unwüssend gewesen der Todschlachung Leodegarii. So sige ouch Ludovico tertio ein kind gestorben, da kum glouplich, das Hertzog Rupert ein alter betagter man einem kind dise tempelbuwung bevolchen wurd haben, das doch er selbs vil bas het mögen selbs usrichten. Das ist nun üwer Argument wider min Opinion.

Nun mag sin, das es vilicht andre möchtind gewesen sin, dann ichs allein ex conjectura gestelt, diewil dieselben zu Ludovici III. ziten gelebt und inter proceres et majores natu gewesen, wie Annonius bezügt, welchs ouch das Diploma genugsam anzeigt, diewil es spricht, das si ex consanguinitate Regi Ludovico con-

*) Vgl. Gall. com. I, 3, 8, 7.

juncti fuerint, und Rupertum Ducem militum ejusdem Regis nempt. Ob si nun mit oder wider Leodegarium in erwellung Leudesii gewesen, davon meldet Annonius nichts klarlich, und obschon er Rupertus und Wichardus wider Leodegarium gewesen wärind, oder ouch dem Ebroino gehellet hettind in sinen tod, davon man doch nichtz weißt, so möcht vilicht doch der rüwen und compunctio divina si bewegt haben, Gott und Leodegarium ze versünen, dise Tempel zu buwen an Künig begert haben; diewil doch Sigisbertus meldet, das anno Dom. 688 innocentia S. Leodegarii multis mirandis declarata, als er druy Jar davor gemartert gewesen, darob vilicht die schuldigen erstunet und zur bus sich bekert, und die glöubigen Fürsten Wichardus und Rupertus (als si one zwifel keine liberben gehept) dadurch bewegt worden dem Künig Ludovico irm Blutfründ ir Gut zuzestellen, das er zu Luzern in Leodegarii gedächtnus und ze Zürich Tempel buwete. Wichardus hat zu Luzern gebuwet, und Rupertus sin Erbgut dem Künig zugestelt, das er zu Zürich buwe. Wichardus ist geistlich worden, Conversus, wie offt alte betagte Fürsten geton, die sich der Welt verzüchen wollen. Ob nun min Conjectur mich betrieg, möcht vilicht sin, so mag mans wol in minem Compendio uslassen. Demnach als üch verwundert, warumb diser Ludovicus III. im Diploma Ludovicus genempt werd, so mans doch derozit Clodoveus und nit Ludovicus genempt, und wiewol es ein Namen, so habe man doch erst nach Caroli Magni Ziten den Namen Ludovicus angefangen bruchen ꝛc. Dis üwer Argument stoßt Annonius selbs um an zweien Orten, und spricht L. 4, cap. 27 vom Secundo Rege des Namens Clodoveus qui et Ludovicus invenitur nuncupatus, der anno dom. 641 geboren und Dagoberti Magni sun gewesen. Item eodem libro cap. 35 vom selben Secundo Rege: Clodoveus quem et Hludovicum diximus fuisse nominatum, daby heiter verstanden wirt, das zu den Ziten der Nam Hludovicus gebrucht worden. Acht ouch das in allen Diplomatibus Regum Francorum ejus nominis alweg Hludovicus und nit Clodoveus geschriben worden, und vulgus Gallorum den corrumpirten Namen Clodoveus im Schriben (was nit authenticum gewesen) gebrucht nach ir weltschen art, denen das Original tütsch nützit lutet. In Cassiodori epi-

stolis, der Clodovei primi Ziten gelebt, wird er Ludwin genempt. So habend ouch die Frankrichischen Künig, so den Namen Hludovicus gehept, die obgemelten dry so vom vulgo Clodovei genant in ir Zal des Namens Hludovicorum begriffen und also genempt worden. Demnach als ir meinend Rupertus wurd nit dem Künig, der ein Kind gewesen, den Kilchbuw angehenkt haben, sonder selbs sölchs verricht haben ꝛc. Darüber antwort ich, das das Diplom sölchs heiter bezügt, und obschon der Künig noch jung gewesen, so ist doch die küniglich Authoritet imme zugestanden, und sind deroziten die Fürsten allein Lehenlüt gewesen und ir inhabende Güter in eins Künigs gwalt gestanden, und one sin verwilgen sich nit mögen verendern, darumb si beid ex demissione Regis cognati müssen handlen, und Rupertus sin teil Regi suo contradidit mit anbedingung des tempels zu Zürich ze buwen. Die Land haben sich deroziten nit von dem rechten Bluterben der Fürsten geerbt, sonder so offt ein Fürst abgestorben ist das Land dem Künig heimgefallen, hats andern mögen verlichen.

Witer als ir meinend, das ze achten Rupertus und Wichardus habend ire Güter an einander ligende gehept, und habe collegium Canonicorum sin erste Güter bi dem Albis zu Caroli Magni ziten überkomen ꝛc. ist min antwort, das im Diploma gar nit verstanden wirt, das die gemelte Herren ire Güter an oder bi einandern gehept. Wichardi wird erlütert: Sine Güter vom Albis hin und sinem eigentumb zu Lunkhofen, was daby harumb gelegen, hat er mit Verwilgung sines Oehems Künig Ludwigs an die Kilch zu Luzern geben, und wirt noch Lungkhofen für der eltsten Meieryen und Dinkhofen einen des Gotzhus der Chorherren zu Luzern genempt, hat also sine Güter in pago Verbigeno (Ergöw), so im Burgundischen kreis ligt gen Luzern geben. Hinwider sin Bruder Rupertus hat sin gut dem künig übergeben, das er zu Zürich ein kilchen buwe, wirt nit genempt wa dieselben güter gelegen, und was es für güter gewesen, wann das er begert, das zu Zürich ein kilch sölt gebuwen werden, diewil ers nun zu Zürich begert hat, so im Tigurinischen (Turgöws) Zirk und in Alamannischen kreis gelegen, ist müglich, Rupertus hab ouch etwas im selben Land gehept, aber alles dem Künig zugestelt. Was nun der Künig oder sine Successores vom selben gut dem collegio

canonicorum zugeſtelt, oder ob vilicht allein der Tempel (one inkomen einicher gült) anfangs geſtifft, iſt mir noch verborgen. Diewil dann nun das gemelt Diploma Ludovicum Regem nempt, zu des ziten von obgemelten zweien Brüdern die Münſter zu Luzern und Zürich von erſt gebuwen, und ſölchs nach Leodegarii Ziten geſchechen, hinwider harnach Künig Pipinus Caroli magni Vatter die ſelb gebuwen Kilch zu Luzern mit aller irer Zugehörung an das Gotzhus Murbach im Elſaß geſchenkt, wie das Lotharii Keiſer Caroli Enkels Diploma zugibt. So muß von noten der gemelt Ludovicus 3., ſo zwüſchend Leodegary und Pipini Ziten geregiert im Diploma Wichardi und Ruperti verſtanden werden, dann ſunſt kein Ludovicus post Leodegarium et ante Pipinum geregiert hat. Es ſtimpt ouch die Indictio 13 mit Ludovici tercii Jaren, der anno dom. 700 geregiert hat, wiewol Sigisbertus in derſelben Jarzal fälet wie uff den andern Hiſtoricis bewyslich iſt.

In der Indictio und Annis Regni Hludovici Regis Orientalis im Diploma St. Stephan zu Conſtantz kilchen berürende ſo zu St. Gallen ligt, hab ich uß notliche des ilenden ſchribens gefält, die Copy ſo ich abgeſchriben wist: XI. kal. Augusti Regni. XXII indict. II. Actum Hulma, palatio Regis.

Ich hab mit Fliß was Zürich Harkomen berürt doch in yl durchlouffende zeſamgeleſen, und obwol etlichs ſuſpect und one grund, dz ſi zu Nini und Abrahams Ziten mit Trier ſölt gebuwen ſin *), ſo hat doch das Volk ſölchs in alter harkomen ſag, und ſo ichs nit gemeldet, wurd imperitus populus vermeinen, ich welte der Stat ir erlich alt Harkomen verkleinern. Als ouch Albertus Argentinensis vermeinen wolt, das die Grafen von Fürſtenberg des männlichen ſtammens der Hertzoge von Zeringen ſin ſöltind, iſt falſch. Es hat aber wol Frow Agnes Hertzog Berchtolds von Zeringen (des letſten Hertzog Berchtolds Vatter) Swöſter erſtlich Graf Egen von Urach, darnach Graf Conraten von Fürſtenberg zu egemacheln gehept und bi beiden ſün gezüget, die habend den letſten von Zeringen geerbt und iſt Friburg im Brisgöw dem von Fürſtenberg ze erben gefallen.

*) Vgl. Gall. com. I, 3, 7, 1.

In einem andern üwerm schriben, so ir vormaln an mich geton (darüber ich nit geantwurt) darin Ir begert exortum coenobii heremitarum et catalogum abbatum ouch in min opus ze inseriren ꝛc.*) bin ich des willens, diewil es die von Schwitz so viel berürt, das ze tunde, ouch episcoporum etlicher bistumben, desglich der Aebten von St. Gallen ꝛc. Demnach begerend Ir ze wüssen den Autorem das die von Zürich nit mit Rudolfo Ro. Rege contra Ottacarum gezogen sigind**), so doch ein alte sag, das 200 Züricher derozit mit Rudolfo gezogen, und merern teils umbkommen, dero wegen im Franciscer Tempel gemalet u. s. w. Daruf gib ich den bescheid, das ich nie gelesen, das Zürich im selben letsten Zug wider Ottocarum dem Künig Rudolf zehilff Volck gesandt hab. Eberhardus Mulner Schultheis zu Zürich, so vil nach dero Ziten gelebt und ein geflissener Historibeschriber der statt Zürich Geschichten, tut gar kein Meldung davon, der doch (mins achtens) es nit underlassen wurd haben ze melden. Ich weis wol, das die von Zürich vil zug mit Rudolfo getan, und in der ersten reiß wider Ottocarum ouch möchtind gezogen sin. Dann so ich wußte, das si in dem letsten Zug wider Ottocarum als er erschlagen 200 Man gehept, welt ich nit underlassen, das in min opus ze inseriren und nützit rumwürdiges underlassen, was der erlichen Statt Zürich zu Lob reichen möchte. Diewil Ir aber berichts begerend, von welchem autore ichs hab, so schribt Nauclerus und andre, Künig Rudolf habe die von Hagnow, Colmar, Zürich und Bern ze gehorsame bezwungen. Und so ich nun nit find, das Zürich je kein span mit Künig Rudolfen vor dem letsten Ottocarischen Zug gehept, und der Eberhart Mülner ein geborner inwonender Zürcher nit meldet von einicher hilf, so die von Zürich dem Künig Rudolfen im letsten Ottocarischen Zug zugesandt und vil Stett Grafen und Herren hinderstellig gewesen im selben Zug im zuzeziehen, die er alle nachwertz gestrafft und überzogen hat, (wie die Histori siner geschichten zugebend) hab ich geacht ex conjectura, diewil sunst von keinem span, so Künig Rudolf und die von Zürich mit einandern gehept, funden

*) Findet sich nicht in der Gall. com., wohl aber Verzeichnisse von Bischöfen.
**) Vergl. Chron. 1278. Man. und Druck.

wirt, es möcht ouch im selben toppel und von gemelter Ursach wegen geschechen sin. Könnend aber Ir mich einer andern Ursach des gewesnen spans, davon Nauclerus und ander schribend berichten, und etwas Grunds das 200 von Zürich am strit gewesen anzeigen, so will ichs nit underlassen inzeliben. Es ist wenig Volck mit Künig Rudolf im letsten Ottocarischen Zug uß den obern tütschen Landen gezogen, des er vast übel zefrieden gewesen. Das Rudolfus von einem von Ramschwag errettet und uff sin roß gesetzt, wil ich insetzen, wiewol ich nit alle kleinfuge Ding insonders ußlendischer Geschichten inflicken kann, es wurd sunst opus infinitum. Historiolam Conradi de Mure de rebus gestis Rudolfi möcht ich wol sechen, ouch ob er ein alter oder nüwling sig wüssen. Christophorus Mylens ist mir unbekant, ob ir vermöchtend das üch sine Antiquitates zu handen komen, und mir bloß ze besechen werden, were mir lieb, möcht vilicht er mir oder ich Im etworinne ze hilff komen.

Lieber Herr. Es ist min pitt, ob Ir mir umb ein kopy einer sechsjärigen püntnus zwüschend den österrichischen Landvögten und der Statt Zürich ufgericht am 4. tag Augsts Anno Dom. 1350 verhelffen köndtind und fürderlich, der Herr Statsschriber mag üch wol darumb helffen. Sölchs sind doch nun verlegne unbindige brief, die nützit mehr geltend noch nützend, und mir dienstlich zu minem werck, ich such doch allein der Stat Zürich und gemeiner Eidgnoßschafft Lob und eer durch min Histori uffzerichten, und warheit geschechner Dingen an tag zetun, als verr ichs erfaren mag.

Alter und geschäfft verhindrend mich vil, ouch das Zittern miner Händen das ich nit alweg fertig geschriben. So hab ich kein Amanuensem.

Wellind mir M. Heinrichen grüssen, hab in Il' geschriben, verstands im besten, üch ze dienen bin ich geneigt, hiemit Gott bevolchen.

Datum Glarus Mitwoch Petri und Pauli abens 1570.

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

52. Tschudi an Simler.

Erwirdiger, wolgelerter, wiser Herre! Min willig Dienst alzit bereit zuvor. Uewer Schriben hab ich mit Dank empfangen; hab ouch begird, uewre arbeit ze besechen, sobald ich etwas stercker wurd; bin jetz etlich Zit nit von Hus kommen Schwachheit halb mins linken schenkels; hat mich so blöd gemacht ouch andre Zufäll, daß ich jetz etlich Wuchen mins fürgenommen Wercks stillgestanden, wann min houpt und sinn an Gedächtnus etwas abgenommen; doch von Gotts Gnaden (als ich hoff) uff guter Widerfart; und sobald min sach wider besserte, wurd ich mit miner Arbeit fürfaren, und uech in uewerm Begern ouch dienen nach minem Vermögen und kleinfügem Verstand. Ich hab von Gotts Gnaden nit groß Wetag, aber stäte blöde Zufäll, und ein Zit lang fast abgenommen. Gott der Herr well uech alzit bewarn.

Datum Glarus Zinstags nach Reminiscere 1570.

U. alzit dienstwilliger Gilg Schudy von Glarus.

---

53. Tschudi an Simler.

Wolgelerter wiser Herr, min gutwillig Dienst üch bereit zuvor. Ich bin lang unflyssig gewesen üch ze schriben, hab ouch an minem Werk wenig gearbeitet, das mich verursacht hat ze underlassen üch ze schriben, damit ich üch nit mit vergebnen Briefen bemüte. Mich hat verhindert ein geschwär an einem Schenkel, daran ich großen schmertzen erlitten und noch damit ze tun hab, diewil ich dann kein ruw, hab ich dest weniger Lust zur arbeit, doch je zu ziten tun ich etwas. Ab anno 1000 — 1300 hab ich kompliert und ouch die Jarzal darnach bis in annum Dmi 1470. Es wil nur ze grosse bücher geben, die noch vil Abkürzens werden bedürffen, dann die püntnussen, Richtungen, Verträg, Fridtädungen gar lang, dero ich aller bedörffen den waren grund der Histori damit ze bewern. Die wurdend sich all müssen abbreviren und allein die Houptpunkten darus ze ziechen. Es möcht ouch vilicht

den orten beſwärlich ſin, wann man Ir geſchworne püntnuſſen in offnen truck ſölt usgon laſſen, diewil es ire arcana ſind, wiewol die ſunſt mengklichen unverborgen. Ich hab 5 oder 6 Sextern von urſprünglichen Galliern Geſchichten, inſonders was die Helvetios berürt und ire anſtoß, angefangen, wirt ein groß volumen geben und bis annum dom. 1000 reichen, ſo mich Gott leben laßt. Anfangs wirt darin begriffen der Galliern Urſprung und Landtzirk, demnach ire alten Sitten, desglich der Germaniern, volgentz von ir ſprach. Demnach der Helvetiern ſonderbarn Landtsbegriff, ouch irer 4 pagorum Underſchidigung, ouch jedes pagi ſonderbare namhaffte Stett und Houptflecken, ouch etlicher urſprung und antiquiteten. Volgentz von Rauracis, Latobrigis und Tulingis vor Ziten der Helvetiern mitreiſern, item von etlichen germaniſchen Völkern mer bis ad Moenum flumen, beſonders Hegöw und Schwartzwald vorziten den Helvetiern angehörig, wie uß Tacito, Ptolomeo und Caesare zu mercken, von Cimbris, Rhaetis, Lepontiis, Sedunis, Veragris und Sequanis ad Dubidem et Rhenum, diewil bi gemelten Völckern allen, noch etliche diſer zit, den Helvetiis mit ewigem püntnus oder pflichten zugeton, in Rauracis die Basler und andre, in Germania das Kletgöw (darin Schafhuſen, Egliſow, Rafz, Lienen, Dengen, Cadelburg, Rümkirch, Hallow u. ſ. w.). Item Stein im Hegöw, Rotwil ect. Rhaetia superior vil nach gar (usgenommen Brigantae dz Briger bistumb, darin Inſpruck, ouch Veldkirch, Walgöw, Bregentz und die Vadutz). Lepontii ein teil, Seduni und Veragri gar, ouch in Sequanis Mülhuſen. Nach ſölchen wirt volgen der Helvetiern ſunderbare alten Statuten und Gwonheiten us Caesare und andren gezogen, ouch ir heidniſcher Gotzdienſt vom Plutone und andern Abgöttern, ſo ſi geeret, uß den Inſcriptionibus gezogen, demnach ir bekehrung zum Chriſtenglouben, und durch welche ſölchs anfengklich geſchechen und mithin zugenommen. Volgends nach ſölichem wirt die Hiſtoria anfachen ab excidio Trojae oder ab urbe condita usque ad annum 1000.

Lazii buch vom Harkommen der Grafen von Habspurg iſt voller Fabeln, wie ouch Jakobi Mennels Stabii Gebwilers und Sundheimers beſchribung, wo jendert alte Fürſten und Herren vor Siben oder achthundert Jaren Gotzhüſer im Elſaß, Sunggöw,

Brisgöw, Swartzwald gebuwen, dero geschlecht von alter unwüssend, oder doch eins andern stammens gewesen, die werdend von disen Fabeldichtern all ins Habspurger geschlecht gezogen, als ob sunst andre Herren und Grafen nit ouch stifftungen geton. Si züchend alle alte potentaten vil nach in dis geschlecht, also das ze wundern, wie si Alexandrum Macedonem, Cajum Caesarem ect. überhupft und nit ouch ingemischt, so doch der Habspurgisch namen noch nit über vjc jar alt, wie ir in Diplomate Wernheri episc. Argent. (so ich üch hiebi schick und ab dem besigelten Houptbrieff selbs abgeschriben) sechen werdend.

Eckardus St. Galli meldet von einem Landolo comite Vindonissensi Archiepiscopo Darniensi, der zu sinen ziten gelebt und zu Roschach, als er von Rom kommen anno Dom. 883 temporibus Caroli Crassi gestorben, darvon ich üch einen ußzug schick. Es hat mer dann ein Graf von Windisch Landolo oder Landzelinus per deminutivum geheißen, wie die gesta coenobii Murensis bezügend, welich Gotzhus Bischoff Wernherus von Straßburg, Grafe zu Windisch anno dom. 1018 gebuwen, darinne die selbigen Grafen demnach ir begreptnus gehept, mer dann 100 jar lang. Den uszug der selben Grafen Stammens schick ich üch us den gestis und brieffen des selben Gotzhus. Ich welt üch gern min arbeit zuschicken, do fügt sich offt, das ich in minem fürfarn des wercks durch etwas zufals, mich darinn ersechen muß, also das ich kein lange zit des embern mag, ich well denn mit der arbeit still stan.

Lieber Herr, mir were lieb, ob ir mir die papierin Mappam Helvetiae, so ich üch gesandt verschinen Jars, etwa innert 2 oder 3 wuchen könntind zuschicken, wurd mir zu minem ersten Werck, so ich fürgenommen, dienstlich sin ze ziten. Ich hab mir jetz fürgenommen ze baden mins bösen Schenckels wegen.

Hiemit üch alzit Gott bevolchen.

Datum Glarus 15. Mai 1571.

Uewer williger Gilg Schudy von Glarus.

54. Tschudi an Simler.

Gerender, lieber Herr! Min willig Dienst uech bereit zuvor. Ich hab min Gedicht, so ich uech gesannt, wider empfangen, uß=genommen den letsten Quatern, ze oberst mit einem G. verzeich=net; dann, als ich uech dero 7 überschickt, sind mir allein die 6 wider zukommen. Send uech hiebi die Inscriptiones, so ir mir gelichen, mit Danckſagung. Ob Philonis opusculum ußgangen wäre, bitt ich, mir umb eins ze verhelffen umbs Gelt. Ob uewre Buchfürer das nüw ußgangen buch aller Landtafeln, Theatrum intitulirt haben, und mir eins umb 5 oder 6 Thaler werden möcht, uningebunden, welt ichs gern bezalen, ob es schon ein Thaler mer kostete. Ir söllend mich alzit als den uewern befinden. Hiemit Gottes schirm bevolchen.

Datum Glarus Zinstags 23. Octobris 1571.

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

55. Tschudi an Bullinger.

Erwirdiger, wolgelehrter, wiser Herr! Min früntlich Gruß und gutwillig Dienst üch bereit zuvor. Demnach ich verruckter zit von dem erwirdigen Herrn Josia Simler Bericht empfangen, wie etliche Fragmenta Phlegontis Traviani in Truck usgangen *), hab ich innen gebetten, mir darumb umbs geld ze verhelffen. Uff das kumpt mir uff gestern ein Schriben von gemeltem Herrn Simler, sampt einem Büchli, darinne eeberürte Fragmenta Phle=gontis, ouch etliche andere autores begriffen; schribt mir, das Ewer Erwirden mich mit jetz benemptem Buch begabt, des ich üch flyssigen Dank sag, wann mich dise vereruug besonders wol ge=frömt. Wann ich hinwider üch einiche widervergeltung oder sunst lieb und Dienst bewysen köndt, welt ich nit sparen. Gott der Herr welle üch in langwiriger Frist erhalten.

Datum Glarus 18. Decemb. 1571.

Uew. dienstwilliger Gilg Schudy von Glarus.

---

*) Des griechischen Historikers Phlegon Fragmente erschienen zum ersten Mal mit lateinischer Uebersetzung von G. Xylander 1568 bei Guarinus in Basel.

56. Tschudi an Simler.

Wirdiger wolgelerter Herr, min willig Dienst üch bereit zuvor. Ich wünsch üch ein gut glückhafftig nüw Jar mit wolfart und gsuntheit ze verschliessen, das well uns Gott allen guedigklich verlichen. Uewer letst schriben, darin üwer begern, so es mir nit zewider, min Arbeit in Latin ze transferiren ect. So es üch nit beschwerlich were, wer es mir nit mißdient, insonders den Teil miner Arbeit, so der Historia vorgan wirt, namlich vom Begriff Galliae comatae, vom ursprung und harkomen der Galliern, von fruchtbarkeit Galliae, von iren Abteilungen, provintzen, völckern, stetten, wassern ect., der zweien provintzen Sequanorum Maximae, darinn Helvetii, desglich Alpium Grajarum et Poeninarum, darinn Seduni. Ouch Alemannorum, Vindelicorum, Rhaetorum, Lepontiorum sonderbare beschribungen; demnach der Galliern Sitten und alte brüch, desglich der Germaniern, und letstlich ir bekerung zum christl. glouben. Dis alles wurd ein sonderbar opus, und den Latinischen anmutiger dann den tütschen ze lesen, wiewol min gedicht so grob und ungeflissen, ouch etwa ein Ding ze offt repetirt, das es wol emendirens in formliche Rhetorische gestalt ze stellen und abzekürtzen nothdürfftig, das aber nun mer altershalb nit müglich die arbeit über mich zu nemmen, muß es deshalb also grob gespunnen bliben lassen, dann ich offt überflüssige Wort gebrucht, den sensum volkomen ze exprimieren, dero ich vil mögen ersparen und den Leser dest minder verdrüssig gemacht, welt gern, das ein guter tütscher Rhetoricus alles wol erbütlete, ich habs mit arbeit kolligirt, wann mir etwa zit und wil worden, und kein fliß angewendt kanzlysch ze stellen. Doch so ir üch dises teils in Latin ze transferiren underwinden weltind, wurd ich üch das vor mitfasten zusenden, mit andingung, das die translation nit on min wüssen vor dem tütschen in truck usgieng, mit einandern aber möcht es wol geschechen, so es in künfftigen fug gewunne. Alexandern Störi hab ich gefragt, ist nit bekantlich, das im Felix Lindner ützit geben, diewil ich aber nit mögen wissen, ob die schrifft, so ir mir zugesandt, minem gedicht glichförmig, hab ich ein stüfftun Ulrichen Büntiner von Uri, der schribt mir alles min gedicht ab,

doch mit böser Schrifft, schickts dann gen Uri sinem Bruder Ambrosio Büntiner ouch minem Stüfffun und des Rats daselbs, der ein gelerter man und mich hochlich angesucht ime abschrifften mines gedichts ze gunnen, das hab im vergunnt, hat also sinen bruder deshalb stät bi mir, der wirt mir um den verlornen Quinternionem wider helffen, wo nit, so muß ich die argumenta us dem, so ir mir gesandt, zesamenlesen. Ich hab selten wyl ze dichten; wann dann etwas tagen verlouffen, ee ich wider anheb, ist mir mitlerwil des vorigen und ouch des vorhabenden, altershalb vil us gedächtnus gefallen, dann wann einer nit kontinuiren kan, gibt es kein ordentlichen proceß. Deshalb so üch der arbeit wert sin, disen ersten teil fürderlich (so ich üch zuschick) abschriben ze lassen, und demnach mit rüwiger zit ze transferiren bedunckt, bin ich wol zefriden wie obgemelt.

So dann ir ad marginem annotiert von der Helvetiern püntnus mit den Römern, das die nit in Cäsaris letsten Jaren siner Gallischen kriegen sonder vor consulatu Lentuli et Philippi anno urbe condita 698, dann Cicero im selben jar pro Cornelio Balbo geredt, desglich Crassus, der im nachvolgenden jar wider die Parthos zogen, deshalb die Püntnus zevor gewesen ect., kann ich in derselben Oration nit befinden, das Marci Crassi (der nachwerts wider parther zogen und umbkommen) jendert gedacht werd, noch von keinem Crasso der für Balbum dero Ziten geredt habe gemeldet. Es wirt wol Lucius Crassus angezogen, so a. u. c. 658 Consul (so der verrümptist juris Consultus und Orator gewesen, so die Römer je gehept) der lengst zevor todt gewesen, und mins verstands nit der Meinung gemeldet, das er für Balbum geredt, sonder rümpt alda Cicero den Cn. Pomponium, Pompejum und andre, das si so wol und ordenlich für Balbum am gestrigen tag geredt, das Lucius Crassus, so der allerberedtest gewesen, wo er hette söllen Balbi sach dartun, nit hett mögen verbessern, und wirt Marci Crassi gar nichts gedacht, sonders des todten wolberedten Lucii Crassi. So meldet jouch Asconius Pedianus nichts diser Oration, der sunst über etliche andere Ciceronis kommentirt, und alweg meldet, sub quibus consulibus dis geschechen. Aber in diser Oration pro Balbo wirt wol vil noch am end gedacht, das noch Cäsar derozit nit anheimsch, sonder in

Gallia und one zwifel fin letftes Jar Gallifcher kriegen, als er mit den Helvetiis und Germanis fchon zevor mit verwilgung des Römifchen Rats diefe puntnuffen ufgericht. One zwifel bald nach dem Cn. Pompejus allein a. u. c. 701 Burgemeifter gewefen, oder vilicht im felben Jar, dann die Helvetier im felben Jar noch wider Caesarem usgezogen mit andern Galliern, wie er felbs L. 7 belli Gallici bizügt, diewil er dann ein nüwen krieg wider Pompejum und andere fine aemulos meditiert in künfftigem fürzenemmen, hat er one zwifel diefe püntnuffen noch im felben jar, oder im nachvolgenden anno u. c. 702, als Sulpicius und Marcellus Coss. gewefen, und laßt fich anfechen, als ob difc Oratio pro Balbo anno u. c. 703 consulatu Aem. und Marc. gefchechen. Dis ze glouben, bewegt mich Ciceronis epiftel Lib. I. ad Atticum, da er von Helvetiern meldet, das er beforg, fi werdind im harnifch fin und die Römifch provintz überfallen, welches anno u. c. 694 consulatu Metelli et Afranii gefchechen ect. Da nun wol zu gedencken, das weder die Helvetii noch die Germani dero zit kein püntnus mit den Römern gehept, es wurd ouch Cäfar in finen commentariis von folcher püntnus melden, wo dero einiche je gewefen, des er mit keinem wort gedenckt. Aulus Hirtius aber, der das 8. Buch befchriben, meldet, das Cäfar anno u. c. 702 consulatu Sulpicii et Marcelli noch etliche krieg in Gallia vollfürt, hab daruf in Belgio fin winterlager gehept und mit allen Galliern gar früntlich fich verfünt, im felben möchtind die Germanier und Helvetier mit den Römern puntnuffen uffgericht haben, dann das volgend jar u. c. 703, als L. Paulus und C. Marcellus Confuln gewefen, hat Cäfar gar rüwig in Gallia gehept, hat ein Spazierreis in Italiam doch nit gen Rom getan und angentz wider in Galliam gen Nemetorrenam kommen. In fölichem a. u. c. 705 find Lentulus und Marcellus Confules worden, meldet alles Hirtius, acht ich derfelben zit oder unlang darvor Ciceronis oratio pro Balbo gefchechen. Nun mag ich nit wüffen, ob ir vilicht us andern autoribus, die mir unbewußt, oder vilicht in denen, die ich hab (und vilicht negligenter gelefen) ftan möcht, bitt ich üch umb bericht, dann es wer ein grober Irtumb, den ich nit gern began welt. Dann ich kann kein gefpur finden, das zevor einiche püntnus der Römer zu den Helvetiern gewefen. Ich

welt die sach wol witlöuffiger usfüren, was Caesarem und die Römer bewegt möcht haben, der Helvetiern und Germaniern püntnus ze ratificiern. Herrn Bullinger wellint mir früntlich grüssen. Ein Prodromum und grosse Präfation in die bücher vorzestellen, desglichen ein Catalogum der Grafen, Fryen und Edlen nach ordnung der Dignitet ze setzen, oder alphabetico ordine, welt ich fro sin, das ich die Histori sunst möcht ze end bringen, die Herren und geschlecht hab ich den Landschaften nach, darin si gewonet, beschriben und darinne ordinem der Landen gehalten. Man muß ze ziten einem andern ouch etwas ze tun sparn, Catalogi werind bald gemacht. Hiemit Gott dem Herrn trülich bevolchen.

Datum Glarus uff Circumcisionis 1571.

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

---

57. Tschudi an Simler.

Min willig Dienst nech bereit zuvor. Wolgelerter, wiser Herr! Uewern Bericht, die Römisch püntnus mit den Helvetiern berneerende, hab ich vermerkt, und uff das die Oration pro Balbo *), die ich zevor verschienens jars obiter und one fliß überlesen, jetz eigenlicher besechen, und finds, wie ir mir schribend! sag nech danck der früntlichen Warnung; dann der Fäler nit gering und gar ze offenbar wäre gewesen; habs ouch in minem Werck emendirt. Den Namen: Antuates oder Nantuates kan ich nit wissen, iwederer bewärlicher. Caesar meldet zweimal Antuates, hiewider Strabo und Plinius: Nantuates, die ouch beweisliche Autores; doch vermeinte ich, Caesaris autoritas wäre höcher ze halten, diewil sin Legat Galba in sinem Namen, des Geschicht er beschribt, selbs im Land gewesen, darin weder Strabo noch Plinius nie

*) »Quaedam foedera exstant, ut Germanorum, Insubrium, Helvetiorum, Japidum, nonnullorum item ex Gallia barbarorum, quorum in foederibus exceptum est: ne quis eorum a nobis civis recipiatur.« Cic. orat. pro L. Cornel. Balbo cap. 14.

kommen. Daß ein Fläck, Nantua genannt, in derselben riwier sin solt, mag sin, ist aber mir unbewußt, wiewol ich das selbe Land ouch durchwandlet. Es ligt aber wol ein michels stettli Nantua, von Tütschen das Jenferstettli genannt, ussert Helvetia, ennent dem Jura in **Sequanis**, an der Straß von Jenf gen Lion, namlich von Jenf gen Nantua 9 Legen, tund 37 Italisch Mil, daran einer unusgesetzt bi 10 stunden ze riten. Die Inscriptionen, so zu Nevis funden, hab ich nit gehept; ist mir lieb, daß ir mir die zugesandt. Den Flecken Nevis, von Welschen **Neau** genannt, daß es **Nevidunum** solt sin, mag vilicht sin, aber nit das **Nevidunum Equestrium**. Daß ich aber **Novisium** gestelt, bewegt mich das Wort Nevis, wie auch Neus, under Köln, **Novesium** genant; dann die Tütschen haben ir anstoßenden oder biligenden weltschen Landen ein bessere prolation, den alten Namen änlich, behalten, dann die Gallischen Walchen, so von der tütschen sprach abgestanden: **Milo**, danne ze tütsch: Milden, weltsch: **Modun**; — **Paterniacum**, Peterlingen, weltsch: **Paierne**; — **Sedunum**, Sitten, weltsch: **Seon**; — **Rhodanus**, Rhoddan, weltsch: **Rhone**. Der Namen welt ich vil erzellen, die von Weltschen, dero sprach si alda gemeinlich sind, nit allein in ir weltschen gebrochen sprach übel pronuntiert werdend, sonder ouch die alten Namen mit gefeltschter Latin corrumpierend. Deshalb der tütschen Helvetier sprach Nevis, so si von ir Vordern behalten, mir mer gefalt, **Novisium**, wie Neus **apud Ubios Novesium**, ze nennen, dann der Walchen Corruptelen ze volgen. Mir zwiflet nit, es sigind zu Lausanum und vorüber zu Donon ouch Inscriptionen ze finden. Ob ir oder M. Heinrich Bullinger einiche kuntschafft zu den pfarrherren und predikanten daselbs hettind, si durch schrifft früntlich anzesuchen, uech darumb ze verhelffen. Herrn Bullinger wellind mir vast grüssen. Uech hiemit Gott bevelchende.

Datum 8. Januarii 1572.

U. dienstwilliger Gilg Schudy von Glarus.

58. Tschudi an Simler.

Erwirdiger wolgelerter Herr! Min früntlich Gruß und willig dienst üch bereit zuvor. Nach langer zit schick ich üch die beschribung Galliä, wiewol unordentlich gestelt, dann ich merwils zits krank und übelmögig, ouch ein schwer hand ze schriben überkommen, und jetz aber vil tag ze . . . gelegen, wie üch Herr Kaspar Doktor Wolff wol berichten kan, deshalb dis und andre mine bücher wol bedorfftind uff rhetorische und kantzlische Ordnung ze stellen, und ze verbessern ouch vil Superfluum und ze offt repetierungen ze underlassen, dann ich es alles mit grosser arbeit inkolligiert und offt übel distinguirt. Mir aber als einem alten Man ist unmüglich ze tun, deshalb es also bliben kan, diewil ich mit der andern arbeit, ouch willens, so mich Gott uffrecht laßt, fürzefaren. Ob üch min uslegung der Namen an etlichen orten mißfielend, und üch bedunken möcht, das ich nit recht dran, berichtend mich; worüber ich üch dann nit satten bescheid geben kan, das wollend wir endern. Und fürdernd üch mit der abschrybung, und lassend dis min buch etwan in schlechten berment inbinden, und wann es abgeschriben, mir wider unverzogen zusenden, dann ich des in fürfarung der Historien ouch offt mangeln möcht. Lieber Herr, als ir mir den einen Quintarn übersechen hattend zuzesenden, und mir ein uszug desselben, als ir meintend gemäß, zuschickend, wolt mir derselb uszug nit dienlich nach miner beschribung beduncken. Deshalb ich von minem Sun ze Uren, dem ich vergunt abzeschriben und im selbs ze behalten, der hat mir dozemol ein solchen Quintarn zugesandt, in mitlerwil habend Ir mir min Handschrifft ouch überliffern lassen, und damit ir nun dest voriger mit der abschribung fin mögend, schick ich üch denselben, diewil ich des nit bedarff, ouch üwern uszug, den ir mir gesandt hattend. Das buch wellind ir niemant vertruwen, Herren Bullingerum mögend ir vergunnen ze lesen, doch das nit witer bracht werde, berichtend mich, ob es üch samt dem brief geantwurt, im brief werdend ir den Schlüssel finden.

Tun hiemit üch bevelchen, Gott der Herr wolle üch allezit bewarn.

Datum Zinstag nach der jungen Fasnacht des 1572.

Uew. williger Gilg Schudy von Glarus.

59. Melchior Hessi an Simler.

Erwirdiger wolgelerter wyser Herr! Uech syen min früntlich gutwillig Dienst zuvor bereit. Ich han vor etwas zit ein schriben von uech empfahen, darin Ir begert mins Hr. Schwächers sel. angefangen werck und arbeit des beschribung unsers vaterlanden zu volstrecken und ouch gmeiner Eidgnossenschafft Lob und Er damit zu prysen; desglichen das Ir gesinnet, solches mit guter Vergünstigung und Vorwüssen zu tun, und ouch was üch zukommen wäre, widerum zu antworten, wie denn min günstiger Herr, Hr. Bullinger ein Missiv darumb ouch alher geschriben, welche mir zu lesen worden, darum ich üch früntlichen danke, des geneigten und guten willens, so ir harin tragend. Könte ichs verdienen, so wolte ichs gern tun. Tu üch darneben zu wüssen, das solches ze tun nicht mines gwalt ist, dann der Herr sel. hat ein Sunssun verlassen, dem alle bücher zu handen gestelt sind zu verwaren. Wie die Herren Tschudi mine Schwächer zusamen kommen, da han ich innen üwer schriben bescheint, welche sich diser antwort entschlossen, das si noch ob solchen dingen gar nit gsin (als sonsten im selbs ist) und habind ouch nit wil hierin ordnung zu geben, so erst aber innen solchs möglich sige, so wöllen si üch mit antwurt begegnen. Ich han solchs Herrn Schwächer Pannerherr Lochman üch anzezeigen gebetten, gedenk, es sige lengest usgericht; ist hieneben min früntliche bitt, Ir wollend den teil, so Ir bi handen, harnff schicken, damit so si zusamen kommen, si üch dest bas antwurten und sich entschliessen mögen, und wöllend nit für ungut han, das ich nit angentz geantwurt, dann mich die Zusamenkunfft verhindert. Bin üch ze dienen gantz gutwillig, mit bitt, wöllend dem Herrn Bullinger min gutwillig Dienst anzeigen. Tun üch Gott bevelchen.

Datum Glarus 23. Aprilis 1572.

Uew. dienstwilliger Melchior Häßi von Glarus.

---

60. Josias Simler an Ambrosius Püntiner, Stallhalter in Uri.

Ereneveſter, Fürsichtiger und wyser Herr. Ich bitt von ersten, üwer Ersam wysheit wölle mir nit verargen, das ich unbekannter

an Uech schriben, und wellind früntlich von mir min schriben und Begären uffnemmen. Es hat vor etlich Jaren min günstiger Herr H. Gilg Schudy seeliger gedächtnuß mich ermanet, die alten Inscriptiones unsers lieben Vaterlands gmeiner Eidtgnoschafft zu beschriben, und hat mir ouch mitgeteilt, was er mir vermeint zu sölichem dienstlich und fürderlich sin, harnach hat uns beid für gut angesechen, das die gantz History gmainer Eidtgnoschafft in Latin beschriben würde, da ich etwas angefangen Im übersendt und sin judicium noch bi Handen hab; nach langem viler fürnemmer Lüten ouch minem des geringsten anhalten hat er angfangen somlich Historiam in Tütsch ze beschriben, wie dann Ir desselbigen, als er mich berichtet, ein abgeschrifft habend durch Uewern Bruder gschriben, und was unser beider Fürnemmen, das nichts destweniger ouch in Latin den Frömbden zu dienst, alles mit guter ordnung beschriben wurd. Mithin hab ich gschriben ein Büchlin von den Eidtgnössischen Pündten und irem ursprung, ouch was schwerer kriegen darus gevolget; und zu dem hab ich ein anders vom Regiment angfangen, da hab ich das erst diser Tagen gen Lutzern geschickt an Herrn Seckelmeister zu der Gilgen, mit bitt sölichs zu besichtigen, und so In bedüchte, dises wert sin, das es publiciert werd, das anzuzeigen, ouch zu melden, wo etwas darin weri zu meeren, zu minderen, zu enderen oder sunst zu besseren, bin ich willig mich wysen zu lassen, dann ich will nit ein Bogen miner arbeit in Truck kommen lassen, der nit vor durch verstendige Lüt in den Orten sy gelesen und besichtiget worden; bin ouch vorhabens bi nechster Botschafft ouch Uew. wisheit ein exemplar zu zesenden, so ich so vil v. E. W. erlangen mag, das Sy unbeschwärt somlichs läse und judiciere, und diewil ich mit miner arbeit nüt anders suche, dann gmeinem Vatterland zu dienen, sin Lob und Eer bi frömbden Nationen zu fürderen, so langt an Uech und alle Liebhaber der Historien min früntlich dienstlich Bitt, mir in sölichem Fürnemen behulffen zu sin, dann ob ich wol ein grosse Behilff an Herrn Schudy sälig verloren, will ich doch nüt destminder mit Gottes Hilff in minem Latinischen Werk fürfaren, nit das ich sin grosse arbeit mir zueignen welle, sondern die gantz History in Latin beschriben, und wo ich mich siner arbeite bruche, wird ich in ipso opere und in der vorred des guten

Herren uff das eerlichist mit sonderer Dankbarkeit gedencken, wie billich. Ich han all die Histori in zween Teil abteilt, deren Jeder zimlicher Grösse. In dem ersten werden beschriben die Geschichten der Heluetier von den eltisten Ziten har vor Christi geburt bis ongefaar uff das 1519 Jar. Der ander Teil halt in des Landts beschribung, der fürnemsten Stetten, Schlösseren, Flecken, Wasseren, Bergen und Gelegenheit, Harkommen, item die alten Geschlecht und anders derglichen. Es wirt ouch von Uech und anderen verständigen wol mügen geurteilt werden, was arbeit ich angewendt, oder ob ich mich frömbder arbeit underziechen und rümen welle. So ich verstan, das üch dises nit widrig, will ich gern künfftigs Somers jetweders Werchs ein Teil üch zuschicken, dann ich, wie ouch vorgemeldet, one vorwüssen und willen verstendiger Lüten nit nur eines orts nüt will ußgan lassen; und diewil die Tütsch Chronik H. Stumpfen von etlichen offt beschuldiget und gestrafft wirt, bitt ich alle, so etwas Mangels wüssend, wellind mir sölichs anzeigen, damit sölichs möge verbesseret werden, ouch damit ich dest vollkommner min Buch de republica Helvetiorum in End bringen möge, bitt ich üch früntlich, üwer Wysheit welle mir einen Bericht geben uff dise Fragen, so in ingelegtem Zedel begriffen sind. Ich han gliche Fragen in merteil Orte gesandt und Bericht empfangen, allein manglet mir insonderheit der dryen Länderen und eltisten Orten Regimentsbeschribung, darum ich üch als einen erfarenen hierum anzusuchen mir fürgenommen. Bitt üwer Wysheit welle dises min Schriben mir für keine Freffenheit rechnen, dann nachdem und ich mich einmal uß Herren Tschudis vermanung der latinischen Beschribung Eidtgnössischer Sachen underzogen hab, und aber siner Hilff und Raats beroubet bin, wurd ich genötiget bi üch und vilen anderen Herren hilff und Raat zu suchen. Bitt also üw. Wysheit welle min ansuchen zu gutem uffnemmen, und mir hierin zu glegner Zit und wil mit früntlicher antwort und underrichtung willfaren. Hiemit will ich üw. Wysheit dem Schirm und der gnaden des allmächtigen bevolen haben.

Datum den letsten Hornung 1573.

V. E. W. dienstwilliger Josias Simler
Läser in der Schul Zürich.

Anhang.

B. Verzeichniß von Tschudis Schriften.

Tschudis Schriften und handschriftlicher Nachlaß.

Als Tschudi im Jahr 1572 gestorben war, erhielten sein Enkel und sein Schwiegersohn, Landammann Melchior Hessi, als Erben den schriftlichen Nachlaß desselben. Später kamen diese Schriften in Landammann Büsis und endlich in Landammann Fridolin Tschudis Hände, welcher im Jahr 1652 den Tschudischen Nachlaß auf sein Schloß Greplang brachte, wo derselbe bis zum Jahr 1770 aufbewahrt wurde. Die Hauptwerke des Geschichtschreibers, das Chronicon und die Gallia comata vervielfältigten sich allmälig durch Abschriften, welche besonders Klöster und auch Privaten anfertigen ließen. Schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts besaßen die Stifte von St. Gallen und Muri Abschriften der Chronik. Durch Mittheilung, noch mehr aber durch die Nachlässigkeit der Besitzer ging manches Stück des handschriftlichen Schatzes verloren. Die Herausgabe der Chronik durch Iselin und der Gallia comata durch Gallati erregte in hohem Grade das Interesse der Geschichtsforscher für die noch ungedruckten und größtentheils unbekannten Schriften Tschudis. Diesen günstigen Umstand suchte der Freiherr Joseph Leodegar Tschudi von Greplang zu benutzen, um die ganze Sammlung, welche sich noch in seinem Besitze befand, vortheilhaft zu verkaufen. In früheren Jahren wollte dieser Junker Tschudi das Original der Chronik dem Herausgeber derselben nicht mittheilen; mit kleinlicher Eifersucht bewachte der vornehme Herr den Schatz, dessen Werth er nicht zu würdigen verstand, bis er endlich durch zerrüttete Vermögensverhältnisse genöthigt wurde, die Manuscripte zu veräußern. Zu diesem Zwecke ließ der Freiherr ein Verzeichniß sämmtlicher noch vorhandener

Schriften durch den Druck bekannt machen. Diese Schrift erschien im Jahr 1767 unter dem Titel: „Zuverlässige Verzeichniß der annoch vorhandenen groß und kleinen Handschriften, welche der bei aller gelehrten Welt sehr hochgeschätzte Aegidius Tschudi theils mit eigener Hand geschriben, theils zu seinen vielen gelehrten Arbeiten gebraucht hat." Zürich bei Ziegler. In einem kurzen Vorbericht zu diesem Verzeichniß bestreitet der Freiherr, daß diese höchst schätzbaren Handschriften der Vermoderung preisgegeben seien, und versichert, daß besonders er sie gar wohl zu schätzen wisse. Indessen beweist das Aussehen manches Stückes aus dieser Sammlung, welche in der Folge von der Abtei St. Gallen angekauft wurde, daß man sie wenigstens früher nicht gar sorgfältig aufbewahrt hatte.

Von den 120 Nummern jedoch, welche in jenem Verzeichniß angeführt werden, darf man nicht glauben, daß es so viele für sich bestehende Werke seien; denn jeder Entwurf einer einzelnen Abhandlung, jedes Fragment, bloße Register sogar werden hier als besondere Werke angepriesen, und mitunter Schriften angeführt, welche gar nicht von Tschudi herrühren. Alles war nur darauf angelegt, die Sammlung einem Käufer recht wichtig zu machen, und damit inzwischen ja kein Gelehrter durch Einsicht und wahre Würdigung dieser Schriften dem Verkäufer sein Spiel verderben könne, so erachtete der Junker es nicht für thunlich, jedem Autorschaftsbegierigen selbige preiszugeben, sondern er behielt sie für sich, „um etwan mit Gelegenheit ein oder anders auf die gründliche Alterthumswissenschaft eiferndes Gottshaus oder eine Stadt oder hohe Schul damit erfreuen zu können."

Jenes Verzeichniß wurde nun die Quelle aller derjenigen, die Tschudis Handschriften anführen, ohne sie selbst gesehen zu haben. Haller in seiner Bibliothek der Schweizergeschichte bestimmt den Werth mehrerer Tschudischen Schriften nur nach den Angaben dieses Verzeichnisses. Sehr natürlich, daß Haller bei seinem weitläufigen Plan nicht alles selbst prüfen konnte! Ganz andere Forderungen darf man dagegen an einen Autor stellen, der wie Ildephons Fuchs, das Leben und die Schriften eines Mannes nach Urkunden zu beschreiben verspricht. Ein Solcher muß eine sonderbare Meinung von sich und dem Publikum haben, wenn er

zwar über jedes Werk mehr oder weniger räsonirt, aber schon in der Einleitung zu seinen sogenannten Rezensionen gestehen muß: er habe nur wenige Schriften des Mannes, zu dessen Lobredner er sich aufgeworfen hat, selbst zur Einsicht gehabt.

Bei einer genaueren Betrachtung der Tschudischen Manuscripte, welche Fuchs anführt, wird man finden, daß der ganze Nachlaß fast einzig und allein aus Entwürfen, Bruchstücken von Abhandlungen, unvollständigen Collectaneen u. s. w. besteht. Eine große Anzahl von Werken, welche Fuchs anführt und kritisirt, sind nichts anderes als bloße Skizzen, oder gar bloß Excerpte.

Nachträglich soll noch bemerkt sein, daß ein kleiner Theil der Tschudischen Manuscripte im Jahr 1772 von der zürcherschen Regierung angekauft wurde, welche Schriften sich jetzt im Staatsarchiv befinden. Die Tschudischen Sachen, welche das Kloster St. Blasien besaß, gingen mit dem Kloster durch eine Feuersbrunst zu Grunde.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geben wir ein revidirtes Verzeichniß *) von Tschudis sämmtlichen Schriften.

I. Allgemein historische Schriften.

Nr. 1. Eine chronologische Sammlung der merkwürdigsten Weltgeschichten von Erbauung der Stadt Troja bis auf das Jahr Christi 558. 240 Seiten, Fol. Diesem Titel fügt Fuchs die Exclamation bei: „Eine Schrift voll der auffallendsten Gelehrsamkeit und des Druckes nicht unwürdig." Ein deutlicher Beweis, daß er diese Schrift nie selbst gesehen hat; denn sie ist ein unausgearbeitetes Werk, wo noch nicht einmal Alles in gehörigen Zusammenhang gebracht ist. Viele Seiten

*) Dieses Verzeichniß, zum Theil die Arbeit des Herrn Georg Hartmann von St. Gallen, war ursprünglich für das Archiv der Schweizergeschichte bestimmt. Herr alt Staatsschreiber von Wyß hatte die Gefälligkeit, uns dasselbe mitzutheilen. Diejenigen Schriften, welche Fuchs irrthümlicher Weise, als von Tschudi verfaßt, in sein Verzeichniß aufgenommen hat, sind von uns entweder ganz außer Acht gelassen, oder dann von vorne herein als unächt bezeichnet worden. Weitaus der größte Theil der Tschudischen Schriften befindet sich in St. Gallen. Wo dieß nicht der Fall ist, findet sich jedesmal eine genauere Angabe.

und Blätter sind ganz leer, auf manchen sind Conti und dergleichen eingeklebt. Das Manuscript ist allerdings ein Denkmal von Tschudis Fleiß, aber des Druckes längst nicht mehr werth.

Nr. 2. Series chronologica von Erbauung der Stadt Rom bis auf das Jahr Christi 1097, in lateinischer Sprache. 288 Seiten in Fol. Auch in der Anzeige dieser Schrift folgt Fuchs nur dem Verkaufskatalog. Sie ist so wenig als die vorige ein ausgearbeitetes Werk, obgleich ein Beweis von Tschudis ausgebreiteten historischen Kenntnissen und unermüdetem Fleiße. Die Tabellen der Monatsbenennungen gehen voran; dann folgen die Begebenheiten selbst, mit Beisetzung der olympischen und römischen Jahre und der Zeitrechnung des Eusebius und Dionysius, wozu auch Inschriften und Urkunden benutzt werden. Aber die meisten Begebenheiten sind dennoch nur äußerst kurz berührt, und sehr wenige etwas ausführlicher behandelt, so daß das Ganze als bloßes Collektaneum zu betrachten ist.

Nr. 3. Evangelische Geschichte von der Geburt des Heilandes bis auf das Jahr 60 nach Chrsti. 214 Seiten in Fol.

Nr. 4. Antiquitates Romanorum. 450 Seiten in Fol. Auch hier folgt Fuchs nur dem Verkaufskatalog. Die 38 ersten Seiten sind eigentlich kein solches Lexikon, wie angegeben wird, sondern dieser erste Abschnitt scheint nach den beigeschriebenen Zahlen vielmehr nur ein Fragment von einem Register über irgend ein Werk gewesen zu sein. Dann folgen Inschriften, von welchen jedoch bloß der Inhalt angeführt wird; ferner expositiones inscriptionum, d. h. Erklärung einzelner Buchstaben, die statt ganzer Wörter sich auf Steinschriften befinden. Dann folgt eine Abhandlung über röm. Maaße und Gewichte; zuletzt noch zahlreiche antiquarische Forschungen, Excerpte, bloß für Tschudis eigenen Gebrauch.

Nr. 5. Chronologische Collektanea. 284 Seiten in Fol. Aus dieser Sammlung macht Fuchs, wiederum dem Verkaufskatalog folgend, 6 verschiedene Schriften, welche aber ihrem Inhalte nach zusammen gehören. Die ganze Sammlung ist in einem einzigen Folianten enthalten.

Nr. 6. Consules Romani ordine alphabetico usque ad Vitellium Augustum. 175 Seiten in Folio. Bloße Nomenklatur.

Nr 7. Familiae priscorum Romanorum in numismatibus occurentium. 12 Seiten in Fol. Ein Versuch, die alten römischen Geschlechter nach Golzius und seiner eigenen Münzsammlung näher zu bestimmen.

Nr. 8. Itinerarium Antonini. 87 Seiten in Folio. Bei sehr vielen Orten hat Tschudi die Benennungen anderer alten Schriftsteller und auch ihre neuen Namen am Rande beigefügt.

Nr. 9. Verzeichniß der Bischöfe von Straßburg von 349—1359. 12 Seiten in Folio. Ein bloßer Entwurf, aus lateinischen und deutschen Excerpten bestehend, und der Aufbewahrung nicht werth, da das Wesentliche in die Gallia comata eingerückt wurde.

Nr. 10. Zerschiedene alte Geschichten. 172 Seiten in Fol. Bloße Excerpte, die Tschudi für seine historischen und geographischen Arbeiten auszog.

Nr. 11. Osterrechnung von Christi Geburt bis 1569. 12 Seiten in Fol. Brauchbar für Tschudi und seine Zeit, jetzt veraltet.

Nr. 12. Verzeichniß der Könige der Lombardie (518—710). 2 Seiten in Folio. Das erste Blatt fehlt. Die angeblichen historischen Anmerkungen über die Maßen kurz, das Ganze schwer zu entziffern.

Nr. 13. Vollständiger Titel Herzog Karls von Savoien (1489—1512). Eine Seite in Folio. Eine Schande, daß ein so unbedeutendes Blatt in einem Verkaufskatalog als ein besonderes Werk eines Mannes wie Tschudi angeführt werden darf. Ohne Bedenken schrieb Fuchs den Blödsinn nach.

Nr. 14. Calendarium et prognosticon gentilium Romanorum. Nicht 1, sondern 22 Seiten in Fol. Eine Art Naturkalender, aus des Varro, Columella und Plinius Schriften zusammengetragen. Der Einfluß der Gestirne spielt eine bedeutende Rolle. Auch die Feste der Römer sind verzeichnet.

Nr. 15. Specialia von der Franche Comté. 13 Seiten

in Fol. Bloßes Namensverzeichniß; ein Abschnitt der Geographia Galliae antiquae.

Nr. 16. Geographica Hispaniae citerioris et ulterioris seu Lusitaniae. 228 Seiten in Fol.

Nr. 17. Geographica miscellanea. 163 Seiten in Fol. Fuchs folgt auch hier wieder nur den Worten des Verkaufskataloges. Bis auf Seite 79 finden sich meistens bloße Namensverzeichnisse der Völker, Provinzen u. s. w. Dann kömmt ein itinerarium maritimum. Seite 92: Vibii Sequestris libellus. Seite 101: Libri noticiarum compendium, ein Verzeichniß der Civil- und Militärwürden im occidentalischen Reiche. Seite 152: Antonini itinerarium und Auszüge aus Ptolomäus, die Lage des celtischen Gallien betreffend. Libellus provinciarum. Geographische Sachen. Alles äußerst fragmentarisch, weit mehr Citate als eigentliche Auszüge.

Nr. 18. Geographica Noricorum et Pannoniae. 57 Seiten in Fol. Auszüge und Citate aus alten Schriftstellern.

Nr. 19. Geographica Britanniae. 58 Seiten in Fol.

Nr. 20. Geographica Asiae. 282 Seiten in Fol.

Nr. 21. Geographica Africae.

Nr. 22. Geographica Macedoniae, Epiri, Graeci, Achajae, Moreae et Cretae. 105 Seiten in Fol.

Nr. 23. Karte der nordischen Königreiche und Länder. Sämmtliche Karten Tschudis, die Haller und Fuchs anführen, finden sich nicht in einer eigenen Sammlung, sondern sind in verschiedene Bände der Handschriften eingeheftet. Sie sind nicht mehr oder weniger werth als die von Münster, Stumpf und seiner übrigen Zeitgenossen. Diese Handrisse sind nicht alle vollendet und zum Theil durch Nässe übel zugerichtet.

Nr. 24. Geographica Bataviae. 21 Seiten in Fol.

Nr. 25. Verzeichniß aller Inseln im Mittelmeer. 10 Seiten in Fol.

Nr. 26. Verzeichniß der Europäischen Provinzen des konstantinopolitanischen Kaiserreichs. 12 Seiten in Fol.

Nr. 27. Geographica Judaeae. 30 Seiten in Fol.

Nr. 28. Alphabetisches Verzeichniß über Frankreich, Deutschland und die Schweiz. 13 Seiten in Fol. Tschudi selbst nennt diese Schrift: **Registrum meorum collectaneorum.**

Nr. 29. Geographisches Register über Völker, Provinzen u. s. w. in Europa, Asien und Afrika. 33 Seiten in Fol.

Nr. 30. Geographisches Lexikon über Syrien und Palästina. 219 Seiten in Fol.

Nr. 31. **Series regum Francorum cum rebus eorum gestis** (563—750). 25 Seiten in Fol. Auszüge aus den Quellenschriftstellern; das Ganze von wenig Bedeutung.

Nr. 32. Die alten deutschen Manns- und Weibernamen. 11 Seiten in Fol. Varianten der Schreibarten, unter welchen der nämliche Name vorkömmt.

Nr. 33. **Inscriptiones Galliae.** 23 Seiten in Fol. Hier kommen die römischen Inschriften vor, die bis auf Tschudis Zeit in der Schweiz gefunden wurden. Andere Inschriften als schweizerische finden sich nur wenige. Weitaus das Meiste ist in der Gallia comata abgedruckt.

Nr. 34. **Inscriptiones quae in provincia Noricorum inveniuntur.** 17 Seiten in Fol. Die wenigsten scheinen nach den Steinschriften kopirt zu sein. vid. Hall. IV. 190.

Nr. 35. **Inscriptiones Pannoniae.** 17 Seiten in Fol.

Nr. 36. **Inscriptiones Romanae.** 4 Seiten in Fol. Auch diese äußerst flüchtig nur nach ihrem Inhalt mitgetheilt.

Nr. 37. **Nomina locorum ex inscriptionibus desumpta.** 10 Seiten in Fol. Ein bloßes Register.

Nr. 38. Römische Münzen, von Tschudi selbst gezeichnet, mit weitläufigen Anmerkungen. 219 Seiten in Oktav.

Nr. 39. Beschreibung des Ursprungs der Donau. 46 Seiten in Quart. Ist nur eine flüchtige Skizze von 4 Seiten. Darauf folgen kurze Bemerkungen über andere Flüsse oder ihre Namen, über die von Städten, Bergen, Winden u. s. w. Die Schrift war eine erste Sammlung für ein geographisch-etymologisches Lexikon. Die Bemerkungen sind äußerst dürftig und bestehen oft nur in ein Paar Citaten — Seite 16. Nach diesem folgt

eine Anzahl von 55 Wappenschilden, von denen die meisten in das große Wappenbuch eingetragen sind. Dann kömmt ein alphabetisches Verzeichniß edler Geschlechter. Aus den vielen Ausstreichungen erhellt, daß Tschudi es schon anderswo benutzt hat. Endlich werden diese Geschlechter nach Kantonen und Distrikten abgetheilt.

II. Schriften über Schweizergeschichte.

a. Genealogische Schriften.

Nr. 1. **Lexicon genealogicum** der alten adeligen Geschlechter in der Schweiz. 63 Seiten in Fol. Nur ein Entwurf; sehr oft besteht der ganze Artikel nur aus einer Notiz von ein Paar wenigen Worten, kein einziger ist ausgearbeitet. Hier und da findet sich ein Körnchen, das man sonst vergebens suchen möchte. Die Quellen, woraus Tschudi schöpfte, führt er an den wenigsten Stellen an. Was Haller (II, n. 1964) und nach ihm Fuchs (II, 32) als eine besondere Genealogie der Grafen von Toggenburg und Werdenberg anführt, ist ein Auszug aus dieser Schrift von wenigem Belang. Haller und Fuchs thun der Schrift viel zu viel Ehre an.

Nr. 2. **Alphabetisches Register der alten Grafen, Freiherren, Ritter und Edelleute in der Eidgenossenschaft.** Der Adel so zu Basel hushablich und da gewonet hat und ouch des Regiments gewesen Anno 1200 und davor bis in 15. Jar, wie das uß Brieff und Sieglen erfunden und erlernt ist. Hernach folgende die Edel geschlecht und Burgstell, so in dero von Basel Herrschaft gelegen und gesessen sindt. 62 Seiten in Folio.

Das erste ist ein bloßes Namenregister, ohne irgend eine Bemerkung, der zweite Theil scheint das Register irgend eines Wappenbuches zu sein, da wirkliche Seitenzahlen beigesetzt sind. In der dritten Abtheilung sind zwar bei jedem Schlosse historische Bemerkungen beigefügt, die aber bei weitem nicht so wichtig sind, daß man sagen dürfte, die edlen Geschlechter und Burgen seien historisch beschrieben. Die zwei letzten Stücke scheint Tschudi kopirt zu haben. Vergl. Haller Bibl. II, n. 1832, n. 2090, n. 2089.

Nr. 3. Genealogie vieler Grafen, als von Toggenburg, Sargans, Lenzburg u. s. w.

Nr. 4. Stammtafel der alten Grafen von Windisch, von Guntram an, A. 870.

Nr. 5. Historische Anzeige vieler alten Burgen und Schlösser, auch deroselbigen Besitzer in der Schweiz. 13 Seiten in Fol. Tschudi selbst überschrieb diese Blätter „Burgstel und Edling ex Chronica Brennwaldi". Auch diese Schrift sollte nicht Etwas für sich Bestehendes sein, sondern sie wurde sichtbar zum Behuf anderer Arbeiten excipirt. Sie findet sich auch in dem großen Wappenbuch Tschudis. Vergl. Haller Bibl. I, n. 673, II, n. 1835.

Nr. 6. „Aegidii Tschudi illuminirtes Wappenbuch, mit ungefähr 4000 Wappen der alten adeligen Geschlechter, mit Anmerkungen derselben Schlösser, Burgen, Stammhäuser, und daraus entsprossenen Rittern und Edelknechten." Mit alphabetischem Register. Tschudi hat alle Wappen selbst gezeichnet. Das Werk findet sich außer in St. Gallen auch zu Zürich, Aarau u. s. w. Vergl. Haller II, n. 1836.

Nr. 7. Alphabetisches Verzeichniß des Bündtnerischen Adels. 12 Seiten in Fol. Ein Stück Register, dessen sich Tschudi für sein Wappenbuch bediente. Vergl. Haller II, 2116.

Nr. 8. Verzeichniß der alten edlen Geschlechter, Pfarreien und Schlösser im Toggenburg. In Folio. In dem großen Wappenbuch befinden sich 2 Blätter, die ein Namensverzeichniß von Toggenburgischen, Thurgauischen und St. Gallischen Burgen enthalten. Jene Blätter sind verschieden von diesem Verzeichniß. Fuchs theilt den ganzen Inhalt jener Blätter mit im 2. Band, pag. 168. Vergl. Haller Bibl. I, n. 884.

Nr. 9. Eine Wappensammlung in Quart. Nach dem Original ist die Copie, welche sich in St. Gallen befindet, gezeichnet durch Jakob Rauch, Stadtschreiber zu Rapperschwil im Jahr 1711.

Nr. 10. Ein anderes schön gemaltes Wappenbuch des Tschudi mit ungefähr 400 Wappen befindet sich auch zu St. Gallen. Es umfaßt die Ritter und Edeln, so in der Sempacherschlacht auf Seite des Herzogs Leopold umgekommen. Mit alphabetischem Register versehen. 128 Seiten in Quart.

Nr. 11. Veterum et nobilium familiarum gentilicia arma; seu insignia nobilium Helvetiorum, quorum potius stemma vel emortuum, vel in Imperio floret, pars autem adhuc in Helvetia degit, congesta ab Aegidio Tschudio de glarus, Landammano 1562. Man. in 8avo, in Zürich. Die Kopy in St. Gallen, verfertigt durch Jak. Rauch, Stadtschreiber in Rapperschwil, im Jahr 1711, enthält das Original nur zum Theil. Seite 153—162 ein Verzeichniß der Edelsitze und Geschlechter im Kanton Zürich. Seite 163—182: Namensverzeichnisse aus Heinr. v. Klingenbergs Geschichte. Seite 365—368: Verzeichniß des Bündtneradels, nicht alphabetisch. Seite 557—561: der Aargaueradel. Vergl. Haller II, n. 1836.

Nr. 12. Aegidii Tschudi Genealogia der Grafen von Habsburg. 15 Seiten in Fol. Nicht mehr in St. Gallen.

Nr. 13. Verzeichniß der alten Burgen und Schlösser im Kanton Unterwalden. 6 Seiten in Quart. Sehr dürftig, ohne viel Bedeutung.

b. Kirchengeschichtliche Schriften.

Nr. 1. Aegidius Tschudi Beschreibung, wie der christliche Glaube in Helvetia aufgekommen. Man. in Fol. Scheint verloren gegangen zu sein.

Nr. 2. Aegidii Tschudi, von den Stiftungen, Rechten, Einkünften u. s. w. verschiedener Klöster in der Schweiz. Man. in Fol.

Nr. 3. Verschiedene Abhandlungen von den Aebten von St. Gallen, Engelberg; von den Bisthümern Basel, Chur und Constanz; von den Stiften Schennis und Münster und andern. Man. in Quart.

Nr. 4. Verzeichniß der Bischöfe von Basel und Augst (349—1553). Unvollendet, bei einigen Bischöfen unbedeutende historische Bemerkungen. Vergl. Haller III, n. 849.

Nr. 5. Die Bischöfe von Chur, derselben Einkünfte, Pfarreien, Dekanaten, Collekten und Verzeichniß ihrer Burgen. 24 Seiten in Fol. Zusammengelesene Fragmente, ohne Ausar-

beitung in ein Ganzes, von verschiedener Hand geschrieben. Vergl. Haller III, 874.

Nr. 6. Die Bischöfe von Windisch und Konstanz (600—1537), die Decanate und Capitelssitze dieses Bisthums. 23 Seiten in Quart. Nichts ausgearbeitetes, manches ausgestrichen und vieles wieder hinzugesetzt. Vergl. Haller III, n. 879.

Nr. 7. Donationes Einsidlenses. Man. in Fol. 33 Seiten. In Einsiedeln, Engelberg und Aarau.

Nr. 8. Ein Sterberodel des Stiftes Einsiedeln (necrologium). Nicht von Tschudi selbst angefertigt, sondern bloß abgeschrieben.

Nr. 9. Bericht warum das Gotteshaus Einsiedeln wieder die Schirmvögte das Recht anzurufen gezwungen worden. Weder die eigentliche Schrift noch die Gegenschrift, welche Fuchs anführt (II, 37, n. 10), sind von Tschudi, sondern spätern Ursprungs. Vergl. Haller III, n. 1199.

Nr. 10. Bei Fuchs Nr. 11. Der Inhalt von diesem ganz falsch angegeben; die Schrift enthält bloß die Geschichte von St. Meinrad. 17 Seiten in Fol. Fuchs hätte ein Paar an den Rand geschriebene Worte nicht gelehrte Anmerkungen nennen sollen.

Nr. 11. Reihe der Aebte des Klosters Engelberg, oder wie im St. Galler Index der Titel lautet: Fondatio monasterii Engelbergensis ejusdem Abbates ab Anno 1083—1489. 11 Seiten in Fol. Die Abschrift einer äußerst kurz gefaßten älteren Chronik eines Ungenannten, wahrscheinlich aus dem Kloster Engelberg selbst.

Nr. 12. Liber Heremi. Eine Chronik von Einsiedeln. Das Original verbrannte im Jahr 1575. Tschudi hatte dasselbe abgeschrieben. Diese Schrift, abgedruckt im ersten Bande des Geschichtsfreundes, wurde im Jahr 1768 von Fürstabt Beda von St. Gallen nebst anderen Tschudischen Schriften angekauft, und von diesem dem Stifte Einsiedeln, für welches sie das nächste Interesse hatte, geschenkt. Die genannten Annalen beginnen mit dem Jahr 814 und reichen bis auf das Jahr 1298.

Nr. 13. Chronik von Einsiedeln. 170 Seiten in Fol. Sie erstreckt sich bis zum Jahr 1451.

Nr. 14. Chronik der Abtei St. Gallen. 66 Seiten in Fol. Sie umfaßt die Jahre 968—1084.

Nr. 15. Geschichte einiger Aebte von St. Gallen. 8 Seiten in Fol. Ein Fragment nicht von Tschudis Hand, er setzte aber eigenhändig Marginalia bei, die nicht von Bedeutung sind. Das Fragment beginnt mit Salomon von Ramschwag (907) und endet mit Heinrich von Gundolfingen (1417). Tschudi hat eigenhändig auf 16 eng geschriebenen Seiten eine lat. Geschichte der Aebte von Notker bis Ulrich III. beigefügt von 968—1084. Vergl. Haller III, 1315; 1316. Was das Spital zu St. Gallen jährlich dem Gotteshause zinse, was das Linsibühlamt und die von St. Katharina schulden. 13 Seiten. Der gemein Leheneid und des Gotteshauses Lehenschaft in der Stadt. 1 Seite. Herren Abt und Convents Rechtnung, so sie von ihres Gotteshauses wegen ansprechent innert der Stadt St. Gallen und ihrem Gericht innert den 4 Krützen, deren sie sich entziehen sollent. 7 Seiten in Fol. Alles ohne Jahrzahl, auch nicht alles von Tschudis eigener Hand geschrieben. Vergl. Haller III, n. 1316. Im gleichen Band wird auch noch angeführt: Die Rechte und Gerechtigkeiten, so das Gotteshaus St. Gallen über dasige Stadt und das Land Appenzell von Alters har gehabt. 83 Seiten in Fol. Ist eine Erzählung, wie seit den Zeiten Abt Georgs die Stadt fortwährend getrachtet habe, sich den Rechtsamen des Gotteshauses zu entziehen und eigne Freiheiten zu erhalten, so daß endlich Abt Ulrich auf den Gedanken gekommen, ein Kloster in Rorschach zu erbauen. Diese Schrift war schon 1481 verfaßt und damals schon theilweise abgeschrieben aus älteren Chroniken. Sie enthält für uns nichts Neues. — Registratur und fürwisser Inhalt der Briefen zwischen dem Gottshus St. Gallen und Land Appenzell. 20 Seiten in Fol. Bloß der summarische Inhalt von 35 Urkunden, Verträgen u. s. w. aus den Jahren 1324—1545. Vergl. Haller III, n. 1316.

Alle diese Schriften befinden sich in einem einzigen Foliobaud und sind von Tschudi zusammengestellt als wichtige Beiträge zur Geschichte des Stiftes St. Gallen. Fuchs macht aus der Sammlung verschiedene Schriften.

Nr. 16. Des Gottshus zu der Stadt St. Gallen Rechtungen und Gewohnheiten, als von Alters har-

kommen ist. 7 Seiten in Fol. Ein Auszug aus Briefen und Verkommnissen, wie der Titel ausweist, aber weder die Quellen noch die Jahre genannt. Das Meiste war schon zu Tschudis Zeit veraltet und abgethan; nur bei sehr wenigem setzte er an den Rand hin: gilt.

Nr. 17. Gesta ac fondatio Murensis Coenoby. 48 sehr eng geschriebene Folioseiten. Haller hat dies Manuscript richtig beschrieben (III, n. 1424) und Fuchs ist ihm wörtlich gefolgt. Die Stammtafeln dürfen nur mit Vorsicht gebraucht werden; Tschudi hat selbst vieles wieder ausgestrichen.

Nr. 18. Chronik von Muri. 137 Seiten in Fol. In Einsiedeln.

Nr. 19. Abbates Fabarienses. 3 Seiten in Folio. Vergl. Haller III, n. 1441. Zwischen dem Original und Hallers Abschrift findet keine Verschiedenheit statt, als daß im Erstern der als Zweiter angeführte Abt Gittra und der 13. Gwerdo genannt wird. Bei jedem Abt ist der Todestag angeführt. Das Ganze ist lateinisch.

Nr. 20. Chronik der Abtei Reichenau. 284 Seiten in Fol. In Einsiedeln?

Nr. 21. Chronik von Einsiedeln mit Urkunden. 56 Seiten in Fol.

c. Civilgeschichte.

Nr. 1. Römische Geschichten, 130 vor Chr. — 358 n. Chr. 117 Seiten in Fol. In Einsiedeln.

Nr. 2. Das uralt Schweizerland, in was für Stand, Cirk, Wesen und Regiment selbiges zu alter Zeit gewesen; was ouch für Inscriptiones oder alte heidnische Schriften und andere Antiquiteten vor wenig Jahren darin gefunden worden; von Aegidio Tschudi von Glarus Altlandamman daselbst, verzeichnet und beschrieben. Diese Schrift befindet sich in Einsiedeln. Wahrscheinlich ist sie bloß eine spätere Abschrift der „uralten alpisch Rhätia", welche von Sebastian Münster im Jahr 1538 ohne Vorwissen Tschudis herausgegeben wurde.

Nr. 3. Abhandlungen von den Sitten der alten Gallier, Germanier und Raurachen. Diese 3 Schriften sind ohne Zweifel nichts anderes als Fragmente aus der Gallia comata.

Nr. 4. Helvetiorum prisca libertas et consuetudo. 19 Seiten in Fol. Vergl. Haller IV, n. 91. Dürftige Skizze, ohne Zusammenhang, vieles ausgestrichen.

Nr. 5 Geschichte der Helvetier. 325 Seiten in Fol. Vieles fehlt, und manche Blätter sind verloren gegangen. Das Meiste aus dieser Sammlung wurde in die Chronik aufgenommen.

Nr. 6. Topographia historica omnium Galliarum. 373 Seiten in Fol., lateinisch.

Nr. 7. Geographia Galliae antiquae. 616 Seiten in Fol. Diese und die vorhergenannte Sammlung enthalten eine Unmasse von Excerpten, die später in der Gallia comata verarbeitet wurden. Ein schönes Denkmal von Tschudis Fleiß und auch jetzt noch für den Alterthumsforscher als Register von Werth. Den Inhalt gibt Fuchs ziemlich getreu.

Nr. 8. De ortu et moribus priscorum Gallorum. Ein bloßer Entwurf.

Nr. 9. Historia et gesta veterum Allemanorum ab. anno 214 usque ad a. 1252. Excerpte aus Urkunden und alten Schriftstellern.

Nr. 10. Collectiones Geographicae Germaniae cum cartis novem. 170 Seiten in Fol. Vergl. Haller IV, n. 157. Zuerst nach Ptolomäus eine Tabelle der Längen- und Breitengrade von den Flüssen und Bergen Deutschlands; dann eine Aufzählung der Völkerschaften nach ihren Wohnplätzen an Flüssen oder Gebirgen; hierauf die Längen- und Breitengrade der Städte und endlich der Inseln. Hernach die Bisthümer in Deutschland und Polen. Die deutschen Reichsstädte. Deutschland in 5 Völkerschaften und diese in ihre Stämme abgetheilt (Plin. lib. IV, 14). Eine Tabelle der alten Völker Germaniens. Ein alphabetisches Register der Flüsse, äußerst unvollständig und meistens in Citaten aus andern Schriftstellern bestehend; auf gleiche Weise folgen noch Register über die Völkerschaften, Berge, Städte u. s. w. Alles ist Lateinisch. Sodann ein ähnlicher Namensauszug (deutsch)

aus Münsters Cosmographie. Dann wieder lat. Fragmente aus Strabo und anderen Schriftstellern.

Nr. 11. Topographische Geschichte von Rhätien. 207 Seiten in Fol. Pag. 1—167 enthalten nur eine wörtliche Abschrift der prisca et vera alpina Rhaetia. Hie und da sind in Marginalien Stellen der Alten beigeschrieben. Nach Seite 167 folgen Excerpte, Uebersetzungen u. s. w., noch nicht geordnet und daher keineswegs des Druckes würdig, wie Fuchs meint.

Nr. 12. Aegidy Tschudy Glaronensis de prisca et vera alpina Rhaetia cum cetero alpinarum Tractu descriptio. Basileae 1538. Gr. Quart 16 Bogen. Dieß ist der Titel von der lateinischen Uebersetzung, welche Sebastian Münster von Tschudis deutscher Schrift anfertigte. Münster edirte beide Ausgaben, das deutsche Original und die lateinische Uebertragung, ohne Vorwissen Tschudis, was diesen sehr erzürnte, da er im Sinn gehabt, das Werk noch auszufeilen und erst später, mit mancherlei Zusätzen bereichert, zu veröffentlichen*). Der Titel des deutschen Buches heißt: „Die uralt, warhafftig Alpisch Rhetia, sampt dem Tract der anderen Alpgebirgen, nach Plinii, Ptolomäi, Strabonis ouch anderen Welt- und gschichtschriberen warer anzeigung, durch den Ehrnvesten und wisen Herren, Herr Gilg Tschudi von Glarus, etwo im Sarganserland, darnach zu Baden im Ergöw gmeiner Eidgnossen Landvogt, in Tütsch sprach zesammen getragen und jetz mit einer geographischen Tabel vßgangen." Basel 1538. — Das deutsche Exemplar, welches sich auf der Stadtbibliothek zu Zürich befindet, war einst Tschudis Eigenthum, der mit eigener Hand allerlei Marginalien hinzugefügt hat.

Nr. 13. Sammlung von Inschriften aus Pannonien und Noricum. In Quart.

Nr. 14. Sammlung von Inschriften, röm. Gesetzen, Friedensverträgen, Grabschriften u. s. w. von Tschudi auf seinen Reisen gesammelt. 156 Seiten in 5to.

Nr. 15. Eine Sammlung von Inschriften verschiedenen Ursprungs, meist aus der Schweiz.

---

*) Vergleiche darüber Gall. com. II, Einleitung.

Nr. 16. Geschichte der Cimbrier, Teutonen, Tiguriner, Tugener, Ambrener und andrer deutscher und helvetischer Völker, ihre Wanderschaften, ihre Siege und Unglücke. 93 Seiten in Fol. Ein Collektaneum, aus welchem das Wesentlichste später in die Gallia comata eingerückt wurde; so namentlich die fleißig gearbeitete Abhandlung über die Herkunft der Schwyzer.

Nr. 17. Anmerkungen zu Jakob von Königshofen Chronik. Diese Chronik gehörte zu Tschudis Bibliothek. Der Titel und das erste Blatt fehlen, der Marginalien von Tschudi sind nicht gar viele, und auch die beigefügten sehr unwichtig. Die Urkunden betreffen einen geschichtlich uninteressanten Prozeß der Grafen von Werdenberg-Sargans, und die angebliche Stammtafel enthält nur in vier Gliedern die Namen der Grafen, deren in diesem Prozeß gedacht wird. Auch was über den Prozeß des Grafen Georg von Sargans gegen den Bischof von Chur vorkömmt, kann wahrlich nicht eine Beilage vieler neuen Urkunden genannt werden. Der 766 Seiten starke Folioband enthält außerdem sehr Vieles, was nicht von Tschudis Hand ist. Die Chronik umfaßt 303 Seiten, 7 der Spruch von Argun; dann folgen bis ans Ende (bis auf Seite 766) die Sarganfischen Urkunden. Vergl. Haller IV, n. 372.

Nr. 18 Hauptschlüssel zu verschiedenen Alterthümern; oder gründliche, theils historische, theils topographische Beschreibung von dem Ursprung, Landmarchen, alten Namen und Mutterſprachen galliae comatae; auch aller darin theils gelegenen, theils benachbarten, und theils daher entsprossenen Land- und Völkerschaften, sonderheitlichen Helvetiae cis- et transrhenanae Rhaetiae primae et secundae, Germanorum, Allemanorum, Vindeliciorum, Bajorum, Rauracorum, Lepontiorum, Sequanorum, Salassorum et Valinsanorum ect.; samt darinnen befindlicher achtbarer Städten, Oertern, Inscriptionen, Antiquiteten und berühmter Familien u. s. f. geschrieben durch Aegidium von Glarus, genant Tschudi, aus dem Stammen der alten Freiherren von Flums, seiner Zeit gewest-regierenden Landamman des eidgenossischen souveränen Standes Glarus u. s. w., dessen altes auf dem Schloß Greplang aufbehaltenes Originalmanuscript, von

Wort zu Wort, und getreulich hiermit das erste Mal, dem Publiko zu lieb, herausgegeben wird von Johann Jakob Gallati, patricio glaronensi, und Pfarrherrn zu Berschis im Sarganser-Land. Konstanz 1738. in Fol. 479 Seiten. Dieser Titel ist ein Beweis von der Geschmacklosigkeit des Herausgebers, welcher das Original keineswegs, wie er behauptet, wörtlich wiedergegeben, sondern die Sprache desselben modernisirt und verschlimmbessert hat. Fuchs gibt ein ziemlich genaues Inhaltsverzeichniß der Gallia comata, welches aber nicht viel zu bedeuten hat. Für denjenigen, der das Werk selbst nicht liest, hat es keinen Werth, für denjenigen, der sich mit dem Inhalt desselben vertraut gemacht hat, noch weniger. Das Original der Gallia comata, welches Tschudi kurz vor seinem Tode an Simmler schickte, befindet sich auf der Stadtbibliothek in Zürich. — Die Ausgabe von 1778 hat bloß einen neuen Titel. Vergl. Haller IV, n. 87.

Nr. 19. Aegidy Tschudii gewesenen Landammans zu Glarus Chronicum Helveticum, oder gründliche Beschreibung, der sowohl in dem heil. Römischen Reich, als besonders in einer löblichen Eidgenoßschaft und angrenzenden Oertern, vorgeloffenen merkwürdigsten Begegnussen. Alles aus authentischen Briefen und Urkunden, auch größtentheils mit beigefügten Kopeyen aller zu dieser Historie dienlichen Dokumenten und Diplomatum, mit sonderbarem Fleiß, aus den vornehmsten Archiven löblicher Eidgenoßschaft zusammen getragen. Nunmehro zum ersten Mal aus dem Originali herausgegeben, und mit einer Vorrede und gehörigen Anmerkungen, wie auch einem Register versehen, von Johann Rudolf Iselin, J. U. D. Facult. jurid. Basil. assess. und der Königl. Preussischen Gesellschaft der Wissenschaften Mitglied.

Der erste Band dieses Werkes erschien zu Basel 1734, die Jahre 1000—1414 umfassend, der zweite ebendaselbst im Jahr 1736, die Geschichte der Jahre 1415—1470 enthaltend.

Schon Simmler hatte dieß Werk herausgeben wollen, allein er wurde daran verhindert, weil die Erben Tschudis das Manuscript nicht aus ihrer Hand geben mochten. Erst Iselin erwarb sich das Verdienst, die Herausgabe eines Werkes veranstaltet zu

haben, das zu den wichtigsten Monumenten vaterländischer Geschichte gehört und zu allen Zeiten gehören wird *).

Iselin legte seiner Ausgabe das Manuscript zu Grunde, welches sich im Kloster Muri befand und eine genaue Abschrift des Originalmanuscriptes sein sollte, welches Letztere dem Herausgeber von den Nachkommen Tschudis offenbar aus kleinlicher Eifersucht nicht mitgetheilt wurde. Nach dem Erscheinen des Werkes wurde von dem Besitzer der Urschrift, Tschudi von Greplang, behauptet, daß das Gedruckte von der Urschrift vielfältig abweiche, ja sogar, daß die Ausgabe Iselins des Tschudi gar nicht würdig sei. Wenn auch dieß Urtheil, wie bereits angedeutet, aus kleinlicher Eifersucht entsprungen sein mag, so ist doch etwas Wahres daran. Um darüber Gewißheit zu erhalten, bedürfte es bloß einer Vergleichung des betreffenden Manuscriptes. Leider aber war es nicht möglich, dasselbe zu erhalten, und zwar aus dem Grund, weil die Handschrift, gleich wie die Copie, die Iselin benutzt hat, sehr wahrscheinlich gar nicht mehr vorhanden ist. Einigen — freilich nur geringen — Ersatz gewährte uns das Autographon, d. h. der von Tschudi eigenhändig niedergeschriebene erste Entwurf der Chronik, welcher sich in 4 Bänden auf der Stadtbibliothek zu Zürich befindet **). Diese Urschrift ist überaus wichtig und nebst der Edition Iselins die Grundlage zu einer allfälligen neuen kritischen Ausgabe der Chronik. Erst in seinen letzten Lebensjahren hat Tschudi seine Chronik noch einmal gänzlich umgearbeitet, verbessert und demzufolge zwei Handschriften hinterlassen, von denen also Zürich die Erstere, mehr ein Concept, selbst vielfach gestrichen und korrigirt, besitzt. Der späteren Handschrift hat Tschudi eine Menge Urkunden beigefügt, auch manches verbessert, was im Autographon unrichtig angegeben ist. So schreibt das Zürchermanuscript den Kauf Luzerns vom Kloster Murbach König Albrecht zu und setzt ihn ins Jahr 1298, freilich gestrichen und mit der Andeutung, daß er ins Jahr 1291 unter Rudolf gehöre, wo er sich in der Basler-

*) Anstatt, wie Fuchs gethan hat, den betreffenden Abschnitt aus Haller (IV, n. 401) auszuschreiben und breit zu treten, geben wir in dem Folgenden die Resultate eigener Forschung. Damit ist zu vergleichen die kleinere Abhandlung des Verfassers im 10. Band des Archives für Schweizergeschichte.

**) Man. A. 57—60: 662—664.

ausgabe in vielfach verbesserter Redaktion nun wirklich befindet. In der Baslerausgabe ist so zu sagen eine förmliche Abhandlung über die Vorliebe von Städten und Ländern unter den Schirm von Gotteshäusern zu kommen (vergl. 1291); im Manuscript steht fast nichts. In der Baslerausgabe sprechen wohl sechs Seiten über das Projekt Albrechts seinen Söhnen drei neue Fürstenthümer zu gründen, im Manuscript eine Einzige. Von dem Friedensbündniß zwischen Zürich und Albrecht nach der Schlacht bei Winterthur, befindet sich dessen ganzer Inhalt im Druck, im Manuscript nur die Ueberschrift und leerer Raum. Im Autographon stand (1306) statt des von Wolfenschießen, Amtmann, überall „Landenberg, Landvogt". Sehr charakteristisch ist es auch, mit welcher Energie und Derbheit Tschudi in seinem Autographon von den Päpsten und der Geistlichkeit spricht, deren Anmaßung und Verdorbenheit entschieden gerügt werden. In den späteren Manuscripten und daher auch in dem Gedruckten sind diese Stellen sehr verkürzt und im Ausdruck gemildert. Die Sprache des Autographons ist sehr verschieden von derjenigen in Iselins Ausgabe. In Jenem ist sie ursprünglich, frisch und kräftig, in dieser modernisirt und — verwässert *). Im Manuscript finden sich ferner etwa 50 Urkunden, die im Gedruckten fehlen, und bis jetzt zum größten Theil unbekannt geblieben sind. Hinwieder enthält die Ausgabe von Iselin manche Notiz, die nach unserer Ueberzeugung gar nicht von Tschudi herrühren kann. So nehmen z. B. in dem Gedruckten die Zürcher an dem Zuge gegen Ottokar Theil, das Autographon meldet davon nichts, und — Tschudi schreibt „kurz vor seinem Tode" in einem Brief an Simler gründlich und einleuchtend dagegen. Also kann er unmöglich in der Ueberarbeitung des Autographons jenes Faktum behauptet haben. Diese Bemerkungen dürften genügen, um das Bedürfniß einer neuen kritischen Ausgabe des großen Geschichtswerkes nachzuweisen, weil die Iselinsche Edition den Anforderungen unserer Zeit gar nicht mehr entspricht, und auch — weil eine neue Ausgabe höchstens halb so viel kosten würde, als die bereits selten gewordene Baslerausgabe.

*) Der Verfasser hat die Beschreibung der Schlacht bei Näfels nach dem Autographon Herrn Kurz in Aarau mitgetheilt, welcher dieselbe in seine neue „Literaturgeschichte mit Proben" aufgenommen hat.

Tschudi arbeitete an dem Chronicon sein ganzes Leben hindurch, beständig war er bemüht, neue Beiträge zu sammeln. In seinen letzten kränklichen Tagen nahm er das Werk nochmals vor, und es ist ziemlich wahrscheinlich, daß Tschudi dasjenige, was uns Iselin durch den Druck geliefert hat, noch vor seinem Tod wenigstens theilweise ins Reine gebracht. Wegen Schwäche der Hand, mußte Tschudi seinem „Stiefsohn aus Uri" das Werk diktiren.

Nr. 20. Ungedruckte Fortsetzung der Chronik, die Geschichte der Jahre 1472—1564 umfassend.

Schon im Jahr 1772 wollte Joh. Konr. Fäsi in Zürich die Fortsetzung der Tschudischen Chronik mit historischen Erläuterungen herausgeben. Johannes Müller suchte dessen Vorhaben zu fördern durch einen begeisterten Aufruf, den er an alle Freunde helvetischer Geschichte erließ *). Allein Fäsi konnte aus verschiedenen Gründen seinen Plan nicht ausführen, was aber nicht zu bedauern ist, weil er entgegen dem Wunsche Müllers die Chronik nicht rein und unzerstückelt, sondern umgearbeitet veröffentlichen wollte. Diese Arbeit Fäsis umfaßt mehrere Quartbände und befindet sich auf der Stadtbibliothek zu Zürich. Es war Johannes Müller nicht vergönnt, seinen Lieblingsgedanken verwirklicht zu sehen; hätte er den Abend seines Lebens im Vaterlande zugebracht, wahrscheinlich würde er selbst Hand ans Werk gelegt haben. Im Jahr 1828 erschien endlich im 4. Bande der Helvetia die Fortsetzung der Tschudischen Chronik, den Zeitraum von 1472 bis 1516 umfassend. So war also dem Wunsche unseres großen Geschichtschreibers scheinbar ein Genüge geschehen.

Es ist nun auffallend, daß unsere Geschichtsforscher bis zur Stunde diese sogenannte Fortsetzung wirklich für Tschudis Arbeit gehalten haben, während doch dieselbe ganz sicher nicht von Tschudi herrührt **). Das Ganze umfaßt etwa 160 Druckseiten, und davon ist bloß der Anfang (pag. 464—483) wirklich von Tschudi, alles Uebrige ist nicht Tschudis Werk. Daß dem so ist, darauf

*) Sämmtliche Werke Band IV, 319—324.

**) Auch Glutz-Blotzheim zweifelte nicht im Geringsten an der Aechtheit dieser Fortsetzung von Tschudi, und zitirt dieselbe sehr häufig.

hätte schon das von Haller in seiner Bibliothek der Schweizergeschichte mitgetheilte Bruchstück führen sollen, welches den Verrath an Ludovico Sforza erzählt. Man vergleiche einmal jene Erzählung mit derjenigen bei Balthasar, und es ist sofort einleuchtend, daß dieselben zwei verschiedenen Verfassern angehören. Den schlagendsten Beweis für unsere Behauptung erhielten wir aber durch die Entdeckung, daß jene sogenannte Fortsetzung nichts anderes ist als eine Kopie aus den Chroniken von Brennwald und Silbereisen. Auf der Stadtbibliothek in Zürich befindet sich nämlich ein Manuscript*), welches fast ganz aus Brennwald ausgeschrieben von Anfang bis zu Ende wörtlich mit der sogenannten Fortsetzung des Tschudi übereinstimmt. Daraus geht hervor, daß ein gleichlautendes Manuscript, welches Tschudis Namen trug, von Balthasar für die Fortsetzung der Chronik gehalten und als solche veröffentlicht wurde. Durch das freundliche Fürwort des zürcherischen Erziehungsrathes gelang es uns, die ächte Fortsetzung aus der Aargauer Kantonsbibliothek für einige Zeit zu erhalten. Dieß Manuscript, früher in Zurlaubens Bibliothek, ist allen Nachforschungen zufolge das Einzige, welches die Fortsetzung enthält, weßhalb wir denn die Mühe nicht scheuten, eine genaue Abschrift davon anzufertigen. Die Notiz bei Haller, daß sich die Fortsetzung in zwei Exemplaren in Zürich befinde, ist nämlich unrichtig. Die sogenannte Sammlung Tschudischer Dokumente im Zürcher Staatsarchiv enthält fast nichts als Urkunden und Abscheide, das Manuscript von Zurlauben dagegen außerdem noch sehr viel zusammenhängende Erzählung. Doch bestätigte sich im Ganzen die Angabe Hallers und die Vermuthung von Glutz-Blotzheim, daß Tschudi die Fortsetzung, d. h. den Zeitraum von 1472—1564, nicht mehr überarbeitet habe. Dessenungeachtet ist dieselbe, wenn auch bloß ein erster Entwurf, von größter Wichtigkeit**). Am ausführlichsten sind die Burgunderkriege, die Geschichte Waldmanns und die italienischen Feldzüge behandelt. Auch zwei Lieder auf den Sieg bei Grandson aus Diebold Schilling hat Tschudi in sein Werk aufgenommen. Die Sprache derselben

*) A. 88; 109.

**) Im Archiv für Schweizergeschichte Bd. 10, hat der Verfasser zwei sehr interessante Fragmente mitgetheilt.

Nr. 30. Urbarium von den Rechten der Eidgenossen zu Sargans, gestellt von Gilg Tschudi, Landvogt, auf Befehl der sieben regierenden Orten. Actum Sargans den 14. Hornung 1530. 47 Seiten in Fol. Nur eine Abschrift. Vergl. Haller VI, n. 1752.

Nr. 31. Verzeichniß aller Landvögte auf den gemeinen eidgenössischen Landvogteien. Das Verzeichniß geht bis zum Jahr 1571 und enthält auch einige historische Erläuterungen ohne Bedeutung. Es ist nur zum Theil Tschudis Werk und von fremder Hand fortgesetzt.

Nr. 32. Tschudi soll die Chronik von Fründ, die den alten Zürcherkrieg beschreibt, abgeschrieben und mit Anmerkungen und Zusätzen bereichert haben. Fuchs sagt, die Kopie liege in St. Gallen?? Wenn es wahr wäre, ein trefflicher Fund!

Nr. 33. Eidgenössische Bündnisse und Verträge vom Jahr 1251 bis 1586. 308 Seiten in Fol. Kein Buchstabe von Tschudis eigener Hand, sonst ist die Sammlung dem Titel angemessen und enthält 58 Abschriften, doch meist allgemein bekannte Urkunden.

Nr. 34. Der acht alten Orten Zins-Rodel nach Uswysung des Urbars in der Stadt und Landschaft Baden. 29 Seiten in Fol. Ein Manuale, das Tschudi als Landvogt anfertigte.

Nr. 35. Anschlag der Mannschaft im obern Thurgau. 3 Seiten in Fol. Den ganzen Inhalt hat Fuchs abdrucken lassen. Tschudi schrieb dieß Verzeichniß nieder, als er 1532 Obervogt in Rorschach war.

Nr. 36. Verzeichniß der Kommenthure zu Luggern und Klingnau vom Jahr 1251—1506. 8 Seiten in Fol. Excerpte, viel durchgestrichen. Solcherlei Verzeichnisse verdienen eigentlich nicht unter den Schriften Tschudis als besondere Arbeiten aufgeführt zu werden.

Nr. 37. Kurze historische Beschreibung des Berneroberlandes. 9 Seiten in Quart. Unbedeutend.

Nr. 38. Eine lateinische Beschreibung, darin gezeigt wird, wie die Familie Tschudi die Mayerei des Stiftes Seckingen durch mehrere Jahrhun-

derte ununterbrochen verwaltet habe. Vergl. Leu helv. Lex. XVIII, 344.

Nr. 39. Verzeichniß der im Jahr 1306 von dem Hause Oestreich besäßenen Städten, Dörfern, Schlössern in dem Elsaß, Aargau, Thurgau, Schwaben, Breisgau. Vergl. Leu loc. cit. Nach unserer Vermuthung nicht von Tschudi selbst, sondern ein Fragment des unter Nr. 22 angegebenen Urbars.

Nr. 40. Geschichte der Helvetier; auch von dem Ursprung einiger Städte und Kantone in der Eidgenossenschaft. 103 Seiten in Fol.

Nr. 41. Geographische Sammlung von Italien. 48 Seiten in Fol. Excerpte.

Nr. 42. Geographica von dem Aargau, Thurgau und Rauracher. 11 Seiten in Fol. Die Orte werden bloß mit ihren Namen angeführt und ihre Lage an Seen und Flüssen näher angegeben.

Nr. 43. Fundatio Monasterii S. Trudperti. Fundatio Ecclesiarum Canonicorum Tiguri et Lucernae. Fundatio Monasterii Murbachensis et acquisitio Monasterii Sancti Leodegarii Lucernae. Vergl. Briefe Tschudis an Simler. 7 Seiten in Fol. Die Abschriften dieser lateinischen Urkunden sind nicht von Tschudis Hand, und durch Nässe so sehr verdorben, daß sie zum Theil kaum mehr zu lesen sind.

Nr. 44. Eine Sammlung von 31 alten Urkunden aus dem 14. und 15. Jahrhundert. 66 Seiten in Fol.

Nr. 45. Quaedam de episcopis Vindonissae et Constantiae, ab anno Christi 600 usque ad annum 1537. Item decanatus et sedes capitulorum dioecesis Constantiensis. 15 Seiten in Folio.

Nr. 46. Regierungsgeschichte aller Aebte von St. Gallen von dem heil. Gallus an bis auf Rudolf von Montfort, 1329. In Quart, 85 Seiten.

Nr. 47. Eine Sammlung vieler Inschriften, theils auf Münzen, theils auf Grabsteinen, Säulen u. s. w. Auch ein Calendarium vetustissimum Romanum, so zu Rom in dem Haus Petri Vallensis angeschrieben. 154 Seiten in Quart.

Nr. 48. Materialien zur Schweizergeschichte, die Jahre 1116—1199 umfassend, zum Theil nicht in die Chronik aufgenommen.

Nr. 49. Zwei sogenannte Chroniken. Die Eine umfaßt die Jahre 1—64, die Andere geht von 114—1501. Jedenfalls nur Collektaneen, vielleicht nicht einmal von Tschudi.

Nr. 50. Ein Lexikon über alle auf Münzen, Grabsteinen u. s. w. vorkommende Figuren, mit historischen Erläuterungen in lateinischer Sprache.

Nr. 51. Rechte, Gerechtigkeiten und Einkünfte der alten Stände Zürich, Luzern, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus in der Herrschaft Baden und freien Aemter, Rheinthal, Thurgau u. s. w. Eine Kopie, welche Tschudi als Landvogt für seinen Gebrauch anfertigte.

III. Theologische Schriften.

Nr. 1. „Von der Religion, den Walfarten, fürbit der heiligen und Abgestorbenen, ouch von anbätten, vereerung der helgen Bildern." 117 Blätter in Fol. Diese Schrift hat Fuchs gelesen und daraus einen Auszug geliefert. Er spricht sich über dieselbe folgendermaßen aus: „Diese Schrift setzt die Geschichte der Reformation in ein besonderes Licht; denn sie behandelt die Gegenstände ganz nach damaligen Zeitumständen, und man merkt es ihr an, daß Tschudi nach einem historischen Plan gearbeitet hat. Diese und nachfolgende theologische Schriften verleiten mich auf die Vermuthung, Tschudi sei in seiner Jugend durch besondern theologischen Unterricht zum geistlichen Stande bestimmt gewesen. Diese Vermuthung gilt um desto mehr, weil Tschudi einen Vater von fünfzehn Kindern hatte."

Nr. 2. „Von dem fägfür." Dieses apologetisch-polemische Werk, das uns in Tschudis kirchliche Denkungsart und theologische Bildung einen Blick gewährt, handelt zwar allerdings am ausführlichsten vom Fegfeuer, bespricht aber auch andere unterscheidende Hauptpunkte des katholischen Religionssystems. Tschudi ergeht sich bisweilen in Schilderungen und Expektorationen, die dem Leben und der Wirklichkeit entnommen sind, wobei er in der Praxis seiner eigenen Kirche manches mit großem Freimuthe rügt und tadelt, doch nichts destoweniger an ihrem Lehrbegriff und Disciplin entschieden festhält, und gegen die Evangelischen, die er „die Widerpart" oder auch „die Sektischen" nennt, eine oft herbe, mitunter einseitige Polemik richtet. — Tschudis Schrift vom Fegfeuer, deren Existenz bisweilen bezweifelt wurde, befindet sich unter den Handschriften von Pfäffers. Das ziemlich voluminöse Manuscript (304 Folioseiten) schenkte im Jahr 1640 Frau Anna Maria Tschudi von und zu Glarus ihrem Sohne Joh. Gabriel Dolder von Glarus, von welchem es im Jahr 1642 dem Abte Beda Fink zu Pfäffers überlassen wurde.

Nr. 3. „Collectanea." Ueber verschiedene theologische Streitfragen. Tschudi sandte diese Schrift an Abt Joachim (vergl. Brief Nr. 15) zur Benutzung beim Concil. Sie scheint nicht mehr vorhanden zu sein.

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: Oct. 2002

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN PAPER PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

LIBRARY OF CONGRESS
0 010 034 082 3